<36620205190019



Charlotte Auguste Gräfin Kielmannsegge in ihrem 85. Jahre.
Nach einer Photographie.



Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf.
Nach einer Photographie.

Gräfin Kielmannsegge

und

Kaiser Napoleon Buonaparte I.

Geschichtlicher Memoiren-Roman

von

Eduard Maria Oettinger.

Neue billige Ausgabe.

Erster Band.

Brünn, 1866.
Verlag von Fr. Karafiat.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Erstes Kapitel.

Am 16. September des Jahres 1776 herrschte am kurfürstlichen Hofe zu Dresden große, peinlich auffallende Unruhe. Vom Oberhofmarschall, Karl Friedrich von Schönberg auf und zu Maren, bis herab zum Hausmarschall, Peter August von Schönberg auf und zu Neusalz, rannte der vielköpfige und dennoch größtentheils kopflose Schwarm der Hofschranzen in den vielen Gängen und Vorzimmern der kurfürstlichen Residenz unruhig hin und her. Der Hofmarschall, Otto Christian von Schönberg auf und zu Bornitz, kratzte sich abwechselnd mit der Rechten die weingeröthete Nasenspitze und mit der Linken seine ziemlich umfangreichen Ohren, während er sich diplomatisch leise und vorsichtig mit dem General-Postmeister, Geheimen Rathe und Ritter des Danebrog-Ordens, Adam Rudolph von Schönberg, unterhielt, welcher kurz vorher den kurfürstlichen Befehl erhalten hatte, ungesäumt im Schloße zu erscheinen. Der Ober-Kammerherr, Graf Ludwig Siegfried Vitzthum von Eckstädt, Ritter des kaiserlich-russi-

schen Sanct Andreas-Ordens, hielt den Kämmerer und Günstling des Kurfürsten, den wirklichen Geheimen Rath und Ritter des toscanischen Sanct Stephan-Ordens, Grafen Camillo Marcolini, an einem der unzählig vielen Knöpfe seiner krebsrothen Uniform fest und goß einen wahren Platzregen heimlich geflüsterter Worte in das aufmerksam gespitzte, trichterartig geformte Gehörsorgan des schlauen Italieners, der von der Spitze seiner weißgepuderten Perücke bis herab zur Sohle seiner mit silbernen Schnallen geschmückten Schuhe ganz Ohr war. Der Ober-Stallmeister Graf Heinrich Gottlieb von Lindenau, wirklicher Geheimer Rath und Ritter des russischen Sanct Alexander-Newsky-Kreuzes, der Ober-Hofjägermeister Karl Sigismund von Schirnding, der Ober-Küchenmeister Melchior Heinrich von Breitenbauch, der Reisemarschall und Kammerherr Graf Johann Caspar Gottlieb von Rex, und der Directeur des plaisirs Friedrich August von Koenig standen sprachlos wie versteinerte Götzenbilder und erwarteten, wie die Andern, in sichtbarer Aufregung die Ankunft des Beichtvaters Seiner kurfürstlichen Hoheit, des von Gottes Gnaden regierenden Kurfürsten Friedrich August von Sachsen. Dieser Beichtvater gehörte dem Orden Jesu an und hieß Reverendus Dominus Pater Franciscus Herz.

Eine halbe Stunde vorher war dem kurz zuvor neuernannten Hauptmanne der Schweizer-Garde, Freiherrn Johann Joseph von Forell, der Befehl ertheilt worden, sämmtliche Ein- und Ausgänge des Schlosses und vorzugsweise die Thüren der von der Kurfürstin-Mutter bewohnten Gemächer zu besetzen, Niemand hinaus- und keinen Andern einzulassen, als den R. D. P. Franciscus Herz, der, beiläufig erwähnt, schon länger als zwanzig Minuten vergeblich auf sich warten ließ.

Während dieser Zeit hatte die Unruhe, die sich im Innern des Schlosses kundgab, auch außerhalb desselben raschen Wiederhall gefunden. An der katholischen Hofkirche, in der Schloß- und Sophien-Straße hatten sich dichte Gruppen neugieriger Spießbürger gebildet, die — weil sie sämmtliche Eingänge des Schlosses durch die schon damals nicht sehr beliebten Rothröcke besetzt sahen — auf die abenteuerlichsten Muthmaßungen geriethen, sich Geschichten der unglaublichsten Art ins Ohr raunten und ungeduldig der Dinge harrten, die nun geschehen sollten.

Der Kurfürst selbst, der sechsundzwanzigjährige Sohn und Nachfolger seines am 17. December 1763 heimgegangenen Vaters Friedrich Christian und der kurbayer'schen Prinzessin Maria Antonia Walpurgis,

saß, umgeben von seinem Rathe, der aus den sieben Conferenz-Ministern: Rupert Florian von Wessenberg Freiherrn von Ampringen, Ritter des polnischen weißen Adler-Ordens, seinem Bruder Philipp Carl, Ritter des kurpfälzischen Löwen-Ordens, Hieronymus Friedrich von Stammer, Landvoigt der Ober-Lausitz, Friedrich Ludwig von Wurmb, Commandeur des k. k. Sanct Joseph-Ordens, dem Grafen Andreas von Riaucourt, dem Freiherrn Christian Gotthelf von Gutschmid und dem Grafen Adolph Heinrich von Schönberg bestand. Diese Herren wurden vom Volke der Rath der bösen Sieben genannt.

Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgangen sein, daß unter dem früher aufgezählten Schwarme von Hof-Chargen sich nicht weniger als Vier aus dem Geschlechte derer von Schönberg befanden. Man hieß sie das vierblätterige Kleeblatt.

Jeder dieser Herren von Schönberg (sie stammen Alle aus Meißen her) hatte die ziemlich abgeschmackte Angewohnheit, sich mit seiner Abkunft von jenem Nikolaus von Schönberg zu brüsten, welcher — geboren am 23. August 1472 — einziger Sohn des kursächsischen Raths und Hofmarschalls Dietrich von Schönberg — auf der Universität zu Pisa studirt hatte und dort, durch die Predigten des hochgelahrten Domini-

kaner-Mönchs Girolamo Savonarola zum Katholicismus bekehrt, in den Dominikaner-Orden des Klosters San Marco in Florenz aufgenommen worden war. Bald darauf hatte er den Kummer gehabt, seinen Lehrer und Bekehrer Savonarola, der den sittenlosen Lebenswandel Alexander's VI., gebührend an den Pranger gestellt und dessen schamlosen Umgang mit der römischen Buhlerin Rosa Vanozza rücksichtslos gebrandmarkt hatte, dafür in's Gefängniß geworfen, dort auf die Folter gespannt und auf Befehl jenes Papstes zum Feuertode verdammt zu sehen, welche Strafe an Savonarola auf dem öffentlichen Markte zu Florenz am 23. März 1498 vollzogen ward. Niemand war darüber untröstlicher gewesen, als sein dankbarer Freund und Schüler, Nikolaus von Schönberg, welcher blutige Thränen vergoß, als der durch römisches Gold erkaufte Pöbel die ehrwürdige Asche des auf dem Scheiterhaufen lebendig verbrannten Märtyrers jauchzend in den Arno warf. — Acht Jahre nach dem Tode Savonarola's wurde Nikolaus von Schönberg zum Prior seines Klosters, bald darauf zum Provinzial seines Ordens in Jerusalem und 1508 zum General-Procurator der Dominikaner am römischen Hofe erwählt. Bei Papst Julius II., dem Nachfolger des dritten Pius, wie bei Leo X., dem Nachfolger des zweiten Pius, stand er

wegen seiner Klugheit und Gelehrsamkeit in so hohem Ansehen, daß Letzterer ihn zum Erzbischofe von Capua erhob. — Später bekleidete er das Amt eines päpstlichen Nuntius am Hofe zu Madrid und in Ungarn. Von Clemens VII. wurde er an König Franz I. nach Paris geschickt, um zwischen diesem und Kaiser Karl V. den Frieden zu vermitteln. In Folge dieser Sendung hatte Nikolaus von Schönberg das Unglück gehabt, auf Befehl des allerchristlichsten Königs von Frankreich und Navarra in Avignon verhaftet und dann erst in Freiheit gesetzt zu werden, als im Jahre 1529 der sogenannte Damenfriede von Cambray zu Stande kam, auf welchem nun auch Monsignore Schönberg als Abgesandter des heiligen Vaters erschien. — Nach dem am 25. September 1534 erfolgten Ableben Seiner Heiligkeit Clemens VII. waren für unsern deutschen Landsmann die Chancen so günstig gewesen, daß dessen Erwählung zum Papste und Statthalter Christi so zu sagen nur an Einem Haare hing. — Nachdem Paul III. den Stuhl des heiligen Petrus bestiegen hatte, beeilte er sich, seinen Freund und Rathgeber, Nikolaus von Schönberg — im Jahre 1535 — zum Cardinal zu ernennen. Als Solcher starb unser Landsmann zu Rom am 9. September 1537, im fünfundsechszigsten Jahre seines vielbewegten Lebens, und hinterließ den Ruf

eines ebenso gewandten Staatsmanns wie ausgezeichneten Kanzelredners.*)

Sothaner Cardinal war der Stolz und die Freude derer von Schönberg, die sich in jeder Pore geschmeichelt fühlten, daß Einer ihrer Vorfahren Freund und Rathgeber so vieler Päpste und selbst nahe daran gewesen war, auch sein Haupt mit der Tiara geschmückt zu sehen. Leute, die kein eigenes Verdienst haben, pflegen sich um so eifriger mit jenem ihrer Urahnen zu schmücken, und so geschah es auch hier, daß jeder der vier Herren von Schönberg im Hofstaate des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen bei jedem Anlasse zu sagen pflegte, daß Einer der ihrigen Cardinal, und daß ein Anderer ihrer Vorfahren, Heinrich Graf von Schönberg, der sich später Schomberg genannt, zur Zeit Ludwig's XIII. Marschall von Frankreich und Gouverneur von Languedoc gewesen war.

Während dieser kurzen, durchaus nicht unwichtigen Abschweifung vom eigentlichen Laufe unserer Erzählung hat sich im kurfürstlichen Schlosse der ehrwürdige, mit profaner Ungeduld erwartete Beichtvater Friedrich Au-

*) Seine gesammelten Predigten erschienen, herausgegeben von seinem Vetter, Johannes von Schleinitz, damaligem Domherrn und spätern Bischof von Meißen, im Jahre 1513 und 1684 zu Leipzig, neu herausgegeben von Adam Rechenberg.

gust's endlich eingefunden und sich, schweißtriefend, nach dem Conferenzsaale begeben, um der Einladung Seiner kurfürstlichen Hoheit pflichtschuldigst nachzukommen.

— Wir haben Euch rufen lassen, ehrwürdiger Vater, begann der Kurfürst, der inmitten der Räthe seines Cabinets auf einem grünsammtenen mit dem goldgeschmückten Wappen Kursachsens gezierten Lehnstuhle saß, um auch Eure Meinung zu vernehmen über einen seltenen, vielleicht noch niemals dagewesenen Fall, der Unser kurfürstliches Gewissen dermaßen beunruhigt, daß es Uns schier an Muth gebricht, Euch diesen unerhörten Fall mitzutheilen.

— Ich bitte und beschwöre Ew. kurfürstliche Hoheit im Namen unseres glorreichen Heilands und Erlösers, mir Nichts von Allem, was Euer erlauchtes Gewissen molestiret, verschweigen zu wollen.

— Dann höret aufmerksam zu, ehrwürdiger Vater, fuhr Friedrich August fort. Ihr kennt Unsere hochverehrte Frau Mutter . . .

— Ich kenne und verehre sie als eines der hellleuchtendsten Vorbilder aller christlichen Tugenden und weiblichen Vollkommenheiten, unterbrach ihn R. D. P. Franciscus Herz, sich demüthigst verneigend.

— Wir ersuchen Euch, frommer Vater, Uns nicht zu unterbrechen, weil Wir sonst leicht aus dem Con-

cepte kommen. Wo also waren Wir stehen geblieben? fragte der heute mehr als jemals zerstreute Kurfürst seinen Ministerrath.

— Bei Höchstdero durchlauchtigsten Frau Mutter, antworteten gleichzeitig die sieben Conferenz-Minister, die in ihren mit langen Locken reichgezierten Staatsperücken und ihren mit buntfarbigen Ordensbändern ausstaffirten Staatskleidern den chinesischen Pagoden in der Meißner Porzellan-Fabrik auffallend ähnlich sahen.

— Ganz recht, bei Unserer Frau Mutter, wiederholte der Kurfürst. Könnt Ihr wohl glauben, ehrwürdiger Vater, daß Unsere durchlauchtigste Frau Mutter, die ehr- und tugendsame Witwe Unseres, seit dreizehn Jahren im Schooße Gottes ruhenden Herrn Vaters, daß die Frau Kurfürstin Maria Antonia Walpurgis, die Ihr so eben ein Musterbild aller christlichen Tugenden und weiblichen Vollkommenheiten genannt habt, daß Unsere durchlauchtigste Frau Mutter — Uns schaudert die Haut, es aussprechen zu müssen! — eine Hochverrätherin ist? fragte Friedrich August und riß dabei gleichzeitig Mund und Augen dergestalt auf, als ob er seinen Beichtvater, welchem er nicht allzusehr zu trauen schien, mit Gürtel und Kutte, mit Haut und Haaren verschlingen wollte.

— Durchlauchtigster Herr Kurfürst, entgegnete der jesuitische Fuchs mit lammfrommer Miene, das, was ich so eben aus Höchstdero Munde vernommen habe, klingt — verzeiht mir gnädigst meine kindliche Offenherzigkeit! — dermaßen fabelhaft, daß ich, mit Eurer kurfürstlichen Permission, unmöglich daran glauben kann.

— Und dennoch ist es wirklich wahr! betheuerte der Kurfürst. Unsere durchlauchtigste Frau Mutter — fast scheuen Wir Uns, es zu wiederholen — hat sich des Verbrechens des Hochverraths gegen ihren in Gott ruhenden Herrn und Gemahl, gleichwie gegen Uns, den erstgeborenen, ihrer in rechtmäßiger Ehe erzeugten Söhne schuldig gemacht.

— Und wodurch? wagte Pater Franciscus Herz mit anscheinend großer Gemüthsruhe zu fragen.

— Dadurch, daß sie einen ihrer vertrautesten Vertrauten, den Schloßhauptmann Unserer Schweizergarde, den Marchese Pietro Alvise d'Agdolo, den Freund und Rathgeber Unseres Oheims und frühern Vormundes, des Prinzen Xaver, vor ungefähr sechs Monaten, hinter Unserm kurfürstlichen Rücken, ohne Unser Wissen und Wollen, zum Reichstage nach Regensburg geschickt hatte mit dem geheimen Auftrage, dort in ihrem und des Prinzen Xaver Namen die beispiellos

frevelhafte Erklärung abzugeben, daß Wir, Friedrich August, von Gottes Gnaden Kurfürst von Sachsen und Vicar des heiligen römischen Reichs, keineswegs — staunet und entsetzt Euch, frommer Vater! — ihr rechtmäßiger ehelicher Sohn, sondern — o Schmach über Schmach! — ein ihr unrechtmäßig untergeschobenes Kind armer bürgerlicher Eltern sind.

— Kurfürstliche Hoheit, unterbrach ihn der Jesuit, auch dies klingt unglaublich . . .

— Ist aber leider trotzdem wahr! betheuerte der Kurfürst, der darüber hochentrüstet war.

— Und was haben Ew. kurfürstliche Hoheit in Folge dessen huldreichst zu beschließen beschlossen? fragte R. D. P. Franciscus Herz.

— In Bezug auf den elenden Abenteurer, der sich, undankbar und nichtswürdig über alle Maaßen, zu dieser hochverrätherischen Sendung und verleumderischen Anklage wider Uns bereitwillig hergegeben, haben Wir in Huld und Gnaden verfügt, ihn einstweilen als Unsern Gefangenen nach der Festung Königstein abführen und allda so lange sitzen zu lassen, bis er, durch Hunger und Durst mürbe gemacht, Alles eingestehen wird, was Unsere durchlauchtigste Frau Mutter ihm in Bezug auf die wahrscheinlich nur von ihm ersonnene Kabale, in Bezug auf Uns und Unsere

jüngeren Brüder Karl und Anton aufzutragen für gut befunden hat. Wir hoffen, ehrwürdiger Vater, daß Ihr diesen Akt der Gerechtigkeit, der vor einer Stunde an dem sogenannten Marchese d'Agdolo auf Unsern Befehl vollzogen worden ist, vollständig billigen und zweifelsohne gutheißen werdet.

— Was nicht mehr als gesetzlich ist, fügte der schlaue Jesuit hinzu.

— Jetzt aber, fuhr der kurfürstliche Ankläger fort, befragen Wir schließlich auch Euch um Rath, wie Unsere durchlauchtigste Frau Mutter für den beispiellosen Frevel, den sie sich Unserm hochseeligen Vater und Uns gegenüber hochverrätherisch zu Schulden kommen ließ, zu bestrafen sei?

— Kurfürstliche Hoheit, entgegnete der Schüler Loyola's, es kann unmöglich im Bereiche der Pflichten Eures demüthigen Beichtvaters liegen, Euch zu rathen, wie sich in solchem, nirgends vorhergesehenen Falle ein Sohn seiner Mutter gegenüber zu verhalten habe. Wozu, kurfürstliche Hoheit, habt Ihr Eure Minister? Und warum geruht Ihr nicht, lieber sie als mich um Rath zu befragen?

— Ihren Rath haben Wir bereits vernommen . . .

— Und wozu, kurfürstliche Hoheit, rathen sie?

— Sie sind fast einstimmig der Ansicht gewe=

sen, daß Wir vollständig befugt und berechtigt sind, Unsere durchlauchtigste Frau Mutter, trotz aller kindlichen Liebe und trotz allen Gehorsams, den Wir ihr schuldig zu sein glauben, gerichtlich zur Verantwortung ziehen und sie von Rechtswegen bestrafen zu lassen dafür, daß sie Uns, den ältesten ihrer Söhne, zu einem untergeschobenen Kinde bürgerlichen Ursprungs zu erniedrigen, Uns dadurch Unsere Rechte auf den fernern ungestörten Besitz des väterlichen Thrones streitig zu machen wagt und an Unserer Stelle ihren Lieblingssohn — Unsern Bruder Karl — als eigentlich rechtmäßigen Erben der kurfürstlichen Krone anerkannt wissen will. Dies Alles, ehrwürdiger Vater, ist ein heilloser Scandal, wie er vielleicht noch an keinem andern Hofe bisher vorgekommen sein mag, ein unerhörter Fall, daß eine Mutter ihren rechtmäßigen Sohn zu verläugnen und ihn zu Gunsten seines jüngern Bruders als bürgerlichen Findling hinzustellen sich erkühnt. Ich frage Euch jetzt auf Ehre und Gewissen, ob nicht auch Ihr, frommer Vater, die Ansicht und den Rath Unserer hier versammelten Minister theilt, daß dieser beispiellose Hochverrath von Rechtswegen, eben so streng wie jedem Andern gegenüber, auch Unserer Mutter gegenüber gebührend zu bestrafen ist?

— Kurfürstliche Hoheit, erwiederte Pater Fran-

ciscus Herz, leider bin ich zu wenig Rechtskenner, um diese höchst verwickelte und darum äußerst schwierige Frage auch nur einigermaßen richtig beantworten zu können. Mögen Eure hochweisen Räthe Euer gutes Herz, Euer kindliches Gemüth zu gesetzlicher Strenge antreiben, ich aber, Euer demüthiger Beichtvater, muß Euch im Namen Gottes und des Heilands zu christlicher Milde ermahnen und Euch im Interesse Eures Seelenheiles kniefällig bitten und beschwören, gerade in diesem Falle Gnade vor Recht ergehen zu lassen und, falls Eure durchlauchtigste Frau Mutter sich — was ich aber noch keineswegs zugebe — wirklich an Euch so schwer versündiget haben sollte, ihr lieber hochherzig verzeihen, als sie lieblos bestrafen zu wollen.

— Und was meint nun Ihr dazu? fragte Friedrich August, welcher unentschlossen hin und her zu schwanken schien, den Rath der bösen Sieben.

Die Herren Minister geruhten zu schweigen.

— Glaubt Ihr Herren da, Wir bezahlen Euch dafür, daß Ihr, wenn Wir Euren Rath verlangen, einstimmig das Maul halten sollt? rief der über ihr Schweigen mit vollem Rechte aufgebrachte Kurfürst. Wir fragen Euch in Gegenwart Unsers Beichtvaters zum letzten Male, ob Wir Unserer Mutter verzeihen oder ihr den Proceß machen sollen?

— Wir stimmen für Verzeihung, riethen Rupert Florian und Karl Philipp von Wessenberg.

— Wir stimmen für Bestrafung, riefen die Andern.

— Und rathet Ihr Uns, ehrwürdiger Vater, fragte Friedrich August, der bereits milder als kurz vorher gestimmt zu sein schien, daß auch in so außergewöhnlichem Falle das Loos des Schuldigen wie in gewöhnlichen Fällen durch Stimmenmehrheit entschieden werde?

— Kurfürstliche Hoheit, entgegnete der schlaue Beichtvater mit echt jesuitischer Sophistik, die Mehrzahl des Menschengeschlechts im Allgemeinen, wie jeder Versammlung im Einzelnen betrachtet, hat, wie tausendjährige Erfahrung uns belehret, weniger gesunden Menschenverstand, weniger Geist und Urtheilskraft, als jenes kleine Häuflein Auserwählter, aus welchen, hier wie überall, jetzt wie zu allen Zeiten die Minderzahl des Ganzen zu bestehen pflegt. Aus diesem und keinem andern Grunde gehört meine demüthige Wenigkeit zu Denen, die in den meisten Fällen dieses trügerischen Lebens mit der Minorität zu stimmen gewöhnt sind.

— Ihr habt nicht Unrecht, frommer Vater! Auch Uns, Ihr Herren, drängt Unser kindliches Gemüth, Uns diesmal ausnahmsweise dem milden Urtheile der Minderzahl Unseres Ministerraths anzuschließen und,

dem Winke der Milde nachgebend, Unserer durchlauchtigsten Frau Mutter, wie schwer sie auch gegen Uns gefehlt haben mag, in Huld und Gnaden zu verzeihen und nur Jenen exemplarisch zu bestrafen, welcher nach Unserm Dafürhalten der eigentliche Urheber und Anstifter dieser abscheulichen Intrigue ist und der als Hochverräther sonder Gleichen nach Unserer Ansicht keine mildere Strafe als lebenslängliches Gefängniß verdient.

— Mit ihm macht, was Euch beliebt, sagte der Jesuit.

— Und seid auch Ihr mit der Strafe, die Wir dem treulosen Hochverräther Agdolo zugedacht haben, einverstanden?

— Ja! antworteten einstimmig fast Alle, bis auf die beiden Herren von Wessenberg, welche diese Frage zu verneinen wagten.

Diesmal aber geruhte Seine kurfürstliche Hoheit, sich, vielleicht nur abwechslungshalber, dem strengen Urtheile der Mehrzahl seiner bösen Sieben anzuschließen.

— Die Sitzung, Ihr Herren, ist nun aufgehoben, erklärte Friedrich August. Ihr Alle werdet — nur allzudeutlich sieht man's Euren Mienen an — Hunger und wohl gar auch einigen Durst verspüren. Und darum geht in Gottes Namen! Freiherr Rupert von

Wessenberg, fuhr er fort, Euch geben Wir hiermit die Weisung, dem Freiherrn von Forell in Unserm Namen den Befehl zu ertheilen, seine Wachtposten schleunigst zurückzuziehen, dieweil es Unser kurfürstlicher Wille ist, daß von jetzt an weder der Austritt aus Unserm Schlosse, noch der Eintritt in dasselbe keinem Unserer lieben und getreuen Unterthanen fernerhin verwehrt sein soll.

Die sieben Minister, begleitet von dem Beichtvater, verließen gebückt und geräuschlos den Conferenzsaal und gleich darauf das Schloß.

Die Wachen aber wurden ungesäumt zurückgezogen. Die maulaffende Menge ging ruhig auseinander; die sieben Herren Minister verfügten sich theilweise zu Fuß, theilweise zu Wagen, in ihre Wohnungen. Nur der ehrwürdige Pater Franciscus Herz — er war der Letzte, welcher das Schloß verließ — begab sich . . . das Wohin wird man später erfahren.

Zweites Kapitel.

Der sogenannte Marchese Pietro Alvise d'Agdolo, den man auf eigenmächtigen Befehl des Kurfürsten zwei Stunden zuvor in seiner Wohnung festgenommen und als Hochverräther unverhört nach der Veste Königstein abgeführt hatte, war der einzige Sohn eines kursächsischen, bei der Republik Venedig beglaubigten Residenten, welcher, bürgerlichen Ursprungs, Agostino Giorgio Agdolo hieß und in Venedig nebenbei auch Handelsgeschäfte mit Deutschland und der Levante betrieb. Die Frau dieses Venezianers soll nach der Aussage Einiger, welche sie in ihrer Jugend gekannt haben wollen, eine der saubersten Hetären der frivolen Markusstadt, nach der Behauptung Anderer aber (was ziemlich auf Eins hinausgeht) als fünftes Rad an einem der unzählig vielen Balletkarren, welche ganz Italien durchziehen, unter dem Spitznamen der „schwarzen Marietta" bekannt, wegen ihres mehr als leichtsinnigen Lebenswandels ziemlich anrüchig, aber nach ihrer Verheira-

thung mit Agostino Agdolo — wie dies bisweilen zu geschehen pflegt — sehr tugendsam, ja sogar fromm geworden sein.

Der Sohn dieser frommen Mutter, geboren zu Venedig um das Jahr 1732, war frühzeitig nach Sachsen gekommen und hier während des siebenjährigen Krieges als Freiwilliger in ein sächsisches Uhlanen-Regiment eingetreten, dessen Commandant der damalige Obrist Adam Burkhardt Christoph von Schiebell gewesen war, welcher sich des jungen Italieners freundlichst angenommen und ihn auffallend protegirt haben soll.

Agdolo, welcher bald Gelegenheit gefunden hatte, sich im Kriege durch Muth und Tapferkeit auszuzeichnen, war rasch zum Lieutenant vorgerückt und in einer der vielen Schlachten damaliger Zeit so stark verwundet worden, daß er zur Herstellung seiner Gesundheit den Abschied nahm und sich in Dresden niederließ.

Ein Jahr darauf (1761) erschien daselbst ein blutiges Pasquill, dessen Inhalt großes Aufsehen erregte, weil der anonyme Verfasser mit juvenalischer Laune und martialischer Schärfe gegen die Ausschweifungen der vornehmsten Damen des Hofes der regierenden Kurfürstin Maria Antonia Walpurgis aufgetreten war und mehr als Einen Namen der hohen Gesellschaft mit beispielloser Rücksichtslosigkeit gebrandmarkt hatte.

Zu diesen Gebrandmarkten gehörte vor allen Andern auch Louise Amalie Gräfin Rutowska. Diese Dame, geboren zu Warschau am 3. März 1722, war eine Tochter des polnischen Fürsten Jacob Alexander Lubomirski und der sächsischen Gräfin Friederike Charlotte Vitzthum von Eckstädt, deren Vater, Graf Friedrich, Ober-Kammerherr und Geheimer Cabinets-Minister König August's des Starken von Polen und Kurfürsten von Sachsen gewesen war. Prinzessin Louise Amalie Lubomirska hatte sich, siebzehn Jahre alt, am 4. Juni 1739 mit dem Grafen Friedrich Rutowski vermählt. Ihr Gemahl — geboren zu Dresden am 19. Juni 1702 — war eines der 354 unehelichen Kinder *), welche August der Starke mit seinen zahllosen Maitressen und diesen Sohn mit der schönen Fatime, der später sogenannten Frau von Spiegel, huldreichst zu erzeugen geruht hatte. — Die junge Gräfin Rutowska, in deren Adern das polnische Blut ihres Vaters und die deutsche Liebessehnsucht ihrer Mutter floß, hatte schon vor ihrer Verheirathung eine ziemlich lange Reihe geheimnißvoller Abenteuer gehabt, durch

*) Dieses Factum hat zuerst die Markgräfin von Anspach-Bayreuth, Schwester Friedrich's des Großen, in ihren Memoiren erzählt.

welche sie frühzeitig genug in jenen Ruf zweideutiger Galanterie gekommen war, den sie bis an's Ende ihres Lebens genoß.

Der namenlose Autor jener oben erwähnten Schmähschrift hatte vorzugsweise über Gräfin Rutowska allerhand Dinge erzählt, die so empörender Natur waren, daß die Beleidigte im ersten Aufglühen ihres Zornes, im gerechten Unwillen ihrer tiefverletzten Eitelkeit, ihm blutige Rache gelobt hatte.

Jeder, welcher jemals das unaussprechliche Glück gehabt hat, das „urgemüthliche" Dresden etwas mehr als blos oberflächlich kennen gelernt zu haben, wird sehr leicht begreifen, wie sehr es sich damals den Kopf zerbrach, um herauszubringen, wer der Verfasser jenes unverschämten Pasquills sei, das bald nach seinem Erscheinen von der hochlöblichen, für den guten Ruf der kurfürstlichen Hofdamen wohl nicht mit Unrecht ängstlich besorgten Polizei confiscirt worden war.

Man hatte hin und her gerathen und war endlich darin übereingekommen, daß der Verfasser jenes schamlosen Pasquills kein Anderer als der durch seine zahllosen Liebesabenteuer, durch die Masse seiner unbezahlten Schulden wie durch seine sprüchwörtlich gewordene Keckheit berüchtigte Ex-Lieutenant Agdolo sei, der sich eines schönen Tags aus eigener Machtvollkommenheit

in den Adelstand erhoben und seitdem Marchese d'Agdolo genannt hatte.

Auch Gräfin Rutowska, die in jenem Pasquill am Schlimmsten weggekommen, war endlich so fest überzeugt davon gewesen, daß sie eines Abends bei Hofe in Gegenwart vieler anderen, nicht minder boshaft angegriffenen Hofdamen — unter diesen hatte sich auch die Gemahlin des Hausmarschalls Peter August von Schönberg befunden — ganz unverholen geäußert haben soll:

„Wenn der Ex-Lieutenant Agdolo die Frechheit haben sollte, mich noch fernerhin wie bisher zu besuchen, dann würde ich mich genöthigt sehen, ihn durch meine Dienerschaft zur Treppe hinunterwerfen, durch meinen Schweizer ohrfeigen und durch meinen Läufer verdientermaßen durchprügeln zu lassen."

Nachdem der Ex-Lieutenant Agdolo — Don Juan und Taugenichts erster Classe — jene Ausbrüche des hochgräflichen Ingrimms erfahren hatte, war er vor seinen Spiegel getreten, hatte sich trällernd sein schwarzgelocktes Haar gekämmt und hohnlachend zu sich selbst gesagt: „Warte nur, kleine Gräfin! Jene Drohungen sollen Dir theuer zu stehen kommen."

Und Agdolo war ein Mann, der in solchen und ähnlichen Fällen, in denen es nicht darauf ankam, Spiel-

oder andere Schulden zu bezahlen, in der Regel Wort zu halten pflegte.

Und auch diesmal hielt er Wort. Denn nachdem die grundgütige Vorsehung am 10. März 1764 — drei Jahre nach dem Erscheinen jener Schmähschrift — den längst gehegten Wunsch der galanten Gräfin huldreich erfüllt und sie nach fünfundzwanzigjähriger, beiderseits unglücklicher Ehe zur Witwe gemacht hatte, erinnerte sie sich ihres Gelübbdes und übte an dem Beleidiger ihrer sogenannten Ehre die blutigste Rache dadurch aus, daß sie sich, kaum fünf Monate nach dem unbeweinten Heimgange ihres gichtbrüchigen Gemahls, mit dem Ex-Lieutenant und sogenannten Marchese d'Agdolo heimlich vermählte, was ihr, wie dieser ihr vorausgesagt, sehr theuer zu stehen kam, da sie sich schon acht Tage nach der Trauung genöthigt sah, die kolossalen Schulden ihres geheimen Gemahls bei Heller und Pfennig bezahlen zu müssen. Die Trauung selbst war unter dem Schutze der Kurfürstin-Witwe, in deren Kapelle und im Beisein des Jesuiten-Paters Guarini am 9. August 1764 vollzogen worden.

Kaum vermählt, hatte Marchese d'Agdolo, der sich nun im Besitze der dazu nöthigen Geldmittel sah, eine Menge neuer, mehr oder minder kostspieliger Liebschaften angeknüpft, zu welchen auch sein ziemlich offenkundiges

Verhältniß mit der blühend-jungen Witwe eines uralten, unlängst verstorbenen Geheimenraths, mit der ältesten Tochter des Geheimen Kammerraths von Ferber, mit der jüngsten Schwester des Referendars Friedrich Adolph von Burgsdorf und mit der italienischen Opernsängerin Signora Teresa Albuzzi-Todeschini gehörte, welche noch kurze Zeit vorher eine der beiden Gunstdamen des allmächtigen, am 28. October 1763 gestorbenen Premier-Ministers Grafen Heinrich Brühl gewesen war *). Aber auch dafür hatte seine ihm heimlich angetraute Frau sich, ihrem Character getreu, blutig gerächt dadurch, daß auch sie ihrerseits fortfuhr, eine ziemlich beträchtliche Anzahl mehr oder minder kostspieliger Liaisons hinter dem Rücken ihres in diesem Puncte ziemlich duldsamen Gemahls fortzuspinnen.

Im Jahre 1769 war Marchese d'Agdolo nach Paris geeilt, um sich dort dem Gefolge des Prinzen Xaver anzuschließen, welcher — ein Sohn König August's III. — von 1763 bis 1768 während der Minderjährigkeit des Kurfürsten Friedrich August der Administrator Kursachsens gewesen und, weil er sich mit seinem Neffen überworfen hatte, unter dem Namen

*) Brühl's zweite Maitresse war, beiläufig erwähnt, eine deutsche Opernsängerin, welche Wilhelmine Denner oder Tennert hieß.

eines Grafen von der Lausitz nach Frankreich gegangen war. Hier hatte sich Agdolo durch seine allezeit bereite Dienstwilligkeit dem Prinzen so angenehm, nützlich und unentbehrlich zu machen gewußt, daß ihm — als er nach Dresden zurückkehrte — auf Empfehlung des Prinzen Xaver eine Officiersstelle mit Hauptmannsrang in der Schweizer Garde zu Theil ward.

Als Solcher hatte Agdolo seinen frühern Lebenswandel fortgesetzt und allen Damen des Hofes, aber mit auffallender Bevorzugung der jungen bildhübschen Gemahlin des Hausmarschalls Peter August von Schönberg, den Hof gemacht, die sich auch ihrerseits für den hübschen Italiener in nicht geringem Grade zu interessiren schien, was ihr um so leichter werden mußte, als Frau von Schönberg — eine der anscheinend tugendhaftesten Frauen des Dresdner Hofes — die erbittertste Feindin der durchaus nicht prüden Witwe des Grafen Rutowski war.

Agdolo aber, dessen kühner Ehrgeiz ihn rastlos von Stufe zu Stufe trieb, hatte es endlich auch gewagt, sein sündiges Auge zu der Kurfürstin-Witwe zu erheben, die so herablassend gewesen war, sich die Huldigungen des schmucken Gardehauptmannes insoweit gefallen zu lassen, daß sie ihn endlich in die Zahl ihrer Vertrauten aufzunehmen geruhte.

Maria Antonia Walpurgis, älteste Tochter des bayer'schen Kurfürsten und nachmaligen deutschen Kaisers Karl VII. — geboren zu München am 18. Juli 1724 — hatte sich am 20. Juni 1747 mit dem sächsischen Kurprinzen und spätern Kurfürsten Friedrich Christian vermählt und mit demselben im Laufe ihrer sechszehnjährigen Ehe vier Söhne und zwei Töchter gezeugt.

Der älteste dieser Söhne war Friedrich August, der, geboren am 23. December 1750, unter Vormundschaft seines Oheims, des früher erwähnten Prinzen Xaver, succedirt war, aber erst am 16. September 1768 selbstständig die Regierung übernommen und sich vier Monate später, am 17. Januar 1769 mit der Prinzessin Maria Amalie Auguste, ältesten Tochter des Pfalzgrafen Friedrich von Zweibrücken, vermählt hatte.

Aber bald nach seiner Verheirathung war zwischen der Gemahlin des Kurfürsten und ihrer Schwiegermutter ein Zerwürfniß eingetreten, das, von Jahr zu Jahr zunehmend, um jene Zeit, in welcher unser Roman beginnt, seinen Gipfelpunct erreicht hatte.

In Folge dieses Zerwürfnisses war bald auch zwischen Sohn und Mutter eine Erkaltung eingetreten, die sich nach und nach bis zum Hasse gesteigert hatte. Die Kurfürstin-Witwe, die in dem Rufe stand, eine der

gelehrtesten Frauen ihrer Zeit zu sein, schien darauf so eitel zu sein, daß in ihren Augen die junge Kurfürstin eine große Ignorantin war, welcher sie dies bei jeder Gelegenheit deutlich genug zu verstehen gab.

Maria Antonia Walpurgis war in der That eine vielseitig gebildete, in allen Sphären der Künste und Wissenschaften gut bewanderte Fürstin, ein wahrer Phönix unter den Prinzessinnen ihrer Zeit. Sie besaß eine ungewöhnlich große Begabung für Musik, Poesie und Malerei. In ihrer Vaterstadt München hatte sie Unterricht beim Kapellmeister Giovanni Ferrandini, später in Dresden bei dem kurfürstlichen Kapellmeister Johann Adolph Hasse*) bei Johann Gottlieb Naumann und bei dem Hoforganisten Giovanni Antonio Ristori genossen. Sie sang und spielte die Laute. Sie glänzte als Dichterin und Componistin. Die beiden Hauptwerke, durch welche sie sich einen musikalischen Ruf in ganz Europa errungen, waren zwei nach den Vorbildern Metastasio's und Hasse's in italienischer Sprache und in italienischem Style gedichtete Opern, von denen die Eine „Talestri, Regina delle Amaz-

*) Graf Brühl schreibt über ihn: „Je suis assuré, que ce galanthomme sera bien étonné de trouver une si auguste écolière qui pourrait peut-être lui donner leçons.“

zone," die Andere „Il Trionfo della fedeltà" hieß. *) Außerdem hatte sie eine Menge von Canzonetten und Liedern gleichzeitig gedichtet und in Musik gesetzt. — Als Dichterin trat sie auch in französischer Sprache in den „Sentimens d'une âme pénitente sur le psaume miserère" und in den „Principes de morale chrétienne" auf. Letztere hatte sie ihrem Sohne, dem Prinzen Anton, in die Feder dictirt. Metastasio's „Demetrius", von ihr in's Französische übersetzt, wurde 1751 am Hofe zu Dresden von Dilletanten aufgeführt. — Die Verdienste, welche sie sich um die italienische Poesie erworben, waren dadurch belohnt worden, daß die gelehrte Gesellschaft der Arcadier zu Rom sie im Jahre 1747 unter dem Namen Ermelinda Talea, Pastorella Arcada, in

*) Die letztere dieser Opern erschien gedruckt 1756, die erstere 1765 im Breitkopf'schen Verlage zu Leipzig. Die Pastorale „Il Trionfo della fedeltà" wurde zuerst in Dresden, später in Leipzig, Potsdam, München und Rom aufgeführt. Der englische Musikgelehrte Charles Burney hörte die Kurfürstin im August 1772 im Lustschloß Nymphenburg bei München in einem Hofconcert eine ganze Scene aus der Oper Talestri singen. Naumann begleitete sie am Spinet und Kurfürst Maximilian Joseph, Bruder der Componistin, spielte die Violine. Auch in Dresden hatte sie bei den Aufführungen beider Opern die Hauptrollen gesungen.

die glänzende Reihe ihrer Mitglieder aufgenommen hatte.*)

Ihr kurfürstlicher Gemahl, Friedrich Christian, welcher schon sieben Jahre zuvor in den Schooß der Arcadier aufgenommen war, hieß als solcher „Lusatius Argireus." Außerdem war sie auch Ehrenmitglied der kurpfälzischen Akademie zu Manheim.

Friedrich der Große, welcher sie zu Dresden im Jahre 1756 kennen gelernt, hatte sie einen Tag nach dem Friedensschlusse zu Hubertusburg am 16. März 1763 im Schloß Moritzburg wiedergesehen. Sechs Jahre später, nachdem sie Kurfürstin geworden war, besuchte sie ihn in Potsdam, wo sie von ihm vielfach ausgezeichnet ward. Seit jener Zeit unterhielten Beide einen Briefwechsel, der vom 27. April 1763 bis zum 28. December 1779 wenige Monate vor ihrem Tode währte.**)

Am 10. September 1769 schrieb ihr der Philosoph von Sanssouci: „Protégez toujours les arts, madame; la gloire que ces arts donnent, est préférable à la plus illustre naissance, comme au plus haut

*) Auf allen von ihr herausgegebenen musikalischen und poetischen Werken bezeichnete sie ihre Autorschaft durch die vier Anfangsbuchstaben dieses Namens: „E. T. P. A."

**) Dieser Briefwechsel bildet den 24sten Band der von J. D. Preuß herausgegebenen „Oeuvres de Frédéric le Grand."

dégré d'élevation où les hommes puissent monter. Les aimer, les protéger et les cultiver, comme Votre Altesse Royale, c'est avoir acquis un mérite personnel, le seul que l'on estime et que l'on révère dans les princes.“

Und Maria Antonia Walpurgis befolgte den Rath des großen Königs und protegirte Porpora, der sie (von 1747 bis 1752) im Gesange, und Hasse, der sie in der Composition unterrichtet hatte, und blieb bis an's Ende ihrer Tage die hochherzige Beschützerin Naumann's, Schuster's, Seidelmann's, der beiden Sängerinnen Mingotti und Mara und des Malers Raphael Mengs.

Auch sie selber malte und unter andern Bildern auch ihr eigenes Porträt. Im Schlosse Weesenstein sieht man ein großes von ihr gemaltes Bild, das uns die kurbayer'sche Familie zeigt.

Die Kurfürstin-Witwe, die nichts so sehr als Aufwand liebte, und „deren immer offene Hand vielleicht mißbraucht worden war,“ hatte sich durch ihre Großmuth nach und nach eine gewaltige Schuldenlast aufgebürdet. Nach dem Tode ihres Gemahls hatte sie außer den von ihr mitgebrachten Diamanten, deren Werth auf vier Millionen Thaler abgeschätzt worden

war, eine baare Summe von 500,000 Thalern und außerdem das in den Ehepacten festgesetzte Witwengehalt von 60,000 Thalern erhalten. Aber weil sie damit nicht ausgekommen war, hatte sie ihren kurfürstlichen Sohn so lange gedrängt, bis Letzterer trotz seines Geizes sich endlich doch genöthigt sah, 1769 das jährliche Witthum seiner über alle Maßen verschwenderischen Mutter auf 130,000 Thaler zu erhöhen. Da jedoch auch diese Summe nicht hinreichend gewesen war, alle Bedürfnisse dieser prachtliebenden Fürstin zu bestreiten, hatte sie sich gezwungen gesehen, während einer ihrer Reisen durch Italien ihren Diamantenschmuck in Genua für 800,000 Thaler zu verpfänden. Im Jahre 1775 war dieser Schmuck zwar wieder eingelöst, aber bald darauf in Rom — gegen geringern Zinsfuß — auf's Neue versetzt worden.

Der von ihren Gläubigern immer mehr und mehr gedrängten Kurfürstin-Witwe blieb endlich kein anderer Ausweg als der: sich an die Großmuth ihres Sohnes zu wenden und ihn um Bezahlung ihrer Schuldenmasse zu bitten. Da aber Friedrich August, der, wie gesagt, ein großer Knicker war, das Gesuch seiner Mutter kurz und bündig ein für alle Mal abgeschlagen hatte, war ihr von Agdolo, der ihr ganzes Vertrauen besaß, gerathen worden, dem Kurfürsten als Entschädigung

für die Bezahlung ihrer Schulden die Abtretung ihres Familienschmucks anzubieten. Weil aber der Kurfürst auch darauf nicht eingegangen war, hatte sich ihre Abneigung gegen ihn bis zu dem Grade gesteigert, daß sie, aufgestachelt durch die boshaften Einflüsterungen Agdolo's und ihres Kammerzahlmeisters, des kurbayer'schen Legationsrathes Xaver Heewald, wie auch auf wiederholtes Anrathen des mißvergnügten und deshalb nach Frankreich ausgewanderten Ex-Administrators, des Prinzen Xaver, sich endlich bereit finden ließ, auf die von jenen Drei gemeinschaftlich ersonnene Intrigue einzugehen und Erstern zu Anfange des Jahres 1776 mit der bewußten Erklärung auf den Reichstag nach Regensburg abzuschicken.

Die Folge davon war, daß der sogenannte Marchese d'Agdolo wenige Tage nach seiner Rückkehr von Regensburg, auf speciellen Befehl des Kurfürsten, am Morgen des 16. December 1776 durch den Geheimen Rath Freiherrn Adolph Alexander von Zehmen und durch den diensthabenden General-Adjutanten, General-Major Adam Burkhardt Christoph von Schiebell — Agdolo's frühern Vorgesetzten und Beschützer — in seiner Wohnung verhaftet und — nachdem sie sich aller seiner Papiere bemächtigt und dieselben, fünffach versiegelt, ungesäumt dem Kurfürsten überschickt hatten —

unter starker Bedeckung nach der Veste Königstein abgeführt wurde.*)

Abends vorher war Agdolo, wie gewöhnlich, bei der Hausmarschallin von Schönberg gewesen und hatte ihr diesmal auf so ungestüme Weise den Hof gemacht, daß sie ihn mehr als ein Mal bei der Ehre ihres Gemahls, dessen Rückkehr aus Pillnitz sie jeden Augenblick erwartete, bitten und beschwören mußte, ihre Grundsätze nicht länger auf so harte Probe zu stellen und sie augenblicklich zu verlassen. Nachdem aber der

*) In diesen Papieren, berichtet unsere Quelle, mögen sich herabwürdigende Aeußerungen über den Kurfürsten befunden haben, dessen sehr gerechtfertigte Weigerung, den maßlosen Ansprüchen der die verwitwete Kurfürstin umgebenden Coterie zu entsprechen, als unkindliche Kargheit ausgelegt und in Agdolo'scher Weise besprochen worden sein mag. Wahrscheinlich enthielten sie aber auch andere Aufschlüsse über Agdolo's Verwickelung in die Unordnungen ihres Haushaltes, vielleicht auch Rathschläge, wie dem Kurfürsten mehr Geld abzupressen sei u. s. w. So viel aber ist gewiß, daß diese Papiere, die einzig und allein geeignet wären, Licht in das Dunkel dieser geheimnißvollen Geschichte zu bringen, seit jenem Tage nicht mehr zum Vorschein gekommen sind. Der Kurfürst und nachmalige König Friedrich August soll sie in einem Wandschrank, zu dem er den Schlüssel beständig bei sich trug, verwahrt und erst wenige Tage vor seinem am 5. Mai 1827 erfolgten Ableben eigenhändig verbrannt haben.

kecke Abenteurer immer zudringlicher geworden war und sie zuletzt kniefällig beschworen hatte, dem aufrichtigen Flehen seiner Liebe huldreich Gehör zu schenken, war sie doch so schwach gewesen, seinen stürmischen Bitten und der Drohung, sich — falls sie ihn auch diesmal nicht erhören würde — vor ihren Augen zu erschießen, endlich nachzugeben und gestattete ihm, bei ihr zu bleiben bis zur Rückkehr ihres Gatten, der unglücklicher Weise erst am andern Morgen im Gefolge des Kurfürsten von Pillnitz zurückkam.

Es scheint uns hier am rechten Orte, die Leser mit den Lebensverhältnissen dieser Dame etwas näher bekannt zu machen.

Die Gemahlin des Hausmarschalls Peter August von Schönberg hieß Charlotte Dorothea und war (geboren am 5. Januar 1743) die einzige Tochter des kursächsischen Kammerherrn Karl Gotthelf Grafen von Hoym auf und zu Güteborn. Mehr schön als geistreich, mehr prüde als tugendhaft, hatte sich Comtesse Charlotte Dorothea von Hoym in ihrem einundzwanzigsten Jahre (am 19. August 1764) gegen ihre Neigung mit dem um zwanzig Jahre ältern, in jeder Beziehung uninteressanten, stark bornirten, aber schon damals reichbegüterten Hausmarschall Peter August von Schönberg auf und zu Neusalz vermählt und sich

seit dieser Zeit in dem von keiner Seite angetasteten Rufe einer der fleckenlosesten Damen des damaligen Hofstaats behauptet. Frau von Schönberg hatte zwar eine Masse von Anbetern gehabt, aber Keinem von Allen war es eingefallen, sich der kleinsten Gunstbezeugung zu rühmen. Und aus diesem Grunde galt die Frau Hausmarschallin in der Stadt wie bei Hofe für eine Tugend von reinstem Wasser.

Wir kehren nun zu Agdolo zurück.

Am 20. September — vier Tage nach seiner Gefangennehmung — wurden die Herren von Zehmen und Schiebell als kurfürstliche Commissarien nach Königstein geschickt, um dem daselbst verhafteten Ex-Hauptmann der Schweizer-Garde ein vom Kurfürsten eigenhändig abgefaßtes und versiegeltes Schreiben zu überbringen. Eine Stunde später nahmen beide Herren die in ihrer Gegenwart aufgesetzte und dann gleichfalls versiegelte Antwort Agdolo's in Empfang und eilten damit ungesäumt nach Pillnitz zurück.

Nachdem Agdolo einige Wochen in einem der düstersten Kerker auf dem Königsteine zugebracht hatte, steigerte sich, wie unsere gutunterrichtete Quelle erzählt, durch den Einfluß der dortigen rauhen Bergluft ein bei ihm schon längst vorhandenes Brustleiden zu einem gefahrdrohenden Bluthusten. In Folge dessen wurde

der Gefangene auf Befehl des Kurfürsten, (der — beiläufig erwähnt — beim Durchlesen jenes Antwortschreibens in Thränen ausgebrochen sein soll) nach Pirna gebracht und blieb daselbst, von einem Officier, drei Corporalen und sechs Artillerie-Soldaten bewacht, bis zum 21. April 1777, an welchem Tage er wieder nach dem Königsteine zurückgebracht ward.

Während dieser Zeit befand sich die Kurfürstin-Witwe bei ihren Verwandten in München. „Von Zeit zu Zeit, berichtet unser Gewährsmann, wurde ihre Ankunft in Dresden angekündigt, aber immer wieder auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben, bis endlich Niemand mehr an ihre Rückkehr glaubte. Da langte kurz vor dem 21. December 1777 die Nachricht an, daß sie an diesem Tage in Dresden eintreffen werde. Ernstes Andringen des mit Innehaltung ihres Witthums drohenden Kurfürsten, verbunden mit beruhigenden Zusicherungen in Betreff ihrer Stellung in Dresden, sollen ihrer Rückkehr vorausgegangen sein."

Die Gräfin Rutowska, Agdolo's geheime Gemahlin, welcher allerdings viel daran gelegen war, ihren Gatten als ein Opfer der Kurfürstin darzustellen, versicherte, sie selbst habe einen an Agdolo gerichteten (jedenfalls ältern) Brief der Kurfürstin gelesen, welcher die Worte enthalten habe: „sie hoffe, ihr Haus in

Padua bald vollendet zu sehen; dann wolle sie von dem ihr verhaßten Sachsen und von ihrem Sohne, den sie auch nicht liebe, für immer Abschied nehmen." Aber dessenungeachtet blieb die Kurfürstin-Witwe in Dresden.

Wir kehren zum R. D. P. Franciscus Herz zurück.

Nach dem Schluße jener im vorhergehenden Kapitel beschriebenen Sitzung hatte sich der Beichtvater des Kurfürsten geraden Weges in die Behausung seiner geheimnißvollen Flamme begeben. Sie hieß Maria Anna Gozza und war die „vorgegebene" Ehefrau des in dieser Hofkabale mitverwickelten, schon früher erwähnten Kammerzahlmeisters und Legationsraths Xaver Heewald, der vier Monate nach Agdolo's Gefangennehmung (am 26. Januar 1777) in Begleitung seiner angeblichen Frau gleichfalls nach dem Königstein gebracht, am 9. März 1778 aber wieder entlassen und in Bautzen internirt wurde.*)

*) Während seines Aufenthaltes auf dem Königstein hatte Heewald täglich 8 und seine von ihm getrennte Kebsin täglich 6 Groschen für Beköstigung erhalten. Agdolo dagegen erhielt allmonatlich 50 Thaler aus der Generalkriegscasse.

Drittes Kapitel.

Am 8. Mai 1777 — kaum acht Monate nach der Verhaftung des sogenannten Marchese Pietro Alvise d'Agdolo — wurde die Hausmarschallin Charlotte Dorothea von Schönberg, geborene Gräfin von Hoym, damals vier und dreißig Jahre alt, zur freudigen Ueberraschung ihres äußerst gutmüthigen, aber maßlos beschränkten Herrn Gemahls und zu nicht geringem Erstaunen derer drei andern Herren von Schönberg von einem etwas allzufrühzeitig in die Welt geeilten, übrigens kerngesunden, wohlgeformten, schwarzäugigen (der cher papa hatte wasserblaue Augen) und schwarzhaarigen Töchterlein entbunden, das in der acht Tage darauf im Schlosse zu Neusalz vollzogenen Taufe die Vornamen „Auguste Charlotte" erhielt.

Die drei Taufzeugen waren der Herr Ober-Hofmarschall Karl Friedrich von Schönberg auf und zu Maren, der Herr Hofmarschall Otto Christian von Schönberg auf und zu Bornitz und der General-Postmeister Adam Rudolph von Schönberg.

— Schade, sagte der Letzte zum Erstgenannten, daß dieses voreilige Mägdlein kein Knabe ist; vielleicht wäre dann aus ihm auch so ein Cardinal wie unser Vorfahr Nikolaus von Schönberg, oder auch so ein tapferer Haudegen wie weiland Marschall Heinrich von Schönberg geworden.

— Auch aus dem Mädchen kann Etwas werden, meinte der Hofmarschall Otto Christian, der sich wieder abwechselnd mit der Rechten seine Nasenspitze und mit der Linken das Ohr kratzte.

Sechs Wochen nach der Entbindung der Frau Hausmarschallin von Schönberg erhielt die überaus glückliche Mutter von ihrem durch dies unerwartet schnell eingetretene Familien-Ereigniß nicht minder hochbeglückten, tiefentzückten Herrn Gemahle als Zeichen dankbarer Anerkennung einen nagelneuen, höchst prachtvollen, mit ihrem bunten Wappenschilde geschmückten, freilich erst halbbezahlten Staatswagen, in welchem sie zum ersten Male nach der evangelischen Hofkirche fuhr, um dort am Altare des gemeinschaftlichen Vaters aller sterblichen Menschenkinder inbrünstig zu danken für das Geschenk des wunderlieblichen, zusehends gedeihenden Töchterleins A u g u s t e C h a r l o t t e v o n S c h ö n b e r g.

Viertes Kapitel.

Man begleite uns jetzt nach Königstein.

Diese zwei Stunden hinter Pirna und dem Sonnenstein am rechten Elbufer gelegene Bergveste, die von einem 1400 Fuß hohen, auf drei Seiten senkrecht aufsteigenden Felsen mit drohend ernster Miene auf uns herniederblickt und die man nur auf der vierten Seite auf einem ziemlich steilen Wege — Apareille genannt — ersteigen kann, ist Sachsens Tower, Bastille und Spielberg.

Dieser Felsen, den schon die alten Serben befestigt hatten, war seit 1289 böhmisches Lehn und später Eigenthum der Grafen von Dohna gewesen. In Folge einer ziemlich blutigen Fehde fiel er in den Besitz der Markgrafen von Meißen. Im Jahre 1459 wurde die Lehensherrlichkeit über den Königstein vom Könige Georg Podiebrad von Böhmen an den sächsischen Kurfürsten Friedrich den Sanftmüthigen abgetreten. — Herzog Georg der Bärtige — Sohn Herzog Albrecht's und der böhmischen Prinzessin Zedena, Gemahl der

Prinzessin Barbara von Polen und einer der wüthendsten Gegner der Reformation — gründete hier 1516 ein Cölestiner-Kloster, das er mit Mönchen von dem bei Zittau gelegenen Oybin bevölkerte. Dieses Kloster bestand aber kaum ein Jahrzehend. — Um das Jahr 1540 ließ Herzog Heinrich der Fromme aus dem Königstein eine Festung nach Böhmen machen. Fast sämmtliche Gebäude derselben wurden von den Kurfürsten Christian I. und Johann Georg II. erbaut. Letzterer setzte hier auch den ersten Commandanten ein. Der Berüchtigste in der Reihe dieser Commandanten war der kursächsische Hauptmann Adolph Friedrich Beon, der wegen betrügerischen Unterschleifs am 7. Juni 1610 daselbst gehenkt wurde. Der bekannteste dagegen ist der durch seinen cynischen Witz und durch die Derbheit seiner Späße zum Hofnarren avancirte General-Lieutenant Freiherr Friedrich von Kyau, der hier am 19. Januar 1733 starb.

Ueberhaupt knüpft sich an diese Veste, die seit dem sechszehnten Jahrhundert als Staatsgefängniß benutzt worden war, eine so große Masse geschichtlicher Erinnerungen, daß es uns vergönnt sei, aus der fast unübersehbar langen Reihe Derjenigen, welche hier jahrelang gefangen saßen, einige der interessantesten Persönlichkeiten hervorzuheben.

Zehn peinliche Jahre schmachtete hier in strengstem Gewahrsam Doctor Nikolaus Crell, der — geboren zu Leipzig um das Jahr 1553 — sich durch seine bedeutende Gelehrsamkeit und durch seine allgemein anerkannte Rechtlichkeit vom einfachen Rechtsgelehrten zum Kanzler des Kurfürsten Christian I. emporgearbeitet hatte. Nach dem am 25. September 1591 erfolgten Tode des Letztern wurde Kanzler Crell auf Befehl des kursächsischen Administrators, Herzogs Friedrich von Weimar-Altenburg, unter der falschen Anschuldigung, den jüngstverstorbenen Kurfürsten von Oesterreich ab- und Frankreich zugewendet und in Sachsen die calvinistische Lehre begünstigt und befördert zu haben, verhaftet und in Ketten geschlossen nach dem Königstein gebracht. Nachdem man dem armen Gefangenen zehn volle Jahre den Proceß gemacht hatte, wurde er, bis zum letzten Augenblick seine Unschuld betheuernd, am 28. September 1601 auf dem Altmarkte zu Dresden enthauptet.*)

Hundert und drei Jahre später saß hier in nicht

*) Die neueste und ausführlichste Lebensbeschreibung hat A. V. Richard unter dem Titel: „Der kurfürstlich-sächsische Kanzler Dr. Nikolaus Crell“ (Dresden 1859, 2 Bände 8), geliefert.

minder harter Gefangenschaft der kurfürstliche Groß-kanzler Wolfgang Dietrich Reichsgraf von Beichlingen, welcher — geboren am 13. April 1665 — von Stufe zu Stufe emporsteigend, die rechte Hand August's des Starken, aber gleichzeitig auch der erbittertste Gegner der damals noch allmächtigen Gunstdame Gräfin Anna Constanze von Cosel gewesen war. Von ihr angeschuldigt, Verfasser eines gegen sie erschienenen, zwar nicht gedruckten, aber in tausenden von Handschriften von Haus zu Haus wandernden Pasquills zu sein und ohne Erlaubniß des Kurfürsten den Auftrag gegeben zu haben, die — Gott weiß aus welcher Münzstätte hervorgegangenen — ihr weibliches Zartgefühl verletzenden Cosel-Gulden*) auszuprägen, war Beichlingen, in Folge dieser gänzlich unbegründeten Anklage, im Jahre 1704 urplötzlich in Ungnade gefallen, nach dem Königstein gebracht und daselbst über dreizehn Jahre widerrechtlich seiner Freiheit beraubt worden. Erst nach dem im Jahre 1716 erfolgten Sturze der „sächsischen Gräfin" wieder in Freiheit gesetzt, starb Graf Beichlingen, den

*) Auf den sogenannten Cosel-Gulden sind die beiden Wappenschilder Polens und Sachsens so gegen einander gestellt, daß sie eine längliche Oeffnung bilden, in deren Mitte sich ein obscöner Punct befindet, der Dasjenige, was eine Dame am Verborgensten hält, darstellen soll.

die harte Behandlung auf dem Königsteine vor der Zeit gealtert hatte, am 28. September 1725.

Ein nicht minder ungerechtes Opfer sächsischer Justizpflege war jener Kurländer, Johann Reinhold von Patkul, der — geboren um das Jahr 1668 — dreißig Jahre später als Geheimer Rath in kursächsische Dienste eingetreten, den ehrgeizigen Plan August's des Starken unterstützte, verbunden mit Dänemark und Rußland, Schweden anzugreifen und Lievland wieder mit Polen zu vereinigen. Nachdem Patkul dieses Bündniß mit Rußland im Jahre 1702 glücklich zu Stande gebracht hatte, wurde er General-Kriegs-Commissär Czar Peter's des Großen und begleitete, zwei Jahre später, als russischer Gesandter König August II. von Polen nach Dresden, übernahm daselbst als General-Lieutenant den Oberbefehl über die russischen Hilfstruppen und eroberte das von den Schweden besetzte Warschau. 1705 gerieth Patkul in den durchaus ungerechtfertigten Verdacht, mit König Karl XII. von Schweden in hochverrätherischer Verbindung zu stehen; in Folge dieses falschen Verdachts wurde Patkul auf Befehl des überall Verrath witternden Königs August II. zuerst nach dem Sonnenstein bei Pirna und von dort kurz darauf nach dem Königstein abgeführt, wo er fast ein ganzes Jahr in strengem Gewahrsam saß und

in Folge eines besondern Artikels des am 24. September 1706 zu Altranstädt abgeschlossenen Friedens an Karl XII. ausgeliefert ward, welcher ihn trotz aller Reclamationen russischer Seits wegen seiner hochverrätherischen Plane hinsichtlich der Loßreißung Lievlands am 10. October 1707 zu Kasimierz bei Posen lebendig rädern, enthaupten, viertheilen und auf's Rad flechten ließ, ein Act grausamer Barbarei, der auf den Hermelin des zwölften Karls einen ewig unverwischbaren Blutfleck warf.

Gleichzeitig mit Patkul saß auf dem Königstein jener Johann Friedrich Böttger, der — geboren zu Schleiz um das Jahr 1682 — im Rufe stehend, Gold und andere Dinge unglaublichster Art zu machen, in Wittenberg gefangen genommen, zuerst nach Dresden und von hier nach Meißen abgeführt worden war, wo er in der Albrechtsburg in Gemeinschaft mit dem kursächsischen Geheimen Rathe und weltberühmten Chemiker Ehrenfried Walther von Tschirnhausen nach jahrelangen nutzlosen Versuchen aller Art, den Stein der Weisen zu finden, durch Zufall endlich statt des Goldes das weltbekannte Meißener Porzellan erfunden hatte. Und weil August II. verhüten wollte, daß Böttger sein kostbares Geheimniß den Schweden verrathe, welche als Feinde heuschreckenartig halb Sachsen überschwemm-

ten und verwüsteten, wurde Böttger mit Dreien seiner Gehilfen zu Anfange des Jahres 1706 von der Meißener Albrechtsburg nach dem Königstein gebracht und erst vierzehn Monate später wieder in Freiheit gesetzt. Drei Jahre darauf zum Administrator der Meißener Porzellan-Fabrik ernannt, ergab er sich dem Trunke und allen erdenklichen Ausschweifungen, ward dadurch in Schulden verwickelt und verrieth nun, um sich Geld zu verschaffen, das Geheimniß seiner Erfindung gleichzeitig dem Berliner, Wiener und Petersburger Hofe, gerieth deshalb in peinliche Untersuchung und starb im Gefängnisse zu Dresden, kaum ein und dreißig Jahre alt, am 13. März 1713.*) Daß Böttger's Erfindung dem sächsischen Staate seitdem viele Millionen von Thalern eingebracht, ist eine geschichtlich erwiesene Wahrheit, daß er aber zur Belohnung seiner Verdienste von dem durch ihn reich gewordenen König und Kurfürsten August dem Starken geadelt worden sei, ist eine notorische Lüge.

Ein Abenteurer noch weit interessanterer Art, der einige Jahre später gleichfalls hier gefangen saß, war jener Herr von Klettenberg, der, einer der unverschäm-

*) Man vergl. C. A. Engelhardt's Biographie „J. F. Böttger, Erfinder des sächsischen Porzellans" (Leipzig 1837, 8.)

testen Windbeutel seiner Zeit, als sogenannter Goldmacher an den mit alchemistischen Hirngespinnsten beschäftigten Höfen von Weimar, Eisenberg und Dresden seine Schwindeleien in so großartigem Maaßstabe trieb, daß wir die Laufbahn dieses Goldschwindlers par excellence etwas ausführlicher besprechen müssen.

Johann Hektor von Klettenberg, 1669 zu Frankfurt am Main von guter Familie geboren, galt in seiner Jugend für einen eben so sehr befähigten als fleißigen Schüler, der aber, frühzeitig ausartend, ein wilder, unbändiger, jeder weiblichen Schürze nachlaufender Raufbold ward und, wegen einer liederlichen Dirne, seinen Nebenbuhler, einen Herrn von Stallburg, am 26. December 1709 im Zweikampfe erstach. Klettenberg wurde verhaftet und durch einen von Tübingen eingeholten Richterspruch zum Tode verurtheilt. Wir wissen nicht zu sagen, wie es gekommen ist, daß er sich der Vollstreckung dieses Urtheils entziehen und mit Hilfe eines kaiserlichen Geleitsbriefes seiner Haft entfliehen konnte. Bald darauf debütirte Klettenberg als Goldmacher. Er trieb sich zuerst in Mainz und später in Prag umher; dort wie hier machte er Schulden, ging auf Reisen und kam — obgleich er sich eidlich dazu verpflichtet — nicht wieder. Auf diese Weise hatte er sich in kurzer Zeit so viel Geld zusammengeschwindelt, daß es ihm möglich

wurde, mit einer Art von Gefolge, mit einem Secretär und drei Livréedienern, umherzureisen. Er trat überall als Freiherr von Wildeck auf, legte sich auf's Schriftstellern und ließ sein erstes Werk „die entlarvte Alchemie“ an's Licht treten. — Als eben so schöner, wie gewandter Mann besaß er die Gabe, vorzugsweise Frauen und Mädchen für sich einzunehmen. In Weimar hatte er die Bekanntschaft einer jungen bildsaubern Frau gemacht, deren ziemlich einfältiger Ehemannstropf viel lieber vor Klettenberg's Schmelztiegeln, als in den Armen seines liebedurstigen Weibchens lag. Und so geschah's, daß es unserm Abenteurer durchaus nicht schwer geworden war, weit leichter das Herz der auffallend vernachlässigten Frau als das goldene alchemistische Vlies, den sogenannten Stein der Weisen, das aurum potabile, zu erobern. Die junge Frau verließ — wie dies mitunter auch jetzt noch zu geschehen pflegt — ihren alten Mann, warf sich an die Brust ihres liebeglühenden Freundes, gab ihm alles Geld, was sie ihrem geizigen Einfaltspinsel von Gemahle nach und nach entwendet hatte, und ließ sich eines Abends — der Mond schien heller als jemals — ohne Widerrede entführen. So war sie mit ihm nach Dresden gekommen, wo er sie ohne Umstände für seine Frau ausgab, was ihm auch Jedermann zu glauben schien, weil er Geld

hatte und nebenbei Baron war. — Auch in Dresden wußte er sich schnell in allen Schichten der ziemlich leichtgläubigen, äußerst gutmüthigen, erzurgemüthlichen Bürgerschaft, ja endlich sogar bei Hofe sehr beliebt zu machen. August der Starke würdigte den Frankfurter seiner ganz besondern Huld und Gnade, erhob ihn auf Fürsprache seiner damals noch Alles vermögenden Maitresse, der schon früher erwähnten Gräfin von Cosel, welcher Klettenberg hinter dem Rücken seines starken, hufeisenzerbrechenden Gebieters nach besten Kräften den Hof zu machen sich erkühnte, im Jahre 1715 zum kursächsischen Kammerherrn und Amtshauptmann zu Senftenberg und bewilligte ihm — ebenfalls auf Fürsprache der Gräfin von Cosel — ein Jahrgehalt von achtzehntausend Thalern, wofür der vielversprechende Schwindler sich durch einen zwischen ihm und dem geschiedenen Gemahle der Gräfin, dem damaligen Cabinets-Minister Adolph Magnus Grafen von Hoym, abgeschlossenen Vertrag verbindlich gemacht hatte, in längstens vierzehn Monaten die bewußte Universal-Gold-Tinktur auszuarbeiten. — Und nun ging's lustig an's Laboriren. Der erste Versuch, sagt eine alte Chronik, der wir diese Details entlehnt haben, fiel nach dem Wunsche aller Kenner über alle Maßen befriedigend aus, weil unser sogenannter Adept die nicht genug zu rühmende Vorsicht

gebraucht hatte, in seine trügerischen Retorten und Phiolen echtes Gold einzuschmelzen. Der König war darüber außerordentlich entzückt; nicht minder war es Gräfin von Cosel. August der Starke und sein verschwenderischer Hofstaat versprachen sich nun goldene Zeiten, alle Schätze des Paktolus, Salomonischen Reichthum, ein zweites Tombuktu von Goldschätzen. — Klettenberg lebte unterdessen herrlich und in Freuden. Der Aufwand, den er trieb, war glänzend, ja fast fürstlich. Ein Schwarm wunderhübscher Dirnen aus allen zwei und dreißig Linien der Windrose bevölkerte seinen Serail, und seine Tafel, würdig eines Lucullś, war eine der leckersten und schwelgerischsten in ganz Dresden. So lebte er hier und auf Senftenberg in dulci jubilo fast zwei Jahre und verschwendete in dieser kurzen Zeit über vierzigtausend Thaler. Dann kehrte er nach seiner Vaterstadt Frankfurt zurück, hauste auch dort wie ein Crösus in Duodezformat und trieb seine Orgien mit den liederlichsten Phrynen endlich so weit, daß der hochweise Rath der freien Reichsstadt ihn eines Nachts aus den Betten herausholen und mit zwei seiner Beischläferinnen verhaften ließ. — Der starke August verwendete sich für seinen eingesperrten Kammerherrn, der in Folge dieser Verwendung bald wieder freigelassen wurde. Klettenberg kehrte gleich darauf — dreist und einfältig

genug! — nach Dresden zurück. Hier aber wurde er von dem Landsturme seiner vielen Gläubiger, denen er große und kleine Vorschüsse abgepreßt hatte, so hart gedrängt, daß er im Februar 1718 deshalb in peinliche Untersuchung gerieth. Vergebens versuchte der Abenteurer zu entfliehen. Er wurde als Staatsgefangener — Gräfin von Cosel war unterdessen in Ungnade gefallen und als Gefangene nach der Festung Stolpen abgeführt worden *) — nach Königstein gebracht. Nachdem es ihm auch von hier aus wie durch ein Wunder gelungen war, zwei Mal zu entfliehen, ward er das zweite Mal verhört und vor ein Gericht gestellt, das ihn wegen Mords, Ehebruchs, Schwindelei und Betrügerei mannigfacher Art und wegen anderer Verbrechen, wozu auch Versuche in der Falschmünzerei gehörten, zur Todesstrafe verurtheilte. Klettenberg hielt dies nur für Scherz; das Urtheil aber wurde wirklich vollzogen. Am 1. März 1720 hatte der Pseudo-Adept Johann Hector von Klettenberg, der sogenannte Freiherr von Wildeck, das Malheur, auf dem Königstein um einen Kopf kürzer gemacht zu werden. Und noch jetzt bezeichnet ein schwarzes Kreuz

*) Hier starb die Gräfin nach achtundvierzigjähriger Gefangenschaft am 31. März 1765 im fünfundachtzigsten Jahre ihres Alters.

die Stelle auf dem freien Platze, auf welchem er enthauptet worden war.

Achtzehn Jahre nach Klettenberg's Hinrichtung erhenkte sich (am 1. April 1738) in demselben Gefängniß, in welchem die beiden Kanzler Crell und Beichtlingen ihre unverdiente Strafe abgebüßt hatten, aus uns leider nicht bekannten Ursachen der königlich polnische und kurfürstlich sächsische Geheime Rath Graf Karl Siegfried von Hoym, ein Bruder des Cabinets-Ministers Grafen Adolph Magnus des geschiedenen Gemahls der Gräfin von Cosel, die auch ihren Schwager durch geheime Anklagen in's Unglück gestürzt und zum Selbstmorde getrieben haben soll. Graf Hoym war, als er seinem Leben ein Ziel setzte, bereits dreiundsechzig Jahre alt.

In derselben Gefängnißzelle, in welcher dem Ex-Amtshauptmanne von Klettenberg das Todesurtheil verkündet worden war, saß sechsundfünfzig Jahre später der Ex-Hauptmann Agdolo, der, ein nicht minder großartiger Abenteurer, sich hier einzig und allein mit der Auffindung einer Kabbala beschäftigte, mit deren Hilfe er, sobald er wieder, was seiner Ansicht nach doch sehr bald geschehen mußte, in Freiheit gesetzt werden würde, alle Spielbanken Europas zu sprengen ernstlich gesonnen war. Ganze Tage lang und ganze Nächte hindurch

breitete er Spielkarten vor sich aus, um den Schlüssel zu dem Geheimnisse zu finden, im Pharo und Lanzknecht im Voraus diejenige Karte zu berechnen, welche jederzeit gewinnen müsse.

Agdolo saß hier bereits neun volle Monate, ohne trotz der angestrengtesten Berechnungen jene emsig gesuchte Kabbala entdeckt zu haben.

Am 30. Juni des Jahres 1777 war es eben Nacht geworden, als Marchese d'Agdolo, seit frühem Morgen mit der Auffindung jenes Geheimnisses beschäftigt, beim kargen Scheine seiner Lampe die knarrende Thür seiner Zelle aufgehen hörte und eine vom Scheitel bis zur Schuhsohle in dunkle Schleier gehüllte Frauengestalt still und geräuschlos wie ein unheimliches Gespenst in sein Gefängniß eintreten sah.

— Wer seid ihr? fragte der Gefangene, der sich trotz des Schreckens, welcher sich seiner bemächtigt hatte, einen gewissen Anschein von Beherztheit zu geben verstand.

— Erschrecken Sie nicht, Herr Marquis, erwiderte die Unbekannte mit absichtlich verstellter Stimme. Eine hochgestellte Dame, die an Ihrem Schicksale aufrichtigen Antheil nimmt, hat alle ihr zur Verfügung stehenden Mittel erlaubter und unerlaubter Ueberredungs- und Bestechungskunst in Bewegung gesetzt, um mir, der Vertrauten aller ihrer Geheimnisse, die Thore, Thüren

und Riegel Ihres Kerkers zu öffnen und in ihrem Namen Ihnen mitzutheilen, daß sie fest entschlossen ist, Alles, was im Bereiche ihrer Macht liegt, aufzubieten, um Sie sobald als möglich entweder durch List oder nöthigenfalls durch Gewalt aus den Banden Ihrer Gefangenschaft zu befreien.

— Bevor ich ein Wort von dem Allen, was Sie mir so eben gesagt haben, glauben darf, muß ich Sie bitten, mir zu sagen, wer Sie sind, wie Sie heißen?

— Mein Name muß ein Geheimniß bleiben, das Sie um keinen Preis der Welt erfahren dürfen. Vorläufig habe ich keinen andern Auftrag als den: Sie im Namen jener Dame, die Ihnen herzlich zugethan ist (diese Worte betonte die Unbekannte mit einem auffallend gerührten Ausdruck) inständig zu bitten, sich bis zum Augenblicke Ihrer Befreiung in Geduld zu fassen und, falls Sie wider Erwarten endlich doch verhört werden sollten, nicht das Geringste von dem, was nur Ihnen allein bekannt ist, einzugestehen . . .

— Wie aber, wenn ich's dennoch thäte?

— Dann würden Sie rettungslos verloren sein! Und darum beschwöre ich Sie im Auftrage jener Dame, die Sie über Alles liebt, keine Person, sie heiße wie sie wolle, durch eines Ihrer Geständnisse zu compromittiren. Nur unter der Voraussetzung, daß Sie ihr

unverbrüchliche Verschwiegenheit geloben, will sie keinen Schritt unversucht lassen, um Sie aus Ihrem Kerker zu befreien und Ihre Flucht aus Sachsen auf jede erdenkliche Weise zu begünstigen.

— Wie aber, Madame, wenn ich nicht fliehen mag und um jeden Preis in Sachsen bleiben will?

— Dann wäre Ihnen nicht zu helfen; dann würden Sie bis an's Ende Ihrer Tage als Gefangener, lebendig todt, hier auf dem Königsteine begraben bleiben.

— Sagen Sie Ihrer Dame, daß ich es vorziehe, hier lieber lebenslänglich eingesperrt zu sein, als feige, wie ein Dieb, die Flucht zu ergreifen. Ich will, ich muß verhört werden!

— Ich bin beauftragt, Ihnen zu sagen, daß weder der Kurfürst noch jene Dame dies jemals zugeben werden.

— Ich will doch sehen, entgegnete Agdolo in drohendem Tone, ob es am Hofe von Dresden noch einen Schatten von Gerechtigkeit gibt, und ob es möglich ist, daß hier zu Lande Jemand ohne Verhör zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt werden darf.

— Im Namen jener Dame, die es mit Ihnen gut und ehrlich meint, habe ich Sie wohlwollend gewarnt. Thun Sie nun, was Sie wollen!

— Sagen Sie Ihrer Auftraggeberin, daß Marchese d'Agdolo fest entschlossen ist, Alles zu gestehen,

was in Bezug auf gewisse Personen und Dinge nur er allein wissen kann. Sagen Sie Ihrer Dame, daß ich nicht großmüthig oder einfältig genug bin, um als ein Opfer ihrer Rache zu fallen. Der Kurfürst soll Alles, Alles erfahren.

— Ich warne Sie zum letzten Male!

— Und ich wiederhole Ihnen noch einmal, daß ich unbeugsam fest entschlossen bin, den Schleier gewisser Geheimnisse ohne Rücksicht auf Namen und auf Stand zu lüften.

— Dann, Marquis, sind Sie rettungslos verloren! Ich gehe und kehre niemals wieder, sagte die geheimnißvolle Erscheinung und verschwand geräuschlos wie ein Schattenbild.

Agdolo war wieder allein mit sich. Er warf sich auf sein Strohlager und dachte mit halbgeschlossenen Augen über diese Erscheinung und über den Inhalt alles Dessen nach, was er aus ihrem Munde vernommen hatte. Aber trotz allen Hin- und Herdenkens konnte er nur zu allerhand Vermuthungen und Zweifeln, aber zu keiner Art von Gewißheit gelangen, wer dieser nächtliche Besuch und wer jene Dame sei, in deren Auftrage dieser Besuch bei ihm gespensterartig eingetreten und spurlos verschwunden war. Vermuthungen hatte er allerdings, aber keine von Allen war dazu angethan, das

undurchdringliche Dunkel dieser Erscheinung aufzuklären. Wäre es die Kurfürstin-Witwe selbst gewesen, so würde er sie trotz aller Schleier an ihren Manieren, vor Allem am Dialecte ihres Vaterlandes, sofort erkannt haben. Oder sollte es nur eine ihrer Hofdamen gewesen sein? Letzteres erschien ihm wahrscheinlicher als Ersteres; aber trotz allen Nachdenkens vermochte er nicht zu errathen, welche von deren Hofdamen es gewesen sei, die sich zu dieser Sendung habe gebrauchen lassen. Er dachte die Reihe nach an Alle und zuletzt auch an die Hausmarschallin von Schönberg, an die er, obgleich er noch am Vorabende seiner Verhaftung so wahnsinnig in sie verliebt zu sein schien, seit jener Zeit nicht mehr gedacht hatte, weil er in seinem Gefängnisse mit nichts Andern, als der Auffindung der bewußten Kabbala beschäftigt war.

Am andern Morgen wandte sich Agdolo schriftlich an den Kurfürsten mit der Meldung dessen, was sich Nachts zuvor in seiner Zelle ereignet hatte, und mit dem unterthänigst wiederholten Gesuche, ihn endlich nach neunmonatlicher Gefangenschaft entweder verhören oder in Freiheit setzen zu lassen.

Der Gefangene wartete einen ganzen Monat. Er erhielt keinen Schatten von Antwort und gerieth darüber so außer sich, daß er seine Spielkarten auf die

Erde warf und mit dem Kopfe unter lauten Verwünschungen aller Art an die Mauer seines Kerkers rannte. Wozu half aber diese ohnmächtige Wuth? Er blieb unverhört gefangen wie bisher.

Unterdessen hatten sich bei Hofe und in gewissen Kreisen der Stadt in Bezug auf jenen nächtlichen, durch Agdolo's Meldung bekannt gewordenen Besuch vier verschiedenartige Gerüchte als unverbürgte Vermuthungen verbreitet. Nach einem dieser sich heimlich zugeflüsterten on dit sollte jene schwarzverschleierte Dame, die auf so unerklärbare Weise Einlaß in dessen Kerker gefunden hatte, keine Andere als die Kurfürstin-Witwe, nach einem zweiten Gerüchte aber nur deren Vertraute, die in's Complott mitverwickelte „vorgegebene" Ehefrau des Legationsraths Heewald, die heimliche Dulcinea des jesuitischen Beichtvaters, gewesen sein, die zu derselben Zeit auf dem Königsteine gefangen saß. Eine dritte Vermuthung glaubte aus besserer Quelle zu wissen, daß hinter jenem dichten Schleier die Gräfin Rutowska, die geheime Gemahlin des Gefangenen, versteckt gewesen sei.*) Nach einem vierten Gerüchte aber, welches sich die Miene gab, mehr als bloße Vermuthung zu sein, war

*) Gräfin Rutowska starb, ein Jahr nach diesem Ereignisse, am 27. Juli 1778.

jene Dame, die im Auftrage einer Andern — worunter man Maria Antonia Walpurgis verstand — als Warnerin erschienen, mit ziemlich positiver Gewißheit wohl keine Andere gewesen, als die Hausmarschallin Charlotte Dorothea von Schönberg, die Mutter der sechs Wochen vorher in die Welt geeilten Auguste Charlotte.

Jeder glaube davon, was ihm gefällt!

Fünftes Kapitel.

Am 6. Januar des Jahres 1779 wurde mit hoher kurfürstlicher Erlaubniß im Zwinger-Theater zu Dresden der erste Maskenball zur Einweihung des Carnevals abgehalten. Unter den zahlreichen Besuchern dieser äußerst glänzenden Maskerade befand sich auch der Herr Hausmarschall Peter August von Schönberg auf und zu Neusalz und dessen Gemahlin, die, auch darin ihrem Hange zur Prüderie nachgebend, in dem einfachen Costüme einer römischen Vestalin erschienen war, während ihr höchst gutmüthiger und äußerst leichtgläubiger Tölpel von Gemahl in der von Sammet und Seide, Gold und Silber strotzenden Maske eines türkischen, mit drei Roßschweifen und einem Walde von Federn geschmückten Paschas auf- und abstolzirte.

Der einzige Spaßvogel, welcher in den ziemlich tristen Schwarm dieser Masken etwas Leben und Heiterkeit zu bringen versuchte, war der königlich preußische Kammerherr und Envoyé extraordinaire, Philipp Karl von Alvensleben, der im königlich preußischen Staats-

geruche stand, ein ebenso geistreicher als boshafter Spötter zu sein.

Er hatte seine diplomatische Haut in ein struppiges Bärenfell gesteckt und nahm sich in seiner Bärenhülle mehr Freiheit, als jede der andern Masken heraus. Mit einem Claquehute unter'm Arme und einer Lorgnette in der rechten Tatze wußte er sich mit Hilfe seiner beiden Ellbogen brummend Platz zu machen durch den dichten Maskenknäuel und von einem Ende des Saales bis zum andern durchzudringen, überall anstoßend, hier auf ehrwürdige Hühneraugen tretend, dort liebäugelnd mit einer alten Kokette, die, als Frau Venus verkleidet, Jagd zu machen schien auf irgend einen wagehalsigen Tanhäuser, der so viel Muth und Selbstverläugnung besaß, sich durch ihren geschminkten Liebreiz in die Falle locken zu lassen.

Herr von Alvensleben, der unter allen Masken zuerst den Hausmarschall von Schönberg an der beträchtlichen Peripherie seines Schmerbauchs und an der Plumpheit seiner Elephantenfüße erkannt hatte, stürzte sich auf den Pascha mit drei Roßschweifen, hielt ihn mit der rechten Tatze an dem Ledergürtel fest und sagte zu ihm mit honigsüßer Freundlichkeit:

— Ich kenne Dich, meine schmucke Maske!

— So? fragte der Hausmarschall, welcher nicht

erkannt zu werden wünschte. Nun, Bärchen, wer bin ich denn?

— Du bist Pascha von drei Roßschweifen.

— Guter Bär, das sieht jedes Kind!

— Ich sehe aber außerdem noch einen vierten Roßschweif an Dir.

— Wo denn? fragte Herr von Schönberg.

— Er hängt hinten auf Deinem Rücken. Gewiß hat Dir diesen Schweif da kein Anderer als Dein braves Weibchen angeheftet, das derlei harmlose Spielereien sehr zu lieben scheint.

— Bär, was willst Du damit sagen? fragte der empörte Pascha.

— Etwas, was Du leicht errathen kannst . . . Dein Frauchen, dicke Excellenz, ist zwar unausstehlich prüde, aber darum doch entsetzlich fromm und tugendhaft . . .

— Mir scheint, Du verkennst sowohl sie wie mich . . .

— Nein, nein, ich irre mich nicht, betheuerte der Bär.

— Nun, wer bin ich denn in Wirklichkeit?

— Du bist eine dicke, windgefüllte Null, und Dein schmuckes Frauchen ist die Eins, welche aus der Null eine ziemlich respectable Zehne macht.

— Du bist ein grober, unverschämter Bär! sagte der Pascha, der sich loszumachen versuchte.

— Ja, das bin ich, theure Excellenz! gestand der Bär, der ihn am Ledergurte wie einen Mops am Halsbande festzuhalten fortfuhr. Und dennoch liebe ich Dich und meine es gut mit Dir. Und darum, bedauernswürdiger Pascha mit drei Roßschweifen, rathe ich Dir, vor Allem mehr auf Deine Stirn zu achten und nicht zuzugeben, daß der erste beste Abenteurer Dir ungestraft einen neuen Kopfputz aufsetzen darf.

— Du sprichst in Räthseln, guter Bär! entgegnete der angstschwitzende Hausmarschall.

— Dein Frauchen kann sie Dir lösen, sagte der vierfüßige Diplomat, schlug mit seinem Claquehut etwas unsanft auf den Kürbisbauch Seiner Excellenz und verschwand.

— Dieser Patron ist ein höchst impertinenter Bär oder, richtiger gesagt, dieser Bär ist ein bodenlos unverschämter Patron, monologisirte Herr von Schönberg, wischte sich mit dem Rücken seiner Linken den Angstschweiß von seiner federgeschmückten Stirn und verlor sich dann als Null in der Masse der Andern seines Gleichen.

Unterdessen hatte sich der diplomatische Bär auf seinen beiden Hintertatzen so leise als möglich in die

Nähe der als keusche Priesterin der Göttin Vesta verkleideten Frau Hausmarschallin geschlichen und dann eine seiner beiden Vordertatzen behutsam auf die halb nackte Schulter der Vestalin niedergleiten lassen mit dem ihr leise in's Ohr gemurmelten Namen „Agdolo."

— Jesus, Maria und Joseph! rief die Hausmarschallin, tief erschreckt sich umkehrend und den Bären erblickend, der mit zärtlich verzerrter Miene dicht hinter ihr stand. Wie kommen denn Sie hieher? wagte sie erstaunt zu fragen.

— Ich bin mit Gefahr meines Lebens meinem Käfig entsprungen, um endlich nach so ewig langer Zeit mein angebetetes Lamm wiederzusehen und es noch einmal, wie damals, an mein langsam verblutendes Herz zu drücken.

— Reden Sie nicht so laut, Marquis! Wie leicht könnten wir belauscht werden! Seien Sie doch etwas vorsichtiger und schonen Sie . . .

— Ich weiß, was Sie sagen wollen, unterbrach sie der schlaue Bär und verschwand urplötzlich wie der Mond hinter Wolken.

— Wo mag er sein? fragte Frau von Schönberg, ängstlich um sich blickend und bald darauf, um sich von ihrem Schrecken zu erholen, an ihrem mit Kölnischem Wasser gefüllten Flacon riechend. O! stöhnte

sie, hätte ich diesen Mann doch niemals kennen gelernt! Ich fürchte nichts so sehr, als seine Indiscretion, sagte die Hausmarschallin und suchte ihren Gatten auf, der in diesem Augenblick nicht zu finden war.

Er befand sich im Büffetzimmer und verschlang dort, wie ein auf Hungerkur gesetzter Vielfraß, verschiedene Eissorten und Kuchengattungen, als der königlich preußische Bär ihn von Neuem ergatterte und mit den Worten ansprach:

— Soll ich Dir einen guten Rath geben?

— Nun, Bär, was rathest Du mir? fragte der eisschlürfende Pascha.

— Ich rathe Dir, so schnell als möglich Dein junges Frauchen aufzusuchen, das, als Colombine verkleidet, am Arme eines äußerst zärtlichen Arlekins so eben — die Götter mögen wissen, wohin? — verschwunden ist.

— Ist dies Wahrheit? fragte der Hausmarschall.

— Auf Bärenwort! betheuerte der Ankläger. Und damit Du selbst, Excellenz, Dich von der Wahrheit meiner Aussage überzeugen kannst, will ich Dir einen vernünftigen Vorschlag machen. Wir tauschen in einem der vielen Garderobezimmer — im Dunkeln, damit uns Niemand sehe! — unsere Masken. Du hüllst Dich in meine Bärenhaut, ich werfe mich in Deine

Pascha-Uniform. Dann suchst Du in der völlig unverdächtigen Bärenmaske Dein braves Frauchen auf und ertappst sie am Arme ihres Arlekins, den Du, wenn's Dir beliebt, mit Deinen oder, richtiger gesagt, mit meinen Tatzen zerfleischen kannst.

— Aber so viel ich weiß, theilnehmender Bär, ist meine Frau als Vestalin und keineswegs als Colombine hier.

— Vor einer Viertelstunde hat sie, vermuthlich nur in der Absicht, von Dir nicht erkannt und gestört zu werden, auf Rath ihres äußerst schlauen Arlekins mit einer Vertrauten desselben die Maske getauscht, und schäkert jetzt mit ihm als Colombine umher. Du hast keine Zeit zu verlieren, Excellenz; es ist Gefahr im Verzuge, denn jener höchst gefährliche Arlekin, mit welchem sie verschwunden zu sein scheint, ist kein Anderer, als . . . . rathe einmal wer?

— Etwa gar der Kurfürst? fragte der Pascha, der durch diese höchst gewagte Vermuthung sehr geschmeichelt zu sein schien.

— Du irrst Dich, meine theure Excellenz! Jener Arlekin ist . . . der Hauptmann Algdolo.

— Der gefangen auf dem Königsteine sitzt? fragte Herr von Schönberg hocherstaunt.

— Und der heute Morgen aus seinem Kerker

entsprungen ist, einzig und allein darum, um Dein braves Frauchen nach so langer Trennung endlich einmal wiederzusehen.

— Guter Bär, mich trifft der Schlag! stöhnte der Hausmarschall, der zum ersten Male in seinem vertrauensvollen Leben eine Anwandlung höllischer Eifersucht empfand. Sprich, wo ist das treulose Weib? rief er, zornsprühend um sich blickend. Wo finde ich meine Lotte, um ihr zu sagen, daß ich sie und ihn umbringen will?

— Zuvor, theure Excellenz, wollen wir unsere Anzüge wechseln und sodann die treulose Colombine gemeinschaftlich aufsuchen. Sie soll uns sicher nicht entgehen, sagte der hetzende Bär und zog den eifersuchtschnaubenden Pascha in eines der entlegensten Garderobezimmer.

Hier wechselten sie rasch und im Finstern, um, wie gesagt, nicht erkannt zu werden, ihre Masken und Larven und kehrten dann zur Aufsuchung der bewußten Colombine in den Saal zurück. Aber während der in einen Bären verwandelte Pascha stöhnend und schweißtriefend jeder wildfremden Colombine nachlief, die am Arme irgend eines Arlekins hing, eilte der königlich preußische Gesandte und Spaßvogel in die Garderobe zurück, streifte dort seine Pascha-Maske ab, hüllte sich

in den ersten besten schwarzen Domino und kehrte schleunigst in den Saal zurück, um hier von Neuem die bewußte Vestalin aufzusuchen. Nach einem Weilchen fand er sie.

— Madame, sagte er mit verstellter Stimme zu Frau von Schönberg, die sich von jenem Schreck erst theilweise erholt zu haben schien, einer Ihrer treuesten Verehrer hat Sie mit vieler Mühe aufgesucht, um Sie pflichtschuldig zu warnen . . .

— Mich zu warnen und vor wem? fragte die Vestalin, deren Gewissen nicht ganz weiß und unbefleckt wie ihre Toga zu sein schien.

— Wissen Sie, anbetenswürdige Priesterin der keuschen Vesta, ahnen Sie, wer sich in diesem auf- und niederwogenden Maskenschwarme befindet? Nein! sagen Sie? Gut, Madame, dann sollen Sie es durch den treuesten Ihrer Diener erfahren. Einer Ihrer vielen Anbeter ist hier . . . .

— Wen meinen Sie? fragte die Hausmarschallin.

— Wen anders als den Marchese d'Algdolo.

— Sie wissen also? fragte die Vestalin.

— Ich weiß Alles! erwiederte der Domino. Sehen Sie dort jenen stattlichen Bären? Dies, Madame, ist der treulose Hochverräther! Bemerken Sie gefälligst, mit welch' verliebtem Ungestüm er dort einer nicht

mehr allzuschlanken Colombine nacheilt, die, gefallsüchtig über alle Maßen, am Arme ihres ziemlich steifen Arlekins sich hin- und herschaukelt? Errathen Sie, wer diese Colombine ist?

— Nein! entgegnete die neugierig gemachte und jetzt ebenfalls von Eifersucht angewandelte Frau von Schönberg, aber gern möchte ich wissen, wer sie sein mag?

Der Domino raunte ihr einen Namen in's Ohr. Die Vestalin erzitterte vor Schreck.

— Doch wer, fragte sie, mag der sie begleitende Arlekin sein?

— Allem Anscheine nach einer ihrer beiden Kammerherren, entweder Graf Johann Wilhelm Christoph von Stollberg-Roßla oder der Stallmeister Heinrich Erdmann von Röder, auf welchen der Herr Marquis nicht wenig eifersüchtig zu sein scheint, denn er verfolgt sie Schritt auf Schritt.

— Der treulose Bösewicht! stöhnte die Hausmarschallin.

— Meinen Sie den Kammerherrn? fragte der boshafte Domino.

— Nein, ich meine den nachschleichenden Bären.

— Ah, nun verstehe ich Sie, Madame! Sie fühlen sich mit vollem Rechte gekränkt, daß dieser beneidenswerthe Agdolo außer Ihnen auch jener bewußten

Colombine so eifrig den Hof zu machen sich erkühnt. Wir wollen, wenn's Ihnen gefällig ist, jenen drei Masken nachschleichen, um, wo möglich, deren Unterhaltung zu belauschen. Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?

— Ich nehme ihn mit Vergnügen an, sagte die Hausmarschallin, sich in den Arm des dienstbereiten Domino's einhängend.

Unterdessen verfolgte der eifersüchtige Bär seine Colombine.

— Charlotte, Lotte, Lottchen! rief der Hausmarschall fortwährend seiner vermeintlichen, auf Abwege gerathenen Gemahlin nach.

Colombine aber hörte auf diesen Namen nicht. Unser Bär wurde dadurch immer unruhiger. Endlich verlor er seine ehemännische Geduld und rief ziemlich laut:

— Marquis! Marquis! Aber in des Teufels Namen, schrie er, den Arlekin rücklings attaquirend, hören Sie doch endlich einmal, Marquis Agdolo!

— Herr, was wollen Sie von mir? fragte Arlekin, der sich wüthend umgekehrt hatte.

— Wie, Marquis, Sie können noch fragen? Ich muß Sie inständigst bitten, den Arm meiner durch Sie unheilbar compromittirten Frau augenblicklich loszulassen.

— Bär, was kümmert mich Ihre Frau? Ich kenne sie eben so wenig als Sie selbst und bitte Sie, mich

und diese Dame hier, die Sie seit zehn Minuten unverschämt genug verfolgen, endlich in Ruhe zu lassen, falls Sie nicht absichtlich hier Krakehl suchen. Diese Dame, Bär, ist meine Braut!

— Was, meine Frau ist Ihre Braut? fragte der Bär, der aus Eifersucht fast aus der Haut oder, richtiger gesagt, aus dem Pergamente fuhr.

— Dieser Bär scheint verrückt zu sein! meinte die ziemlich korpulente Colombine.

— Nein, Lottchen, das bin ich nicht, erklärte der Hausmarschall.

— Der Teufel, Herr, ist Ihre Lotte! Meine Braut kann unmöglich Ihre Frau sein. Nun aber lassen Sie uns ungeschoren!

— Machen Sie, daß Sie endlich fortkommen, sonst rufen wir um Hilfe und lassen Sie von der Polizei augenblicklich arretiren, erklärte die höchst resolute Colombine.

— Aber ich bin ja Dein Mann! winselte der Bär.

— Herr, ein verrückter Narr sind Sie! schrie der wüthend gemachte Arlekin und versetzte dem zudringlichen, auf zwar plumpen, aber dennoch schwachen Füßen stehenden Bären einen so kernigen Schlag auf die Herzgrube, daß er wie ein Mehlsack auf den Rücken fiel.

— Dies sind die Folgen seiner Untreue, sagte

der Domino zur Vestalin, welche Zeugin dieses Falles war und sich schleunigst vom Schauplatze dieser Scene zurückzog. Der treulose Bär ist jetzt genug bestraft, sagte die preußische Gesandtschaft zur kursächsischen Vestalin. Lassen Sie ihn in Gottes Namen ruhig liegen. Marquis Agdolo ist, wie Sie sich genügend überzeugt haben, ein Verräther, der Ihrerseits nicht die geringste Berücksichtigung verdient.

— Und dennoch! stöhnte die gerührte Vestalin.

— Lieben Sie ihn, ergänzte der Domino. Das weiß so ziemlich ganz Dresden, mit Ausnahme Ihres grundgütigen Herrn Gemahls, der bis heute nicht die geringste Ahnung davon gehabt zu haben schien. Ich muß Sie nun auf einen Augenblick verlassen; doch verspreche ich, bald wieder bei Ihnen zu sein, sagte die Maske, verschwand wie ein Irrlicht und suchte jetzt wieder den von ihm gefoppten Bären auf.

Letzterer, der sich unterdessen mühsam emporgerichtet hatte, stand eben im Begriff, sich nach seiner glücklich überstandenen Niederlage in's stärkende Büffet zurückzuziehen, als der schwarze Domino auf ihn mit der ziemlich unverschämten Frage zutrat:

— Wissen Sie, Excellenz, wo Ihre Frau ist?

— Nein! antwortete der in Schweiß aufgelöste Bär. Aber wissen möchte ich wohl, wo sie stecken mag?

— Ich will es Ihnen sagen, Excellenz! Eben hat sie den Saal verlassen.

— Wie? Ohne mich und ganz allein? fragte der bestürzte Hausmarschall.

— Allerdings hat sie Jemand begleitet.

— Und wer ist dieser elende Jemand? fragte der von Neuem außer sich gerathende Bär.

— Wer anders als der Marquis Agdolo!

— Dem Schurken breche ich den Hals! drohte der eifersüchtig gemachte Thor.

— Thun Sie dies! rieth der Domino. Eilen Sie ihm augenblicklich nach. Ich bin überzeugt, daß Sie den Entführer Ihrer tugendhaften Frau vielleicht noch auf der Treppe einholen.

— Ich fürchte, meinen Verstand zu verlieren! schrie der mystificirte Bär, der bei dieser Besorgniß, bei Lichte betrachtet, eigentlich nur sehr wenig oder gar nichts zu riskiren hatte, und verließ hungrig wie ein Wolf und blutlechzend wie ein Tieger den Saal, um seiner Gemahlin nachzueilen, die hier ruhig zurückgeblieben war.

In demselben Augenblick kehrte der Domino zu ihr zurück.

— Arme, doppelt bedauernswürdige Vestalin! sagte er zu ihr. Ich habe Ihnen zwei Nachrichten mitzu-

theilen, von denen die Eine Sie in nicht geringem Grade bestürzt machen wird. Wissen Sie, wo Ihr Gemahl ist?

— Nein! antwortete die Hausmarschallin ziemlich ruhig.

— Eben ist er nach Hause gefahren . . .

— Wie, ohne mich und ganz allein? fragte Frau von Schönberg.

— Allerdings, Madame, hat ihn Jemand begleitet . . .

— Und wer, wenn ich fragen darf?

— Eine kleine, schmucke, ganz allerliebste Fledermaus, die, wenn ich nicht falsch berichtet bin, eine der schönsten Choristinnen unserer italienischen Oper ist.

— Ich wünsche meinem Gemahle gute Unterhaltung! meinte die Vestalin. Aber können Sie mir nicht sagen, ob noch Marquis Agdolo im Saale ist?

— Marquis Agdolo — ich bitte Sie, nicht zu erschrecken — hat das Unglück gehabt, im Büffet, wo er die Larve abzunehmen gewagt, augenblicklich erkannt und gleich darauf nach der Hauptwache abgeführt zu werden. Eben hat sich die Nachricht verbreitet, daß er auf Befehl Seiner kurfürstlichen Hoheit noch heute Nacht nach dem Königstein zurückgebracht werden soll.

— Der arme Marquis dauert mich, gestand die

theilnahmsvolle Hausmarschallin. Aber was fange ich nun an, da mein Mann, wie Sie sagen, mit einer Fledermaus fortgeflogen ist und mich hier allein ohne Schutz und Equipage zurückgelassen hat?

— Darf ich Ihnen meinen Wagen anbieten? fragte der Domino.

— Sie sind zu gütig, mein Herr . . .

— Erlauben Sie mir, Sie bis zu meinem Wagen begleiten zu dürfen?

— Ich bitte darum, sagte die Vestalin.

Fünf Minuten später saß Frau von Schönberg im Wagen des preußischen Gesandten.

— Darf ich fragen, wem ich diese Freundlichkeit zu danken habe?

— Ich bin, sagte der Domino, nach kurzer Pause, der k. k. österreichische Kämmerer und bevollmächtigte Minister Philipp Franz Freiherr Knebel von Katzenelnbogen, habe die Ehre, Ihnen gute Nacht zu wünschen und Sie inständigst zu bitten, mich ja nicht verrathen zu wollen.

— Rechnen Sie, Herr Baron, auf meine Discretion. Ich bin verschwiegen wie ein Kirchhof, sagte Frau von Schönberg, die nun allein nach Hause fuhr.

Der Gesandte lachte sich in's Fäustchen.

Am folgenden Morgen sprach halb Dresden von

dem Abenteuer des Herrn und der Frau von Schönberg, die frühzeitig genug zu der Einsicht gelangt waren, daß Jemand — aber Keines von Beiden ahnte wer? — sich den Scherz erlaubt hatte, sich auf Kosten des leichtgläubigen Ehepaares ein Wenig lustig zu machen.

Zwei Tage später erschien nachfolgendes Spottgedicht:

„Auf dem großen Maskenfeste
Wogt im Licht- und Blumen-Meer
Bei Musik der Schwarm der Gäste
Kichernd, kosend hin und her.

Arlekin mit kecker Miene
Gaukelt wie ein Schmetterling
Um die holde Colombine,
Die schon manchen Gimpel fing.

Hinter den verliebten Fratzen
Schleicht ein eifersücht'ger Bär,
Der mit teuflisch-wilden Tatzen
Theilt der Masken buntes Heer.

Dieser Bär mit grimmer Miene
Ist der Gatte, der sich härmt,
Weil die junge Colombine
Still für einen Andern schwärmt.

Dieser And're steckt der Dame
Heimlich ein Billetchen zu:
Ort und Stunde, dann sein Name . . .
Fertig ist das Rendezvous.

Petz der Wilde schleicht zur Dame
Und entreißt den Zettel ihr;
Wüthend ruft er: „O quel blâme!“
Sie eilt fort und er . . . bleibt hier.

Nimm den Mann Dir zum Exempel
Sei als Bär selbst niemals roh:
Trage ruhig Deine Hörner;
Eifersucht ist — rococo!“

Wohl Jeder wird den Verfasser errathen.

Sechstes Kapitel.

Sechs Monate nach jener Maskerade — im Juli des Jahres 1779 — befand sich Frau Charlotte Dorothea von Schönberg in Gesellschaft ihres gichtkranken Gemahls im Bade zu Teplitz.

Um dieselbe Zeit befand sich dort der österreichische Gesandte, der schon im vorigen Kapitel erwähnte Freiherr Philipp Franz Knebel von Katzenelnbogen und dessen Gemahlin, durch welche er hier mit der Frau Hausmarschallin von Schönberg näher bekannt und in kurzer Zeit ziemlich befreundet worden war.

Eines Abends, als Frau von Schönberg am Arme des Freiherrn von Knebel und ihr Gemahl am Arme der Frau Gesandtin in den schwermüthig stillen, und um diese Tageszeit melancholisch einsamen Baumgängen des Schloßgartens auf- und abwandelten, sagte die Frau Hausmarschallin zum Gesandten:

— Eigentlich, lieber Baron, sollte ich etwas böse auf Sie sein . . .

— Und weshalb, meine Gnädige? fragte Freiherr von Knebel.

— Weil Sie mich auf dem ersten Maskenballe des letzten Carnevals so boshaft geneckt haben . . .

— Ich? fragte der Gesandte hocherstaunt.

— Erinnern Sie sich nicht mehr, daß Sie mir an jenem Abende Ihren Wagen geliehen?

— Ich??? fragte Knebel, jetzt dreifach erstaunt.

— Spielen Sie nicht den Unschuldigen, Excellenz! sagte Frau von Schönberg. Ich habe Ihnen jenen harmlosen Scherz längst verziehen.

— Wie aber, meine Gnädige, wenn ich auf mein Ehrenwort versichere, daß Sie mir Unrecht thun, weil ich Ihnen beweisen kann, daß ich zur Zeit des diesjährigen Faschings gar nicht in Dresden, sondern in Wien gewesen war.

— In diesem Falle, Excellenz, hat Gott weiß wer, Ihren Namen gemißbraucht und mich auf sehr unhöfliche Weise hinter's Licht geführt.

— Und wer mag dieser Elende gewesen sein?

— Vermuthlich wohl auch ein Diplomat, der besser als mancher Andere in die großen und kleinen Staatsgeheimnisse unseres Hofes eingeweiht zu sein schien. Er wußte mehr, als mir — unter uns gesagt! — lieb gewesen ist.

— Ei haben denn auch Sie Geheimnisse?

— Welche Frau, Excellenz, hätte sie nicht?

— Mir gegenüber sind Sie wenigstens aufrichtig . . .

— Weil ich Vertrauen zu Ihrer Verschwiegenheit habe. — Sie sind gestern Abend von einem Ausfluge, den Sie nach Schandau und der sächsischen Schweiz gemacht, zurückgekehrt. Wahrscheinlich haben Sie auch den Königstein besucht?

— Allerdings, meine Gnädige!

— Und gewiß haben Sie nicht versäumt, sich die Festung anzusehen?

— Der Commandant derselben war so freundlich gewesen, mir die Sehenswürdigkeiten derselben zu zeigen.

— Haben Sie auch die Casematten und die darin befindlichen Kerker der Staatsgefangenen besucht?

— Der Commandant war so gütig gewesen, mich von einer Zelle in die andere zu führen und mich gleichzeitig mit den Schicksalen seiner Gefangenen vertraut zu machen.

— Sitzt nicht auch ein Italiener dort, der, wenn ich nicht irre, Agdolo heißt?

— Allerdings sitzt dort ein gewisser Agdolo, der Sie, gnädige Frau, sehr genau zu kennen scheint . . .

— Mich? fragte Frau von Schönberg mit allen Zeichen eines meisterhaft erheuchelten Erstaunens.

— Ei, warum erstaunen Sie, meine Gnädige? Glauben Sie vielleicht, ich wäre indiscret genug, etwas von Allem, was ich dort erfahren habe, jemals zu verrathen? Ich bin verschwiegen wie ein Beichtstuhl.

— Dann, Excellenz, erlaube ich mir die neugierige Frage, womit jener arme, beklagenswerthe Mann, den ich allerdings, aber nur sehr oberflächlich gekannt habe, sich dort beschäftigt?

— Er ahmt das Beispiel seines berüchtigten Landsmanns Jacob Casanova nach und beschäftigt sich seit Kurzem mit der Ausarbeitung seiner Memoiren.

— Seiner Memoiren? wiederholte Frau von Schönberg, die auffallend sich entfärbte.

— Diese Memoiren, meint der Commandant, dem ich diese Mittheilung verdanke, versprechen in mehr als einer Beziehung höchst interessant zu werden, den Schleier vieler Hofgeheimnisse zu lüften und das räthselhafte Dunkel mancher Hofintrigue zu lichten.

— Das wäre schrecklich! meinte Frau von Schönberg.

— Wie? fragte der Diplomat, welcher die Miene annahm, von Dem, was so ziemlich alle Welt wußte, vorher noch gar nichts gehört zu haben, in der Absicht,

die ziemlich geschwätzige Frau von Schönberg über Manches näher auszuforschen.

— Marchese Agdolo, fuhr die Hausmarschallin fort, soll, wie wohl auch Ihnen bekannt sein wird, der vertraute Rathgeber der Kurfürstin-Witwe und als Solcher in ein Staatsgeheimniß verwickelt sein, in Folge dessen er als Gefangener nach dem Königstein gebracht worden war.

— Und wie denken Sie darüber? forschte Herr von Knebel.

— Ich glaube, daß die Frau Kurfürstin-Witwe sowohl, als ihr seitdem nach Frankreich ausgewanderter Schwager, Prinz Xaver, allerdings die Absicht hatten, unserm gnädigsten Herrn und Kurfürsten, der ihnen seines Geizes wegen verhaßt ist, einen fatalen Streich zu spielen . . .

— Ich erinnere mich, davon gehört zu haben. Doch was halten Sie von dem bei jenem bewußten Complot stark betheiligten Marchese d'Agdolo?

— Ich glaube allerdings, daß er sich als Werkzeug ihrer Plane gebrauchen ließ, finde aber dessenungeachtet, daß die Strafe, zu welcher man ihn unverhört verurtheilt hat, eben so hart als ungerecht ist.

— Sie vertheidigen jenen Mann mit so vieler Wärme, daß man sich wider Willen zu dem Glauben

hingedrängt fühlt, annehmen zu müssen, daß Sie an dem Schicksale desselben einigen Antheil nehmen . . .

— Er interessirt mich nicht weniger, aber auch nicht mehr, wie jeder Unglückliche, welcher sich als ein Opfer Anderer verurtheilt sieht.

— Doch weshalb mag Prinz Xaver nach Frankreich ausgewandert sein?

— Meiner Ansicht nach ist dies hauptsächlich deshalb geschehen, weil sein Neffe, der Kurfürst Friedrich August, dessen morganatische Vermählung mit Signora Spinucci *) durchaus nicht gebilligt hatte und trotzdem auf Andringen seines Oheims genöthigt gewesen war, dessen Concubine zur Gräfin von der Lausitz zu erheben. Prinz Xaver, der damals sehr verschuldet war, bestürmte seinen geizigen Neffen fortwährend mit Geldgesuchen, die ihm der Kurfürst abschlug. Agdolo, welcher, wie es hieß, Vermittler jener Mißheirath gewesen war, begleitete den Prinzen Xaver nach Paris und kehrte von dort erst dann nach Dresden zurück, als er auf Verwendung des Prinzen als Hauptmann der kurfürstlichen Schweizergarde angestellt ward.

*) Clara Maria Rosa Spinucci, geboren zu Rom am 29. August 1741, wurde dem Prinzen Xaver am 22. März 1767 zur linken Hand angetraut und starb am 22. November 1792.

— Sie scheinen von Allem außerordentlich gut unterrichtet zu sein . . .

— Ich weiß dies Alles aus Agdolo's eigenem Munde, gestand die Hausmarschallin.

— Kannten Sie auch den Legationsrath Heewald?

— Er war es gewesen, der den Hauptmann Agdolo bei uns eingeführt hatte.

— Und ist es wahr, was man sich in Bezug auf Beide hinsichtlich des in Rom versetzt gewesenen Diamantenschmucks der Kurfürstin-Witwe erzählt?

— Allerdings gibt es Leute, welche behaupten wollen, daß Agdolo im Verein mit Heewald jenen vom Kurfürsten eingelösten Schmuck seiner Mutter unterschlagen haben sollen, weshalb Beide in den Gefängnißlisten der Festung Königstein als „Räuber" eingetragen worden sind. Dies aber ist Lüge und Verleumdung. Aus leicht erklärbarer Scheu, den wahren Grund ihrer Verhaftung anzugeben, hatte man es vorgezogen, Beide des Diamantenraubes anzuklagen. Heewald ist seitdem wieder in Freiheit gesetzt, der arme beklagenswerthe d'Agdolo aber . . .

— Wird, wie der Commandant meint, wohl schwerlich jemals begnadigt werden.

— Dies glaube auch ich; doch um so härter und ungerechter bleibt — im Vertrauen gesagt! — die

Bestrafung des Unglücklichen, weil er, trotz aller Bitten und Beschwerden, noch immer nicht verhört worden ist und, wie man bei Hofe allgemein zu glauben scheint, wohl niemals verhört werden wird, da der eigentliche Grund, weshalb man ihn gefangen hält, zu delikat und gefährlich ist. Doch um wieder auf Agdolo's Memoiren zurückzukommen! Glauben Sie, daß diese jemals erscheinen werden? fragte Frau von Schönberg, sichtbar besorgt.

— Wer könnte ihm dies wohl verwehren?

— Der Kurfürst, die Kurfürstin-Witwe und noch manche Andere, die dadurch arg compromittirt werden könnten.

— Was fragt danach Jemand, der ja ohnedies zu lebenslänglicher Haft verurtheilt ist? Man soll den Löwen nicht reizen, sonst brüllt er.

— Und sein Brüllen würde auch mich erschrecken, gestand die Hausmarschallin.

— Ei, was hätten denn Sie von ihm zu fürchten? fragte der schlaue Diplomat.

— Nichts, was erwiesen, aber darum doch nicht weniger geglaubt werden würde, als manches Andere, was dadurch zur Sprache käme.

— Ich bitte Sie, unbesorgt zu sein, denn erstens traue ich dem Marquis mehr Discretion zu und zwei-

tens würde Eine Zeile Ihrer Hand hinreichend sein, seiner Feder ein ewiges Schweigen aufzuerlegen.

— Ich danke für Ihren gütigen Rath, sagte Frau von Schönberg, der eine Centnerlast vom Herzen fiel.

Während dieses Zwiegesprächs hatte sich die schlaue Baronesse Knebel nicht minder eifrig mit dem Hausmarschall von Schönberg unterhalten.

— Sie haben eine wahrhaft reizende Frau, hatte sie zu ihm gesagt, um seiner Eitelkeit zu schmeicheln.

— Dies muß ich selber zugeben, hatte er darauf geantwortet, aber die Gemahlin eines meiner berühmten Vorfahren, des französischen Marschalls Heinrich von Schönberg, ist nach einem Bilde, das ich von der Verstorbenen besitze, doch noch hundertmal schöner gewesen.

— Leider habe ich sie nicht gekannt, um beurtheilen zu können, in wie weit Sie Recht oder Unrecht haben mögen. So viel aber scheint mir gewiß, daß Frau von Schönberg eine der einnehmendsten Schönheiten des Dresdner Hofes ist.

— Leider scheint mir meine Frau weniger einnehmend als ausgebend zu sein. Mein Lottchen ist eine große Verschwenderin. „Verschwendung aber, sagte einer meiner berühmtesten Urahnen, Cardinal Nikolaus von Schönberg, der, beiläufig erwähnt, auf dem Puncte stand, sogar Papst zu werden, „Verschwendung, sagte

Seine Eminenz, ist — im Lateinischen luxuria genannt — eine der sieben Haupt- oder Cardinalsünden der Sterblichen, eine Sünde, die oft auch die Reichsten in's Elend stürzen kann."

— Aber Ihr Frauchen, Excellenz, hat eine solche Masse guter Eigenschaften, daß jene kleine Schwäche deren Vorzüge unmöglich überstrahlen und verdunkeln kann.

— Wohl wahr, Excellenz, aber meine Lotte hat außerdem auch andere kleine, ja sogar große Fehler.

— Zum Beispiel, wenn ich fragen darf?

— Sie ist sehr eitel und ahnenstolz. Sie vergißt niemals, daß sie von Geburt eine Gräfin Hoym und daß einer ihrer Herren Brüder, Adolph Magnus, der geschiedene Gemahl der berühmten Gräfin von Cosel und außerdem einer der Cabinets-Minister Augusts des Starken gewesen ist. Einer meiner urältesten Vorfahren, der kursächsische Rath und Hofmarschall Dietrich von Schönberg, Vater des hochberühmten Cardinals Nikolaus von Schönberg, pflegte zu sagen, nur Narren lieben es, sich mit den Verdiensten ihrer Voreltern zu brüsten und auf ihre Herkunft stolz zu sein; kluge Leute wissen, daß alle Menschen von Einem und demselben Elternpaare, von Adam und Eva, welche bürgerlichen Ursprungs gewesen sind, abstammen.

— Der gute Mann hatte vollkommen Recht. Wohl Niemand wird stolz auf seine adeliche Abkunft sein, welcher weiß, daß die ersten Adelichen nichts Anderes als Wegelagerer, Strolche und Raubritter gewesen sind.

— Ganz so dachte auch mein hochgefeierter Vorahn, der Marschall Armand Friedrich Herzog von Schönberg, welcher eines Tages in Gegenwart Ludwig's XIV. zu behaupten wagte, daß manch' ehrlicher Bürger in seinen Augen höher stehe, als ein Dutzend adelicher Schelme, die mit ihem Wappen prunken.

— Ich danke Ihnen, Excellenz, daß Sie mich bei dieser Gelegenheit mit der langen Reihe Ihrer erlauchten Ahnen bekannt machen. Irre ich nicht, so gab es unter Ludwig XIII. auch einen Herzog Karl von Schönberg oder Schomberg, der, ein Sohn des Marschalls Heinrich, Obrist der Schweizergarde, Gouverneur von Languedoc, später Commandirender in Catalonien und außerdem Gemahl der berühmten Marie de Hautefort gewesen war.

— O, wir sind stolz auf sie, Marie de Hautefort, Herzogin von Schönberg-Halluyn, war früher Ehrenfräulein der Königin Anna von Frankreich und . . .

— Maitresse Ludwig's XIII. von Frankreich gewesen, unterbrach ihn Frau von Knebel.

— Nachdem sie im Jahre 1656 ihren Gemahl

verloren hatte, zog sie sich in's Kloster der heiligen Magdalena zurück, bereute dort die einzige Sünde ihrer Jugend und starb im Geruche der Heiligkeit am 1. August 1691. Sie sehen, Excellenz, daß wir in den Geschlechtstafeln unserer uralten Familie nicht weniger als einen Cardinal, zwei Marschälle von Frankreich und sogar eine Heilige aufzuweisen haben.

— Wie sehr beneide ich Sie darum! sagte Frau von Knebel mit einem Anfluge von k. k. Ironie. Um aber wieder auf Ihre hochgeschätzte Frau Gemahlin zurückzukommen . . .

— Sie ist, wie gesagt, maßlos eingebildet auf ihre gräfliche Abkunft und scheint ganz und gar zu vergessen, daß einer ihrer nächsten Verwandten, Karl Siegfried von Hoym, vor ungefähr vierzig Jahren aus Gründen, die man gern verschweigt, sich als Gefangener auf dem Königsteine das Leben genommen hat.

— Lassen Sie die Todten ruhen und unterhalten wir uns lieber von den Lebenden! Sie kannten, wenn ich nicht irre, den Marquis Agdolo?

— Er war unser Hausfreund oder, richtiger gesagt, ein Freund unseres Hauses gewesen . . .

— Und glauben denn auch Sie daran . . .

— Daß er meiner Frau den Hof gemacht? unterbrach sie der Hausmarschall. Dies, Excellenz, ist so un=

wahr, daß ich kaum Worte für diese unverschämte Lüge finde, die meine Feinde und Jene, welche mich um meine Frau beneiden, nur darum ersonnen haben, um mich lächerlich zu machen, was ihnen aber, wie Sie gefälligst bemerken werden, durchaus nicht gelungen ist, denn Einer derer von Schönberg auf und zu Neusalz könnte weit eher alles Andere, nur kein Hahnrei sein. Mein unsterblicher Urahn, Seine Eminenz der Cardinal Nikolaus von Schönberg, würde sich noch heute, nach zweihundertzweiundvierzig Jahren in seinem römischen Grabe mit gerechter Entrüstung umkehren, wenn einer seiner Nachkommen solch' einen Makel auf seinem Familienwappen ungeahndet ließe.

— In der That, Sie gefallen mir, sagte Frau von Knebel mit jenem Beigeschmack harmloser Ironie, der sie kleidete.

— Auch Sie, Excellenz, gefallen mir, gestand der Hausmarschall. Als Sie noch viel jünger wie jetzt gewesen waren, müssen Sie, nach dem bewußten Bilde zu urtheilen, ungemein viel Aehnlichkeit mit der ehemaligen Geliebten Ludwig's XIII. und der später im Geruche der Heiligkeit gestorbenen Herzogin Marie von Schönberg gehabt haben.

— Ich danke Ihnen für diese überaus zarte Artigkeit . . .

— Ich bitte, es ist gern geschehen! Wir Schönberge sind durchweg Alle galant. Einer meiner Urahnen, Graf Meinhardt von Schönberg, der seinem aus Frankreich verwiesenen Vater, dem General-Lieutenant Friedrich Hermann von Schönberg Grafen von Mertola nach Portugal, später nach England gefolgt und nach dessen Tode Herzog von Leinster und Pair von Irland geworden war, hatte sich durch seine Galanterie so sehr berühmt gemacht, daß alle Frauen Deutschlands, Frankreichs, Italiens, Portugals und Englands in ihn rasend verliebt gewesen sind. Er starb im Jahre 1719 . . .

— Und hinterließ eine höchst unglückliche Witwe, welche, von Geburt eine Italienerin, Barbara Rizzi hieß und in ihrem Vaterlande durch den bodenlosen Leichtsinn Ihres erlauchten Vorfahren in Gefangenschaft und Elend gerieth.

— Und von wem wissen Sie dies? fragte der hocherstaunte Hausmarschall.

— Ich habe das Schicksal dieser unglücklichen Dame zufällig erst vor einigen Tagen in einem vor mehr als hundert Jahren in Parma erschienenen Buche gelesen.*)

*) Dieses ziemlich seltene Buch, dessen Inhalt einen der pikantesten Romanstoffe liefert, ist von Gioseffo Mantegna und

— Derlei Bücher sollten von Rechtswegen überall confiscirt und verbrannt werden.

— Die Wahrheit, Excellenz, ist unverbrennbar und steigt wie ein Phönix aus der Asche empor.

— Einer meiner berühmten Urahnen, Kaspar von Schönberg, welcher Staatsminister unter Kurfürst Christian II. und Johann Georg I. gewesen war, pflegte zu sagen: „Das größte Unglück, das über die Welt gekommen, ist die Erfindung der Buchdruckerkunst.“ Hätte meine Wenigkeit hier etwas zu befehlen, dann würde ich Jeden, welcher Bücher zu schreiben und zu drucken wagt, nach dem Königstein schicken.

— Der Königstein erinnert mich an Algdolo. Wollen Sie mir eine Frage gestatten?

— Ich bitte, meine Gnädige, fragen Sie!

— Ist es wahr, daß jener abscheuliche Hochverräther und Missethäter Algdolo am Vorabende seiner Verhaftung bei Ihrer Frau Gemahlin zum Besuche gewesen war?

führt den Titel: „Vita, accidenti curiosi e peripetia della fortuna di madama di Schomberg,“ Parma 1669. 12. — Ein Verwandter der Frau von Schomberg, Isidoro Rizzi, schrieb: „Abrégé des disgrâces de madame Barbe Louise Rizzi, épouse prétendue de Ménard, comte de Schomberg,“ Turin 1670. 12.

— Davon, Excellenz, weiß ich keine Sylbe. Ich weiß nur so viel, daß ich in jener Nacht in Pillnitz gewesen und erst am Morgen seiner Gefangennehmung von dort zurückgekehrt war.

— Und wissen Sie, Excellenz, daß Agdolo jetzt damit beschäftigt ist, die Denkwürdigkeiten seines Lebens zu schreiben? Er will darin Dinge erzählen, die . . .

— Manche hochgestellte Frau arg compromittiren würden, unterbrach sie Herr von Schönberg.

In diesem Augenblick wurden sie durch das Dazwischentreten des Herrn von Knebel und der Frau Hausmarschallin gestört.

— Wenn's Ihnen gefällig ist, dann soupiren wir jetzt, sagte der österreichische Gesandte.

— Wenn's zum Soupiren geht, bin ich stets dabei, meinte der Hausmarschall.

Man verfügte sich in den Speisesaal.

Siebentes Kapitel.

Einen Tag nach der Rückkehr aus Teplitz erhielt Frau von Schönberg den gänzlich unerwarteten Besuch des Kammerherrn Grafen Camillo Marcolini, der, einer der vertrautesten Diener des Kurfürsten, im Auftrage desselben erschienen war, um der Frau Hausmarschallin unter Einschärfung der strengsten Verschwiegenheit eine hochwichtige Mittheilung zu machen.

— Es handelt sich um Marchese d'Agdolo, sagte der Kammerherr.

— Um Agdolo? fragte Frau von Schönberg, auffallend bestürzt.

— Ich bitte, ja nicht zu erschrecken, fuhr Marcolini fort. Der Kurfürst, dem es wie aller Welt nicht unbekannt geblieben ist, daß Sie jenen Mann Ihrer ganz besondern Huld und Freundschaft gewürdigt hatten, geht von der allem Anscheine nicht unrichtigen Voraussetzung aus, daß Sie an dem Schicksale des Unglücklichen noch immer einigen Antheil nehmen. Und aus diesem Grunde hat Seine kurfürstliche Hoheit mich

beauftragt, Ihnen, gnädige Frau, mitzutheilen, daß in Folge eines Gutachtens, welches der Kurfürst von einer berühmten Juristen-Fakultät und von einem der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten Deutschlands*) eingeholt, Marchese d'Agdolo wegen jener abscheulichen Intrigue, zu deren Werkzeug er sich gebrauchen ließ, als Theilnehmer an jenem Hochverrathe zum Tode verurtheilt worden ist. Einzig und allein aus Rücksicht für Sie, Frau Hausmarschallin, will Seine kurfürstliche Hoheit allergnädigst geruhen, dem Verurtheilten statt des Rechtes Gnade angedeihen zu lassen unter der Voraussetzung, daß derselbe entschlossen sei, sich drei Bedingungen zu unterwerfen.

— Und welcher Natur sind diese Bedingungen?

— Erstens verlangt der Kurfürst von dem zum Tode verurtheilten Gefangenen einen schriftlichen Widerruf alles Dessen, was er — gleichviel in wessen Auftrage — dem Reichstage zu Regensburg mündlich mitzutheilen sich erkühnt hatte; zweitens verlangt der Kurfürst das gleichfalls schriftlich ausgestellte Ehrenwort, daß Agdolo auf die Veröffentlichung seiner Memoiren ein für alle Mal Verzicht leiste, und drittens, daß er

*) Darunter ist wahrscheinlich die Göttinger Fakultät und kein Anderer als Professor Johann Stephan Pütter gemeint.

in längstens vier und zwanzig Stunden nach Entlassung aus seinem Gefängnisse Dresden sowohl als ganz Sachsen für alle Zeiten verlasse.

— Und was hätte ich dabei zu thun? fragte die Hausmarschallin.

— Der Kurfürst, überzeugt von dem großen Einfluße Ihrer Wünsche auf den Willen des Gefangenen, hat sich entschlossen, Ihnen das Amt einer Vermittlerin anzuvertrauen und Sie durch mich ersuchen zu lassen, sich morgen Früh in seinem Auftrage nach Königstein zu begeben, um den Gefangenen mit jenen drei Bedingungen bekannt zu machen und ihm mit der ganzen Beredtsamkeit Ihres Geistes an's Herz zu legen, daß Seine kurfürstliche Hoheit ihm vollständig freie Wahl zwischen Freiheit oder Tod zu lassen geruhe. Weigert sich der Verurtheilte, jene drei Bedingungen einzugehen, dann hat er es einzig und allein seinem Eigensinne zuzuschreiben, wenn das von der bewußten Juristen-Fakultät ausgesprochene Todesurtheil in spätestens acht Tagen an ihm vollzogen würde.

— Dies wäre über alle Maßen schrecklich! meinte Frau von Schönberg.

— Es liegt jetzt in Ihrer Hand, gnädige Frau, den Verurtheilten zu bewegen, jene drei Bedingungen, wie hart sie ihm auch erscheinen möchten, anzunehmen.

— Ich fürchte, Herr Graf, daß der Einfluß, den Seine kurfürstliche Hoheit mir zuzutrauen geruhen, nicht stark genug sein wird, den Gefangenen zu bewegen, auf jene drei Bedingungen einzugehen.

— Ihnen selber, meine Gnädige, muß, wie ich zu glauben wage, viel daran gelegen sein, daß Agdolo von der Drohung, seine Memoiren zu veröffentlichen, absehe, denn . . . meinte Graf Marcolini und ließ nach diesem Worte eine vielsagende Pause eintreten.

— Ich errathe, was Sie sagen wollen. Aber mein Gewissen, Herr Graf, fühlt sich — Dank meinen Grundsätzen! — auch in dieser Hinsicht so rein und makellos, daß ich von dem Erscheinen jener Memoiren, welche Andere zu fürchten scheinen, nicht das Geringste zu befürchten habe.

— Glauben Sie dies wirklich? fragte Marcolini mit zweischneidigem Lächeln. Was z. B. würde Ihr Herr Gemahl, was der Hof, was die Welt dazu sagen, erführen sie durch die Herausgabe jener Memoiren, daß Frau Charlotte Dorothea von Schönberg dem Marchese Pietro Alvise d'Agdolo in jener verhängnißvollen Nacht vom 15. zum 16. September 1776 oder vielleicht schon früher als ein sprechendes Zeichen ihrer unschätzbaren Huld ein von Joseph Graffi gemaltes, auf der Rück-

seite mit einer ihrer Haarlocken geschmücktes Miniaturbild zu schenken geruht hatte?

— Ich würde dies unter allen Umständen abläugnen, erklärte die Hausmarschallin.

— Selbst dann noch, wenn Ihnen unter vier Augen gesagt würde, daß Ihr gehorsamer Diener seit gestern Abend im Besitze jenes wunderhübschen Bildes ist?

— Dies, lieber Graf, ist geradezu unmöglich?

— Ueberzeugen Sie sich gefälligst vom Gegentheile, sagte der Graf und zog mit bittersüßem Lächeln aus der linken Brusttasche seiner Uniform das mit Diamanten eingefaßte Portrait der Frau von Schönberg hervor. Hier das Bild, hier die Haarlocke!

— Aber, mein Gott, wie kommen Sie dazu?

— Man fand es unter den Papieren des Verräthers.

— Ich baue, lieber Graf, auf Ihre Verschwiegenheit . . .

— Ich bitte, gänzlich unbesorgt zu sein. Eine Hand, Madame, wäscht die andere. Wir dienen Ihnen . . . Sie dienen uns!

— Mit Vergnügen, bester Graf, würde ich bereit sein, mich jenes Auftrages, den Seine kurfürstliche Hoheit mir allergnädigst zugedacht haben, schon morgen Früh, wie es gewünscht wird, zu entledigen, müßte

ich nicht befürchten, durch meine Reise nach Königstein den Verdacht meines seit dem Fasching dieses Jahres beispiellos argwöhnisch gewordenen Gemahls zu erwecken . . .

— O, dafür haben wir bereits gesorgt! Ihr Herr Gemahl wird Ihnen durchaus nicht im Wege sein, weil für morgen eine große Treibjagd in Moritzburg angesetzt ist, bei welcher er, wie sich's von selbst versteht, durchaus nicht fehlen darf.

— Und glauben Sie, Herr Graf, daß es mir gelingen werde, zu dem Gefangenen ohne Hinderniß zu gelangen und dort mit ihm allein und ungestört zu sein?

— Und auch dafür ist bereits gesorgt! Dieser vom Kurfürsten eigenhändig unterzeichnete Befehl, den Sie dem Commandanten der Festung vorzeigen wollen, wird Ihnen den Zugang zu dem Kerker Ihres unglücklichen Freundes öffnen, und von Ihrer Ueberredungsgabe wird es abhängen, ob in längstens acht Tagen Marchese d'Agdolo entweder in Freiheit gesetzt oder auf dem Königstein enthauptet werden wird.

— Rechnen Sie, liebster Graf, auf mein Versprechen, Alles aufzubieten, um ihn zur Annahme jener drei Bedingungen zu bewegen.

— Gelingt es Ihnen, dann werden Sie Seine

kurfürstliche Hoheit sowohl als die nicht minder besorgte Frau Kurfürstin-Witwe zu großem Danke verpflichten, erklärte der Graf und händigte ihr den Befehl des Kurfürsten ein.

— Morgen Früh reise ich nach Königstein.

— Und übermorgen erlaube ich mir, Bescheid zu holen, sagte Marcolini, ergriff ihre Hand, zog sie an seinen Mund und verließ sie.

Am andern Morgen machte sich Frau von Schönberg auf die Reise.

Um eilf Uhr Vormittags traf sie in Königstein ein, meldete sich beim Commandanten, zeigte ihm den Befehl des Kurfürsten und wurde sofort vom Commandanten selbst bis an die Zelle des Gefangenen begleitet.

— Oeffne dieser Dame! rief er dem Schließer zu, und lasse Beide allein und ungestört.

Die Thür des Kerkers öffnet sich. Mit bangem Herzklopfen tritt sie ein.

Agdolo stürzt zu ihren Füßen nieder. Mit freudiger Ueberraschung erfaßt er ihre beiden Hände und fragt mit einer Gluth und Leidenschaft, die ihr zum Herzen dringen:

— Engel, was führt Dich zu mir?

— Stehen Sie auf, Marquis, sagt Frau von Schönberg. Ich erscheine im Auftrage des Kurfürsten ...

— Was will man von mir? fragt der Gefangene, der sich mit trotziger Miene erhebt.

Die Hausmarschallin berichtete ihm die Gründe ihrer Sendung. Er hörte ruhig zu, bis sie zu Ende war. Dann fragte er kalt und gelassen:

— Und wozu, Madame, rathen Sie mir?

— Ich rathe Ihnen, jene Bedingungen unbedingt anzunehmen . . .

— Dies kann unmöglich Ihr Ernst sein, erklärte Agdolo. Es wäre mehr als schlecht, es wäre geradezu feig von mir, wenn ich mich verleiten ließe, auch nur eine jener drei Bedingungen einzugehen. Ich kenne keine Furcht und will mich lieber zum Tode verurtheilt, als durch Annahme solcher Bedingungen mich in meinen Augen entehrt und beschimpft sehen. Madame, ich widerrufe nichts von Allem! Ich bleibe bei dem, was ich vor dem Reichstage zu Regensburg im Auftrage der Kurfürstin-Witwe ausgesagt habe. — Werde ich gerichtlich verurtheilt, dann muß es auch meine Auftraggeberin werden, sonst gibt es in Sachsen keinen Funken von Gerechtigkeit mehr!

— Ihr Eigensinn stürzt Sie in's Verderben!

— Was liegt daran? Das Leben ist mir eine Last geworden, seitdem ich, meiner Freiheit beraubt, in diesem dumpfen Kerker langsam an Ekel und Langer-

weile hinsieche. Selbst meine Feinde sollen mich achten. Sie sollen einsehen, daß selbst die Todesstrafe, mit welcher sie mir widerrechtlich zu drohen wagen, nicht im Stande ist, meine Gesinnungen zu ändern, meinen Stolz zu beugen und mich nachgiebig zu machen. Nichts mag ich von Gnade hören! Ich verlange nichts Anderes, als Gerechtigkeit! Nach zwei Jahren verlange ich endlich verhört und Jener gegenüber gestellt zu werden, welche schuldiger ist, als ich es bin! Ich war nur ihr Werkzeug gewesen; sie hatte mich dazu verleitet. Und wagte man es, mich zu strafen, dann müßte auch sie verurtheilt und bestraft werden, denn Recht, Madame, muß Recht bleiben!

— Aber nehmen Sie doch Vernunft an! Hören Sie auf den Rath Ihrer Freundin, die — Gott ist ihr Zeuge! — Antheil an Ihrem Loose nimmt und den Schmerz, Sie hinrichten zu sehen, unmöglich überleben könnte. Agdolo, auf meinen Knieen bitte und beschwöre ich Sie bei dem Leben meines Kindes, sich der Nothwendigkeit zu fügen und mir zu Liebe nachzugeben.

— Nimmermehr! Nimmermehr! Niemand soll mir nachsagen dürfen, daß Furcht vor der Todesstrafe mir schimpfliche Zugeständnisse abgenöthigt hat. Lieber will ich todt, als entehrt sein!

— Welch' ein Mann! rief die Hausmarschallin.

Mag auch die ganze Welt Sie verurtheilen, ich, Agdolo, ich kann es nicht, denn ich achte, ich liebe, ich bewundere Sie! Aber eben weil ich Sie liebe, beschwöre ich Sie bei Gott und allen Heiligen, lieber nachzugeben, als Ihr junges, schönes Haupt dem Beile des Henkers zu überliefern. Eilen Sie, jene Bedingungen anzunehmen. Fliehen Sie, Agdolo, ich folge Ihnen!

— Nein, Madame! Hier erwarte ich ruhig mein Todesurtheil!

— Aber wenn ich Ihnen wiederhole, daß ein Gutachten der Juristen-Fakultät Sie unverhört zum Tode verurtheilt hat?!

— Dann gibt es keine Gerechtigkeit mehr! Dann sterbe ich mit dem Bewußtsein, daß nicht Gesetz, daß nur Willkür mich verurtheilt hat. — Hinsichtlich der Herausgabe meiner Memoiren, mit deren Abfassung ich jetzt beschäftigt bin, bitte ich Sie, vollständig beruhigt zu sein. Nur Schurken rühmen sich ihrer Siege. Ehrenmänner brüsten sich niemals mit der Schwäche Anderer. Agdolo ist verschwiegen wie das Grab!

— Und dennoch, Agdolo, bin ich verloren; denn unter Ihren Papieren, deren man sich bemächtigt hat, fand man mein Bild.

— Dieser Gedanke allein macht mich rasend. Meine Feinde sind bemüht, Ihre Ehe zu brandmarken,

weil sie ahnen, daß diese Strafe mich tiefer als jede andere schmerzt.

— Mein Gemahl, Agdolo, wird mich verstoßen ...

— Der Dummkopf verdient kein solches Weib!

— Hof und Stadt werden mit Fingern auf mich weisen ...

— Ich aber werde bis zum letzten Augenblicke meines Lebens wiederholen, daß Alles Lüge und Verleumdung ist.

— Die Welt wird es nicht glauben ... Man wird mich lieblos verurtheilen ...

— Ich aber werde Sie vertheidigen, so lange ich lebe!

— Und wenn man Sie hingerichtet hat?

— Dann beweinen Sie wenigstens keinen Unglücklichen, denn ich habe gelebt und habe geliebt! rief Agdolo und schloß Frau von Schönberg mit glühender Begeisterung in seine Arme.

Sie riß sich schweren Herzens los und verließ, in Thränen aufgelöst, den Kerker ihres Freundes. Eine Stimme ihres Innern sagte ihr, sie werde ihn niemals wiedersehen. Und dieser Gedanke machte sie untröstlich.

Während dieser Zeit trieb sich ihr Herr Gemahl im Gefolge des Kurfürsten auf der Jagd im Gehölze von Moritzburg umher.

Herr von Schönberg, der sowohl in geistiger, wie in physischer Beziehung außerordentlich kurzsichtig war, stand mit allem Rechte im Rufe, einer der miserabelsten Jäger der ganzen Christenheit zu sein. Und schon aus diesem Grunde war er von jeher das Stichblatt seiner Jagdgenossen gewesen.

Der Kurfürst, der an diesem Tage bei außergewöhnlich guter Laune zu sein schien, winkte ihn nach dem Frühstück zu sich heran mit der Frage:

— Nun, Schönberg, wie geht es Dir? Bist Du heute glücklicher als gewöhnlich?

— Nein, kurfürstliche Hoheit, entgegnete der Hausmarschall. Heute habe ich leider noch bei Weitem mehr Pech als gewöhnlich.

— Und woher kommt dies, mein Nimrod?

— Es scheint ein Familienfehler zu sein. Schon einer meiner ältesten Urahnen, der kursächsische Hofmarschall, Dietrich von Schönberg, Vater des unsterblichen Cardinals Nikolaus von Schönberg, war, wie eine handschriftliche Chronik unseres Hauses erzählt, ein so herzlich schlechter Jäger gewesen, daß er mehr Böcke als Hasen geschossen haben soll.

— Es ging ihm gerade wie Dir. Es thut mir leid, Dich erinnern zu müssen, daß Du auf der vorletzten Jagd statt eines Rehs, welches dicht vor Deinen

Augen stand, einen meiner besten Jagdhunde erschossen hast. Im ersten Momente war ich so aufgebracht, daß ich Dich zur Strafe Deiner Kurzsichtigkeit auf den Königstein zu schicken im Begriff stand, eine Absicht, die ich erst dann aufgab, nachdem Marcolini ein Wort der Fürsprache für Dich eingelegt hatte. Aber den Verlust jenes Hundes werde ich nicht so leicht verschmerzen können, denn so oft ich Dich sehe, fällt mir unwillkürlich mein armer Cäsar ein, den Deine treulose Kugel in der Blüthe seiner Jahre aus der Welt geräumt hat.

— Auch ich, kurfürstliche Hoheit, bin darüber so untröstlich, daß ich diesen Meuchelmord mir niemals verzeihen werde. Einer meiner ausgezeichnetsten Vorfahren, der kursächsische General und Commandant von Dresden, Andreas von Schönberg, welchem anno 1667 auf der Jagd im Gefolge des hochseligen Kurfürsten Johann Georg III. ein ähnliches Unglück passirt war, soll sich diese Ungeschicklichkeit so sehr zu Herzen genommen haben, daß er in Folge dessen tiefsinnig geworden und bald darauf am 3. August 1688 als Opfer dieser unheilbaren Schwermuth gestorben war.

— Ich hoffe, lieber Schönberg, daß Du mir nicht den Kummer bereiten wirst, Dich über den Tod meines mir unvergeßlichen Cäsars so zu grämen, daß

auch Du Deinen Verstand verlierst und, wie Dein ausgezeichneter Vorfahr Andreas, an den Folgen schwermüthiger Gewissensbisse stirbst. Um den Manen meines unschuldig gemordeten Jagdhundes eine Art schuldiger Satisfaction zu geben, befehle ich Dir, meinem Cäsar im Garten zu Pillnitz in längstens vier Wochen ein seiner und Deiner würdiges Mausoleum mit passender Inschrift setzen zu lassen.

— Ich werde das erhabene Beispiel meines berühmten Ahnen Andreas befolgen und dem Opfer meiner Kurzsichtigkeit ein Denkmal mit der einfachen, aber rührenden Inschrift setzen lassen: „Hier, Wanderer, liegt der Hund begraben!"

— Du rührst mich bis zu Thränen, sprach der Kurfürst mit mehr Ironie, als Mancher ihm zugetraut hätte. Aber weil Du so überaus gut bewandert in der Geschichte Deines uralten Hauses bist, wirst Du mir wohl auch zu sagen wissen, wie jener Deiner berühmten Vorfahren hieß, welcher die schöne Magdalene Sibylle von Neidschütz, die mein erlauchter Vorfahr, Kurfürst Johann Georg IV. im Jahre 1693 zur Gräfin von Rochlitz erhob, aus Eifersucht vergiftet haben soll?

— Darüber schweigen unsere Chroniken, betheuerte der Hausmarschall, der nicht wenig erschrak, als er erfuhr, daß sich im glänzenden Phalanx seiner Ahnen

auch ein Giftmischer befand. Bisher, kurfürstliche Hoheit, wurde ziemlich allgemein geglaubt, die Gräfin von Rochlitz sei an den natürlichen Blattern gestorben ...

— Das sagen vielleicht nur Eure Chroniken. Besser Unterrichtete aber wissen recht gut, daß es ein Schönberg gewesen ist, der sie angesteckt und auf diese Weise vergiftet hat. Die Gräfin von Rochlitz, die im Alter von neunzehn Jahren (am 4. April 1694) unter den qualvollsten Schmerzen starb, hatte kurz vor ihrem Ende auch den Kurfürsten angesteckt, welcher drei und zwanzig Tage später gleichfalls an den Blattern starb. Du siehst, lieber Freund, daß die handschriftliche Chronik Dir Manches, was trotzdem bekannt worden ist, aus Rücksicht für Euch verschwiegen hat. Aber lasse Dir darum keine grauen Haare wachsen! Die Nachfolger sind für die Sünden ihrer Vorfahren ebenso wenig verantwortlich, als berechtigt — merke es Dir, mein lieber Schönberg! — sich mit den Tugenden und Verdiensten derselben zu brüsten und stolz darauf zu sein, daß der Eine Cardinal, der Andere Marschall, der Dritte Minister gewesen war. Vergiß nicht, alter Freund, was Zimmermann in seinem berühmten Werke „Von der Einsamkeit" sagt: „Bedenke, daß der Mensch durch nichts groß ist, als durch Das, was er selber thut." Also schmücke Dich nicht, wie bisher,

mit den Federn Deiner Vorfahren und bemühe Dich, Alles, was Du wirst, keinem Andern, als Dir selber zu verdanken, sprach der Kurfürst und wandte sich jetzt zum Grafen Marcolini, der seinem Herrn und Gebieter eine frischgeladene Jagdflinte übergab.

— Das klingt Alles recht hübsch, sagte der Hausmarschall, als er mit sich allein war, wozu aber hat der Mensch Ahnen, wenn es ihm nicht erlaubt sein soll, mit ihnen Staat zu machen? Daß jedoch einer unserer Vorfahren ein Giftmischer gewesen sein soll, daran glaube ich eben so wenig, als ich daran glauben könnte, wenn irgend ein Verleumder den Muth besäße, behaupten zu wollen, daß Unser Einer Falschmünzer oder Hahnrei sei. Das uralte Geschlecht Derer von Schönberg duldet derlei Beschimpfungen nicht, meinte der Hausmarschall und stellte von Neuem den Versuch an, ein an ihm vorüberhuschendes Reh zu treffen. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Morgen nach der Jagd kam Marcolini zu Frau von Schönberg, um sich Bescheid zu holen.

Die Hausmarschallin empfing ihn mit bleichen Wangen und rothgeweinten Augen.

— Sind Sie unwohl? fragte der Ober-Kammerherr.

— Ich habe eine schlaflose Nacht gehabt, seufzte Frau von Schönberg.

— Der Grund davon ist leicht zu errathen. Sie sind auf dem Königstein gewesen, haben dort mit dem Gefangenen gesprochen und sind mit dem Bewußtsein heimgekehrt . . .

— Nichts durchgesetzt zu haben, unterbrach ihn die Hausmarschallin.

— Wie, meine Gnädige? fragte Marcolini mit allen Zeichen des größten Erstaunens. Der Verurtheilte hat sich wirklich geweigert?

— Jene Bedingungen anzunehmen, ergänzte Frau von Schönberg.

— Haben Sie ihn mit den Folgen seiner Weigerung bekannt gemacht?

— Ich that es, lieber Graf; doch selbst diese Drohung war nicht im Stande gewesen, seine Grundsätze zu ändern.

— Er will also wirklich hingerichtet werden?

— Lieber todt als ehrlos sein! erklärte er mit wahrhaft ritterlichem Stolze.

— Dann ist ihm nicht zu helfen! Da dem Hofe, wie Sie begreifen werden, viel daran gelegen sein muß, die Abfassung und Herausgabe der bewußten Memoiren um jeden Preis zu verhindern, wird — wie ich befürchte — Seiner kurfürstlichen Hoheit nun

nichts Anderes übrig bleiben, als das bewußte Urtheil an ihm wirklich vollziehen zu lassen.

— Ich habe das Meinige gethan. Seine kurfürstliche Hoheit möge nun thun, was er vor seinem Gewissen verantworten kann . . .

— Was würden Sie in seiner Stelle thun?

— Ich würde dem Verurtheilten großmüthig verzeihen, würde über Das, was einmal geschehen und nicht mehr zu ändern ist, den Schleier der Vergessenheit werfen, den Marquis wieder in seine frühere Stellung einsetzen, um ihn durch Milde zu dem zu bewegen, wozu er — wie Sie sehen! — sich durch Nichts zwingen läßt.

— Vielleicht wird man Ihren Rath befolgen, meinte der Ober-Kammerherr, denn Sie wissen, meine Gnädige, daß in Fällen dieser Art jeder öffentliche Eclat vorsichtig zu vermeiden ist. Agdolo's Hinrichtung würde, meiner Ansicht nach, diese höchst fatale Geschichte nur noch mehr verschlimmern. Das Klügste wäre, sie langsam einschlafen zu lassen. Nach Jahren kräht kein Hahn um ihn.

— Aber das Gewissen Seiner kurfürstlichen Hoheit?

— Es wird die Aufgabe des Beichtvaters sein,

dasselbe vollständig zu beruhigen, sagte Graf Marcolini und empfahl sich.

— — — — — — — — — — — — — — —

Gleich darauf kehrte Herr von Schönberg aus Moritzburg zurück.

— Wie und wo hat meine süße Lotte ihren gestrigen Tag zugebracht? fragte der Hausmarschall.

— Ich war in der Kirche gewesen und betete dort für das Wohl unserer kleinen Auguste, die heute Früh den ersten Zahn bekommen hat.

— Einer meiner Vorfahren, liebes Lottchen, war gleich mit drei Zähnen zur Welt gekommen.

— Schweige doch endlich von Deinen Vorfahren! sagte Frau von Schönberg.

— Wie recht hatte der Cardinal von Schönberg! Nach Aussage der handschriftlichen Chronik unseres Hauses pflegte Seine Eminenz häufig zu sagen: „Jeder, welcher heirathet, ist ein Narr!"

Achtes Kapitel.

Der Kurfürst befand sich in peinlicher Verlegenheit. Es schien ihm nicht rathsam, Agdolo vor Gericht zu stellen und verhören zu lassen, aus Furcht, durch die Aussagen desselben die Kurfürstin-Witwe und gleichzeitig auch sich selbst auf heillose Weise bloßgestellt zu sehen. Nicht minder gefährlich war es, den Gefangenen in Folge jenes eingeholten Gutachtens, ohne vorhergegangenen Prozeß, hinrichten zu lassen. Friedrich August befragte Jeden seiner Minister. Alle riethen ihm, sich damit zu begnügen, Agdolo so lange gefangen zu halten, bis er das, was er in Regensburg ausgesagt, schriftlich widerrufen werde.

Nicht minder ängstlich war die Mutter des Kurfürsten, die aus mehr als einem Grunde besorgt sein mußte, den Vertrauten ihrer Geheimnisse vor Gericht gestellt zu sehen. Und darum suchte sie durch Vermittelung des kurfürstlichen Beichtvaters, des R. D. P. Franciscus Herz, dahin zu wirken, daß Agdolo niemals verhört werde. — Nach der Aussage Aller, die ihr

nahe standen, soll sich Maria Antonia Walpurgis das Schicksal ihres Vertrauten, der nicht mehr zu retten war, so sehr zu Herzen genommen haben, daß sie, seit dem Tage seiner Gefangennehmung in beständiger Angst und Bekümmerniß, endlich in Folge der ewigen Aufregung erkrankte und am 23. April 1780 im Alter von sechsundfünfzig Jahren ihre lebensmüden Augen schloß.

Als Agdolo, erst vierzehn Tage später, die erste Mittheilung von dem Ableben der Kurfürstin-Witwe erhielt, sagte er dem Arzte, der ihm diese Nachricht mitgetheilt hatte:

— Diese Frau ist Schuld an Allem. Alles, was ich gethan, war auf ihren Befehl geschehen. Ich falle als Opfer dieser Frau!

So verging ein Jahr nach dem Andern. Weder durch Bitten, noch durch Drohungen des Gefangenen war der Kurfürst zu bewegen gewesen, ihn entweder verhören oder frei zu lassen. Der einzige Gedanke, der ein tröstendes Licht in die hoffnungslose Nacht seiner Gefangenschaft warf, war das Bewußtsein, daß wenigstens Ein Herz an seiner traurigen Lage aufrichtigen Antheil nahm. Doch als auch dieses Herz zu schlagen aufhörte, als auch Frau von Schönberg am 6. November 1789 — dreizehn Jahre nach Agdolo's Verhaftung — aus dem Kreise der Lebenden schied, brach

der Gefangene, zum ersten Male in seinem Leben, in Thränen aus.

— Nun habe ich Nichts mehr auf der Welt! sagte er zu sich und begann jetzt mehr als jemals zu verzweifeln.

Auguste Charlotte von Schönberg war kaum dreizehn Jahre alt, als sie ihre Mutter verlor, an der sie mit zärtlichster Kindesliebe hing. Das junge Mädchen zerschmolz in Thränen. Denn was wohl wäre im Stande, uns jemals den Verlust einer liebenden und geliebten Mutter zu ersetzen? Auguste weinte ganze Tage und Nächte hindurch; aber diese Thränen weckten die todte Mutter nicht zu neuem Leben auf.

Fräulein von Schönberg, das seit dem Tode der Mutter, da der Vater sich wenig oder gar nicht um sie bekümmerte, sich selber und der Aufsicht einer französischen Bonne überlassen war, empfand von Tag zu Tage mehr und mehr, was und wie viel sie an der zärtlichsten und liebevollsten aller Mütter verloren habe. Der Vater, der — Gott weiß, aus welchem Grunde! — seiner Tochter nur wenig geneigt zu sein schien, vernachlässigte sie dergestalt, daß Tage und Wochen vergingen, ohne daß es ihm einfiel, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Vergebens fragte sie sich, was wohl der Grund dieser ihr geradezu unerklärlichen Abneigung sei

und was sie wohl verbrochen habe, daß der Vater sie nie anders als mit grollender Miene zu betrachten pflege.

— Bin ich denn gar so häßlich? fragte sie sich und warf einen Blick in ihren Spiegel, welcher ihr auf diese Frage eine Antwort gab, die sie über ihre kindische Besorgniß vollständig zu beruhigen schien. Nein, fuhr sie lächelnd fort, ich bin durchaus nicht übel und kann deshalb um so weniger begreifen, weshalb Papa mich durchaus nicht leiden kann. Für mein Leben gern möchte ich wissen, wodurch ich die Liebe meines Vaters verscherzt habe. Mein gutes Mütterchen würde noch im Grabe eben so bitter weinen, wie es oft genug im Leben — nur Gott weiß, warum? — geweint hatte, wenn sie sehen würde, mit welcher Gleichgiltigkeit mein Vater mich zu behandeln pflegt. Oft gibt es Augenblicke, in denen ich mich fragen muß, ob ich denn wirklich seine Tochter oder etwa gar nur ein angenommenes Kind sei? Denn wie wäre es sonst möglich, daß ein Vater so kalt und lieblos sein könnte, wie der Meinige? O Mutter, wie fehlst Du mir gerade jetzt, wo ich, zur Jungfrau heranreifend, mehr als früher Deiner Liebe, Deines Schutzes, Deines Rathes bedarf!

Wenige Tage später wollte es der Zufall, daß Fräulein von Schönberg, als sie das Toilettentischchen

ihrer seligen Mutter öffnete, in einer verborgenen Schublade, deren geheime Feder sich von selber geöffnet hatte, ein goldenes Medaillon und im Innern desselben das Miniaturbild eines ihr unbekannten Mannes fand, dessen einnehmende Physiognomie auf ihr leise erbebendes Herz einen so wunderbaren Eindruck machte, daß ihre Augen nicht müde wurden, die Züge dieses Bildes, in welchem ein geheimnißvoller Zauber lag, mit einem Gefühle unerklärbarer Wonne zu betrachten.

— Wer mag dieser schöne Unbekannte sein? fragte sich Auguste von Schönberg, die beim Anblicke dieses Bildes ganz Neugier war. Wie kam es in diese Schublade? Ob meine selige Mutter diesen Mann gekannt haben mag? Eine Stimme meines Herzens sagt mir, daß er ihr nicht fremd gewesen sein kann. — Warum aber mag sie dessen Bild so geheimnißvoll in diesem Fache verborgen haben? Sollte meine arme Mutter diesen Mann? fragte sich die Tochter und versank bei dieser Frage, welche sie nicht zu vollenden wagte, in träumerisches Nachdenken, während ihre Augen auf dem Bilde des Unbekannten ruhten, dessen Züge sie mit einem wahren Heißhunger von Neugier verschlang und von dessen räthselhaftem Reize sie dergestalt hingerissen war, daß sie sich unwiderstehlich gezwungen fühlte, dieses Bild an den Saum ihrer jungfräulich

keuschen Lippen zu drücken und es mit Küssen einer ihr selbst unerklärlichen Liebe und Anhänglichkeit zu bedecken. Wer und was mag dieser Unbekannte gewesen sein? fragte sie sich nach kurzer Pause, während welcher sie sich ganz dem Nachdenken überlassen hatte, Nach der rothen Uniform zu schließen, kann dieser schöne Mann nichts Anderes als Officier bei der Schweizergarde unsers Kurfürsten gewesen sein. Ob er vielleicht schon gestorben sein oder noch leben mag??? Wer kann diese Frage mir beantworten? An wen könnte ich mich wenden, um Aufschluß über meine kindliche Neugier zu erhalten? Sollte ich vielleicht meinen Vater fragen? Aber eine Stimme meines Innern sagt mir, daß es Unrecht wäre, das Bild dieses fremden Mannes dem Gemahle meiner Mutter zu zeigen. Und dennoch bin ich entsetzlich neugierig, zu erfahren, wie dieser Unbekannte, der mich so lebhaft anzieht, geheißen haben mag. Ich sterbe vor Neugier, sagte Fräulein von Schönberg und küßte das Bild mit einer Gluth und Leidenschaft, als ob dieser Mann das Ideal ihrer ersten Jugendträume, das Spiegelbild ihrer ersten Liebe gewesen wäre. Um jeden Preis, fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort, muß ich zu erfahren suchen, wer und was dieser Fremde gewesen ist.

Sie zeigte das Portrait ihrer Bonne.

— Kennen Sie diesen Mann? fragte sie mit brennender Neugier.

— Nein, erwiderte die Gefragte, das Bild mit wachsender Theilnahme betrachtend. Welch' ein herrlich-schöner, stolzer Kopf! Und was für Augen!! In solch' einen Mann, gestand die junge Genferin, könnte ich auf der Stelle mich verlieben!

— Ich auch, gestand Fräulein von Schönberg. Und schon darum möchte ich, liebe Angélique, für mein Leben gern erfahren, wer dieser schöne Unbekannte ist, ob und wo er leben mag.

— Aber wie kamen Sie zu diesem Bilde?

— Ich fand es in einer geheimen Schublade des Toilettentisches meiner seligen Mutter.

— O dann errathe ich Alles! sagte Angélique.

— Ich bitte und beschwöre Sie, theure Angélique, mir Alles zu sagen, was Sie in Bezug auf diesen Unbekannten zu wissen scheinen. Verschweigen Sie mir nichts, gar Nichts, denn ich bin sechszehn Jahre und also kein Kind mehr, das nicht Alles erfahren darf.

— Wahrscheinlich ist dieser Unbekannte, dessen Bild in so hohem Grade Ihre Neugier beschäftigt, kein Anderer als Marchese d'Agdolo, sagte die Bonne.

— Agdolo? wiederholte Fräulein Auguste von Schönberg. Ich habe von einem Manne dieses Namens

bis zu diesem Augenblicke noch nichts gehört. Was war denn dieser schöne Mann?

— Er war, wie ich aus der Erzählung Anderer, die ihn persönlich gekannt haben, erst unlängst erfahren habe, Hauptmann der kurfürstlichen Schweizergarde, bei Hofe und vorzugsweise bei der jetzt verstorbenen Kurfürstin-Witwe in so hohem Grade beliebt, daß Letztere ihn zu einer geheimen Mission benutzt haben soll, die ihn beim Kurfürsten in Ungnade gestürzt und auf den Königstein gebracht hat, wo er nun bereits schon siebzehn Jahre in strenger Gefangenschaft sitzt, weil er das, was er im Auftrage seiner hohen Beschützerin auf dem Reichstage zu Regensburg mündlich ausgesagt haben soll, um keinen Preis schriftlich widerrufen will.

— Der Unglückliche! Und vermuthen Sie, Angélique, daß meine selige Mutter diesen Mann gekannt haben mag?

— Dies vermuthe ich allerdings, denn wie wäre es sonst möglich, daß Sie dessen Bild in einer geheimen Schublade des Toilettentisches Ihrer seligen Mama gefunden hätten?

— Sie vermuthen also, daß Marchese d'Algdolo . . .

— Ein vertrauter Freund Ihrer Mutter gewesen sein muß, erklärte die Bonne.

Das Fräulein versank in dumpfes Schweigen.

Agdolo's Bild entglitt ihrer zitternden Hand. Sie stand sprachlos wie eine Marmorstatue. Die Bonne entriß sie ihrem Nachdenken.

— Was fehlt Ihnen denn, liebes Fräulein? fragte sie. Das Erstaunen scheint Sie versteinert zu haben. Erwachen Sie aus Ihrer unheimlichen Verzauberung. Ich kann mich ja geirrt haben. Wie leicht ist es möglich, daß man mich falsch berichtet hat, daß die Vermuthung, die ich Ihnen in Bezug auf Ihre Mutter und auf jenen Mann mitgetheilt, auf irrigen Voraussetzungen beruht, und daß die böse Welt Ihre gute Mutter eben so grundlos, wie den Marquis, verleumdet hat.

— O nun ahne ich, weshalb mein Vater mich nicht zu lieben vermag! sagte Fräulein von Schönberg, halb wachend, halb träumend zu sich selbst.

— Ihr Vater, sagen Sie, liebe Sie nicht? Und woraus, Fräulein, schließen Sie dies?

— Aus seinem gleichgiltigen Benehmen gegen mich . . .

— Sie wissen, daß er eben so sehr zerstreut, als mit tausend anderen Dingen beschäftigt ist.

— Mein Vater haßt mich, weil ich . . .

— O denken Sie doch daran nicht! unterbrach sie die Bonne. Seit Jahren steht Ihr Herr Vater

— der Himmel mag wissen, warum — in dem Rufe, ein eben so großer Weiberfeind wie Misanthrop zu sein . . .

— Er wird wohl Gründe dazu haben . . .

— Ich vermuthe, daß er falschen Verdächtigungen sein Ohr geliehen und an Dinge geglaubt, die man absichtlich aus der Luft gegriffen hat, um ihn mit Ihrer Mutter zu entzweien. Die Welt, Fräulein, ist so schlecht . . .

— Daß ich nicht Worte finde, Ihnen zu sagen, wie sehr ich diese lieblose Welt hasse und verachte, ergänzte Fräulein von Schönberg mit einer Bitterkeit, die im grellsten Widerspruche zu der natürlichen Heiterkeit ihrer sechszehn Jahre stand.

— Trösten Sie sich, Fräulein, mit dem Bewußtsein, daß Ihre Mutter, die seit drei Jahren im Schooße der mütterlichen Erde ruht, nicht die Einzige gewesen, welche von dieser bösen, herzlosen Welt grundlos verleumdet worden ist. Hat doch selbst eine so tugendreiche Frau, wie die hochselige Kurfürstin-Witwe, sich ruhig gefallen lassen müssen, daß ähnliche Verleumdungen wie jene, die Ihre selige Mutter getroffen, ihren guten Ruf befleckt haben. Die Verleumdung ist eine ansteckende Seuche, welche die Höchsten eben so wenig als die Niedrigsten verschont. Verleumdung ist

das moralische Pockengift, das den Character mancher Lebenden und Todten fast eben so sehr, als das physische Gift das Gesicht derselben entstellt.

Fräulein von Schönberg ersuchte die Bonne, sie jetzt allein zu lassen, unter dem Vorwande, daß sie nun arbeiten wolle. Die Genferin, die das subtile Gift der Zweifel in die Seele des jungen Mädchens geträufelt hatte, gehorchte dem Befehle und entfernte sich.

Das Fräulein hob das Bild des Mannes, der nun kein Fremder für sie war, vom Teppich auf und betrachtete es von Neuem, aber mit ganz anderen Gefühlen, als kurz vorher, da jener Mann für sie noch ein Unbekannter gewesen war, zu welchem Nichts als Neugier sie hingezogen hatte.

— Sollte das, was mir meine Ahnung sagt, nicht Täuschung, sondern Wahrheit sein? Sollte dieser Mann, der mich so geheimnißvoll anlächelt, für mich mehr, als ein Freund meiner Mutter sein? Sollte dieser Marchese d'Agdolo . . .

Sie hielt inne, weil es ihr an Muth gebrach, den Gedanken, der sie maßlos beunruhigte, auszusprechen.

Noch einmal betrachtete sie das Bild und brach beim Anblicke desselben in Thränen aus.

— O, mein armer Vater! rief sie aus, nun zürne ich Dir nicht mehr, daß Du theilnahmlos an mir vor=

übergegangen bist und mich oft tage- und wochenlang keines Blicks, keines Wortes der Liebe gewürdigt hast. O jetzt ahne, jetzt weiß ich Alles, was Dich so oft in Deinen alten Jahren so mürrisch und betrübt gemacht hat gegen Weib und Kind! O grolle meiner armen Mutter nicht und vergib dem Kinde die Schuld derselben. Von heute an, will ich, fuhr sie fort, dieses Bild auf meinem Herzen tragen und nie vergessen, daß es eine theure Reliquie meiner Mutter ist!

Dann eilte sie an's Klavier und sang mit dem ganzen Zauber ihrer jugendlichen Stimme eines ihrer Lieblingslieder, also lautend:

„Zwei Vöglein sitzen beisammen
Und haben einander so lieb:
Im Herzen erglühen zwei Flammen,
Die Gott in das Herz ihnen schrieb.

Sie sitzen betrübt auf dem Zweige;
Das Eine singt düster und schwer:
„Hold' Vögelein neige, o neige
Noch einmal Dein Haupt zu mir her."

Das And're verzweifelt und weinet,
Es weint, weil die Wunde so brennt;
Der Himmel, der hat sie vereinet,
Die Erde, die hat sie getrennt.

Sie zogen betrübet von dannen
Und kehrten nie wieder zurück;
Die Thränen, sie flossen und rannen . . .
Sie fanden im Leide ihr Glück!"

Beim letzten Verse füllten sich Augustens Augen mit Thränen, die wie blitzende Perlen auf das Rosenbeet ihrer Wangen herniederrieselten.

In demselben Augenblick zog auf der Straße die Wachtparade vorüber, die eine lustige Fanfare erklingen ließ, welche wie ein bitterer Hohn hineinschmetterte in das gramerfüllte Herz der Jungfrau, die trotz ihrer sechszehn Lenze seit der Entdeckung jenes Bildes namenlos unglücklich und bis zum Tode betrübt war.

Bald darauf kehrte ihr Vater heim.

— Unsere allergnädigste Frau Kurfürstin, sagte der Hausmarschall mit weit freundlicherer Miene als gewöhnlich, hat soeben den Wunsch fallen lassen, Dich kennen zu lernen. Sie hat allerhuldreichst geruht, mich aufzufordern, Dich morgen Abend bei Hofe einzuführen und Dich sowohl ihr als unserm allergnädigsten Kurfürsten vorzustellen. Du verdankst diese hohe Auszeichnung keinem andern Verdienste, als jenem glücklichen Ungefähr, daß Du den Namen eines der ältesten Geschlechter Sachsens trägst, und Eine derer von Schönberg zu heißen so glücklich bist. Zeige Dich würdig

dieses ruhmgeschmückten Namens und benimm Dich bei Hofe so, daß Du Deinem alten Vater Ehre und dadurch Manches vergessen machst, was wie ein giftiger Skorpion an meinem Herzen nagt. Doch was sehe ich, Kind? Du scheinst geweint zu haben? Darf ich wissen warum?

Was sollte sie darauf antworten? Ihm sagen, daß sie in der Toilette ihrer verstorbenen Mutter das Portrait des bewußten Marquis gefunden und daß sie durch die Geschwätzigkeit ihrer Bonne in das dunkle Geheimniß ihrer Familie eingeweiht worden sei? Würde dies offene Geständniß der Wahrheit den Gemahl ihrer Mutter nicht unnütz gekränkt und von Neuem gegen sie erbittert haben? — Es war also ganz natürlich, daß sie es vorzog, lieber zu einer Nothlüge — der ersten in ihrem jungen Leben — ihre Zuflucht zu nehmen.

— Ich leide an Zahnschmerzen, entgegnete Fräulein von Schönberg, die bei dieser Nothlüge so tief erröthen mußte, daß diese verdächtige Röthe selbst der Kurzsichtigkeit des Hausmarschalls nicht entgehen konnte.

— Kind, Du lügst! rief er aus. Die Thränen, die Du geweint, sind anderen Schmerzen als denen entsprungen, die Du mir genannt hast. Die Schamröthe Deines Angesichts sagt mir klar und deutlich, daß Auguste von Schönberg eine muthwillige Lügnerin ist.

— Sie thun mir Unrecht, mein Vater!

— Nenne mich so nicht, ungerathenes Kind! Unmöglich kannst Du meine Tochter sein, denn eine Derer von Schönberg hat noch niemals gelogen.

Auguste wagte Nichts darauf zu erwidern, denn ihr Gewissen sagte ihr, daß sie Herrn von Schönberg getäuscht habe.

— Du bist das Ebenbild Deiner Mutter, sagte der Hausmarschall in hohem Grade aufgebracht. Auch sie hatte mich oft genug belogen, und dies ist das Einzige, was Du von ihr geerbt zu haben scheinst.

— O kränken Sie mich nicht so tief! Beleidigen Sie nicht die heiligen Schatten meiner im Grabe ruhenden Mutter, die sich gegen Ihre bitteren Vorwürfe nicht mehr vertheidigen kann. Lassen Sie die Todte ruhen, deren Andenken mir über Alles werth und theuer ist. Jene Thränen, die ich vergossen hatte, waren dem Andenken meiner Mutter geweiht . . .

— Und warum gestandest Du dies nicht gleich, Lügnerin?

— Ich wollte Sie nicht an Jene erinnern, an welche, wie mir scheint, Sie nie ohne Groll zurückdenken.

— Deine Mutter, Auguste, hat es verdient.

— Vergeben Sie ihr, flehte die Tochter.

— Niemals! Niemals! gelobte sich der Hausmarschall. Kein Wort mehr von Deiner Mutter! — Sie hat . . . doch schweigen wir davon! unterbrach sich Herr von Schönberg. Von den Todten, fuhr er fort, soll man nur Gutes reden; ich aber, Kind, vermag dies nicht, denn es gibt Kränkungen im Leben, die der gutmüthigste Mensch selbst in der Todesstunde nicht vergessen, vielweniger noch vergeben kann.

— Sie brechen das Herz Ihrer Tochter, sagte Fräulein von Schönberg, in Thränen aufgelöst.

— Gewöhne Dich frühzeitig daran, die Wahrheit zu hören, wenn sie auch noch so bitter ist, sprach der herzlose Mann und verließ das trostlose Mädchen, das Nichts als Thränen fand, um dem Uebermaße seiner Schmerzen Luft zu machen.

Auguste bedeckte ihr bleiches, gramzerstörtes Angesicht und hauchte ein stilles Gebet für die Manen ihrer tiefbeleidigten Mutter, an welcher ihr Herz und ihre Seele mit unzerreißbaren Ketten hing, denn welche Tochter wäre wohl lieblos genug, ihre Mutter, selbst wenn sie wirklich schuldig gewesen wäre, herzlos verurtheilt zu sehen, ohne Das zu empfinden, was in diesem Augenblicke die sechszehnjährige Auguste Charlotte von Schönberg empfand.

Bald darauf kehrte die Bonne zurück.

— Im Vorzimmer wartet die französische Putzmacherin, meldete Angélique.

— Jetzt bin ich, wie Du siehst, nicht aufgelegt dazu, mich mit meinem Ballstaate zu beschäftigen. Sie mag morgen oder übermorgen wiederkommen . . .

— Aber, Fräulein, die Sache hat Eile! Morgen Abend ist der erste Hofball, zu welchem, wie Ihr Herr Papa mir gesagt, auch Sie eingeladen sind . . .

— Welch' ein Glück! rief Fräulein von Schönberg in einem Tone, der große Anlage zu schneidender Ironie verrieth. Gut, fuhr sie fort, ihre Thränen trocknend, laß die vortreffliche Putzmacherin eintreten, denn morgen muß ich, beneidenswerthes Geschöpf, auf dem ersten Hofball erscheinen!

Die Marchande de Modes, die bald darauf eingetreten war, probirte dem Fräulein von Schönberg eine Robe von himmelblauer, mit Brüsseler Spitzen besetzten Seide an.

— Das Kleid sitzt wie angegossen, versicherte die Hohepriesterin der französischen Staatskunst. Das gnädige Fräulein werden Furore machen.

— Glauben Sie? fragte Auguste, in deren zweifelhaftem Tone eine stolze Vorahnung von Gewißheit lag.

— Ich bin überzeugt davon! Alle Welt wird sich beeilen, Ihnen den Hof zu machen . . .

— Wie sehr freue ich mich darauf! gestand Fräulein von Schönberg mit kindlicher Naivetät. Zum ersten Male in meinem Leben wird mir die Freude zu Theil werden, gleichviel mit wem, tanzen zu dürfen. Heute Nacht werde ich sicher kein Auge schließen, denn der erste Ball ist im Dasein eines jungen Mädchens ein so wichtiger Abschnitt, daß man darüber alles Andere vergißt. Noch vor wenig Minuten hatte ich bitter geweint; jetzt bin ich wieder heiter und froh, denn morgen Abend — o, beneiden Sie mich! — wird Auguste von Schönberg in dieser Robe, die mich kleidet, bei Hofe eingeführt.

Neuntes Kapitel.

Gibt's etwas Langweiligeres, als einen Hofball?

Der geistreiche Prince Charles de Ligne, an welchen diese Frage einst gerichtet worden war, soll darauf geantwortet haben: „Noch langweiliger als ein Hofball sind jedenfalls zwei solcher Bälle." Jeder, der einen derselben besucht hat, kennt sie alle.

Auch der Hofball, den der Kurfürst Friedrich August am 17. Januar 1793 zur Feier des Geburtstages seiner erlauchten Gemahlin, der Prinzessin Maria Amalia Auguste von Zweibrücken, veranstaltet hatte, war eben so steif und einförmig, wie fast jeder andere Ball dieser Art.

Nachdem der Hausmarschall von Schönberg seine Tochter, die einer blühenden Rose glich, dem kurfürstlichen Paare vorgestellt hatte, wurde das Kind mit einigen jener alltäglichen Schmeicheleien abgespeist, wie sie bei Vorstellungen dieser Art gang und gäbe sind.

— Sie sind das Spiegelbild Ihrer Mutter, geruhte die Frau Kurfürstin zu sagen.

— Auch mir gefallen Sie! sagte der gravitätisch steife, mumienhaft ernste Kurfürst.

Herr und Fräulein von Schönberg verneigten sich voll Ehrfurcht.

— Tanzen Sie gern? fragte die Kurfürstin.

— Ich habe es wohl gelernt, bisher aber noch niemals versucht . . .

— Ihnen wird es nicht an Tänzern fehlen, meinte Friedrich August.

— O bitte, sagte der Hausmarschall und machte eine klaftertiefe Verbeugung, bei deren Ausführung er beinahe das Gleichgewicht verlor.

Und damit war die Vorstellung beendigt.

Einen Augenblick später wurde Fräulein von Schönberg, deren jungfräuliche Schönheit, deren frühlingsfrische Anmuth Aller Blicke auf sich zog, von einem der Attaché's des französischen Gesandten, Vicomte de Vibray, zur Polonaise aufgefordert.

— Sie sprechen vermuthlich auch etwas Französisch? fragte der junge unverschämte Geck.

— Ich glaube einige Uebung darin zu besitzen, entgegnete Fräulein von Schönberg im reinsten Französisch.

— Ihre Aussprache ist so rein und fehlerfrei, daß man leicht in Vermuthung gerathen könnte, Sie für eine Französin zu halten.

Der Verfasser scheint die Gesellschaft nur auf Vorstadttheatern kennen gelernt zu haben.

— Ich bin stolz darauf, eine Deutsche zu sein.

— Die deutschen Damen gefallen mir nicht, gestand der Pariser Geck. Und soll ich Ihnen sagen, warum? Sie sind in der Regel sehr prüde, verstehen durchaus keinen Scherz und pflegen deshalb etwas einförmig und langweilig zu sein.

— Der Geschmack, mein Herr, ist verschieden. Ich kenne viele meiner Landsleute, die eben so geringschätzend, wie Sie über die deutschen Frauen, über die Französinnen denken und welche eben so offen und ehrlich wie Sie zu behaupten wagen, daß die Mehrzahl der Französinnen in der Regel sehr kokett und bisweilen noch etwas mehr als frivol sind.

— Das muß ich Ihnen allerdings zugeben; doch haben meine weiblichen Landsleute wenigstens den Vorzug, daß sie selten oder niemals langweilig sind. Darf ich mir erlauben, Sie zu fragen, welche von allen Blumen Sie am meisten lieben?

— Ich liebe vor Allem das Veilchen.

— Und wie nennt sich Ihr Lieblingsdichter?

— Ich lese Keinen lieber als Gellert.

— Gellert? Wer ist Gellert? Ich habe noch niemals irgend etwas von einem Dichter dieses Namens gehört. Ich bitte Sie, mir zu sagen, was dieser Unbekannte geschrieben hat.

— Gellert ist der Lafontaine unserer Literatur. Und zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen sage, daß es Leute gibt, die den Muth oder, richtiger gesagt, die Einsicht haben, die ungeschminkte Einfachheit Gellert's der geschminkten Kokketterie Ihres Lafontaine vorzuziehen.

— Meinetwegen! sagte der Geck. Aber haben Sie einen Voltaire, einen Rousseau?

— Nein, mein Herr! Aber dafür haben wir einen Lessing, einen Schiller.

— Ich kenne keinen von Beiden, erklärte der Geck.

— O dann erlauben Sie, daß ich Sie aufrichtig bedaure. Auch unser Deutschland hat, glauben Sie es mir, Dichter und Philosophen, auf deren Besitz es nicht minder stolz sein darf, als Ihr Vaterland auf die seinigen.

— Sie scheinen unser Frankreich nicht zu lieben? fragte der Attaché.

— Ich mache kein Geheimniß daraus, gestand Auguste von Schönberg.

— Gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie mindestens ebenso pikant und malitiös als wahr und offenherzig sind. Und darum, Mademoiselle, gefallen Sie mir!

— Dies Geständniß, Herr Vicomte, hat so wenig Ueberraschendes für mich, daß ich mich dadurch —

verzeihen Sie mir meine deutsche Offenherzigkeit! — durchaus nicht geschmeichelt fühle.

— Ich hätte nie geglaubt, daß eine Deutsche so boshaft sein könnte, wie Sie es sind. Dieses Vorrecht, hatte ich bisher geglaubt, sei nur ein Monopol unserer geistreichen Französinnen. Wissen Sie, was Bouhours behauptet hat?

— Nein, erwiderte trocken Fräulein v. Schönberg.

— Bouhours stellte einmal die ganz richtige Behauptung auf, der Deutsche besäße Alles, nur nicht Geist.

— Ist dieser Bouhours ein Deutscher gewesen?

— Ah quelle malice! rief der Geck. Sie wollen ihm mit dieser mehr als boshaften Frage gerade das absprechen, was er Ihren Landsleuten abgesprochen hat. Sie, Mademoiselle, machen eine rühmliche Ausnahme. Ihnen gegenüber würde Bouhours seine Behauptung vielleicht zurückgenommen haben.

Die Polonaise war eben zu Ende. Der Attaché führte Fräulein von Schönberg auf ihren Platz zurück. Der Geck, der eine glänzende Niederlage erlitten hatte, sah sich genöthigt, einzugestehen, daß die unverschämte Behauptung seines Landsmanns Bouhours doch etwas mehr als gewagt gewesen sei.

— Cette jeune Allemande, sagte er zu sich, a

beaucoup plus d'esprit qu'une centaine de nos Françaises.

Das war der erste Triumph der Heldin unseres Romans.

Bald darauf folgte die Menuette. Fräulein von Schönberg tanzte diesen Tanz, der damals noch sehr en vogue gewesen war, mit echt französischer Anmuth und erregte durch die Weichheit und Grazie ihrer Haltung so allgemeine Bewunderung, daß selbst die Frau Kurfürstin sich herabließ, ihr die Artigkeit zu sagen, daß sie eine der besten Tänzerinnen von ganz Dresden sei. Noch mehr Schmeicheleien sagte ihr der junge Mann, mit welchem sie so eben getanzt hatte.

Dieser Mann war ein Sohn des Geheimen Raths Freiherrn von B***, einer der schmuckſten und elegantesten Cavallerie-Officiere der Dresdener Garnison.

— Fräulein, sagte Herr von B***, erlauben Sie mir, Ihnen gestehen zu dürfen, daß ich noch niemals so glücklich gewesen war, eine Tänzerin zu finden, welche die Menuette in solcher Vollendung tanzt wie Sie, mein gnädiges Fräulein. Ihr Anstand, Ihre Grazie sind wahrhaft anbetenswürdig!

— Sie sagen mir Schmeicheleien, die ich durchaus nicht verdiene . . .

— Jeder, der Sie tanzen sieht, muß das Bedürfniß

fühlen, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie die personificirte Anmuth sind. Ihre ganze Erscheinung hat etwas Poetisches . . .

— Ich bitte Sie, mir nichts mehr zu sagen, was ich nicht anhören kann, ohne darüber erröthen zu müssen. Ich weiß leider nur zu gut, wie Vieles mir noch fehlt, um Ihr Lob, mit welchem Sie in so hohem Grade verschwenderisch sind, in Wahrheit zu verdienen. Mir mangelt vor Allem der Schliff der großen Welt. Ein Mädchen, das niemals in Gesellschaft gekommen und fast keinen andern Umgang als den mit seiner Puppe gehabt, muß einem Manne gegenüber, der die vornehme Welt kennt, weit mehr albern als poetisch erscheinen.

— Wer Sie für albern hält, muß es selber sein. Aus dem Email Ihrer wundersüßen Augen sprüht ein Geist, den nur Solche zu würdigen verstehen, welche selbst nicht ohne Geist sind. Man braucht mit Fräulein von Schönberg nur hundert Worte gewechselt zu haben, um herauszuhören daß die Bildung Ihres Geistes mit der Schönheit Ihrer Persönlichkeit auf gleicher Höhe steht.

— Sie spannen meine Bescheidenheit auf eine so harte Folter, daß ich Sie inständig bitten muß, sie etwas mehr als bisher schonen zu wollen.

— Ich wäre versucht, Ihre Bescheidenheit für

Kokketterie zu halten, sagte mir nicht der herzgewinnende Ton Ihrer Stimme, daß Sie wirklich ein Muster weiblicher Bescheidenheit sind.

Da trat Herr von Schönberg hinzu.

— Nun, Herr von B***, wie finden Sie meine Kleine? fragte der väterliche Schwachkopf.

— Ihr Fräulein Tochter ist ein Engel, betheuerte der Officier.

— Ja, ja, das sagt fast Jeder! Aber finden denn auch Sie, daß mein Kind mir ähnlich sieht?

Diese urnaive Frage brachte Herrn von B*** in nicht geringe Verlegenheit.

— Ich finde, entgegnete er nach kurzer Pause, daß Ihr Fräulein Tochter weit mehr Aehnlichkeit mit ihrer seligen Mutter hat.

— Wie? Sie haben meine Lotte gekannt?

— Ich hatte die Ehre, vor vier Jahren Ihrer Frau Gemahlin wenige Monate vor ihrem Tode auf einem der Hofbälle vorgestellt zu werden; ja ich hatte sogar das Glück gehabt, ein Mal mit ihr tanzen zu dürfen.

— Darum wird Sie Mancher beneidet haben, denn meine Lotte war eine sehr flotte Tänzerin. Tanzt denn auch meine Guste gut?

— Aber, lieber Vater . . .

— Schweige Kind, Dich habe ich nicht gefragt.

— Ihr Fräulein Tochter, entgegnete Herr von B***, ist eine geborene Terpsichore.

— Entschuldigen Sie, junger Freund, meine Tochter ist eine geborene von Schönberg.

— Papa erlaubt sich zuweilen kleine Scherze, durch welche er sich der Gefahr aussetzt, oft gänzlich verkannt zu werden. Mein Vater hat eben so viel Herz als Geist . . .

— Ach was Geist! Ich habe ein Paar schöne Rittergüter . . . das ist mehr werth als Geist! Geist, liebes Kind, kann Jeder haben, aber Rittergüter, die so einträglich wie Neusalz und Schmochtitz sind, kann Gottlob nicht Jeder haben! Sind nicht auch Sie meiner Ansicht?

— Allerdings! erklärte der Officier.

— Geist, lieber Freund, ist einer jener Luxusartikel, auf welche, bei Lichte betrachtet, eigentlich nur die bürgerliche Canaille stolz zu sein pflegt. Unser Einer ist Kammerherr und Hausmarschall. Wozu, frage ich Sie, braucht unser Einer Geist? — Einer meiner Vorfahren, Heinrich von Schönberg, welcher, wie Ihnen bekannt sein wird, Marschall von Frankreich gewesen ist, hatte nicht mehr Geist als jeder Andere und brachte es trotzdem weiter als mancher Andere. Geist ist Neben-

sache . . . Hauptsache ist Geburt! Menschen, welche bürgerlichen Ursprungs sind, haben, wenigstens in meinen Augen, trotz des Geistes, mit dem sie sich zu brüsten pflegen, nicht mehr Werth als Nullen, denen keine Zahl voransteht. Das von, liebster B***, ist die Ziffer, die aus der Null einen Adelichen macht.

— Und ich, Excellenz, hatte einen Vorfahren (er hieß Joachim von B***, war einer der größten Rechtsgelehrten seiner Zeit und nebenbei kurfürstlicher Consistorialrath zu Dresden). Dieser Mann, Excellenz, war anderer Ansicht. Er pflegte auf seine adelige Abstammung nicht den geringsten Werth zu legen und schien der Ansicht Kaiser Karl's V. zu sein, welcher einst gesagt haben soll, er könne aus jedem Dummkopf einen Adeligen, aber aus hundert Adeligen oft nicht einen einzigen geistreichen Mann machen.

— Dies, liebster B***, sind Ansichten, die ich durchaus nicht zu theilen vermag, entgegnete der Hausmarschall und kehrte dem Officier den Rücken.

— Mein Vater, sagte Fräulein von Schönberg zu ihrem Tänzer, hat, wie Sie bemerkt haben werden, altväterische Ansichten, die mit dem Geiste unserer Zeit so wenig übereinstimmen, daß man sich häufig eines Lächelns nicht erwehren kann. Ich, für meine unbedeutende Person, lege auf meinen Adel, aufrichtig gesagt,

keinen Werth und beneide manche Bürgerliche um den Vorzug, einem Stande anzugehören, der es ihr erlaubt, jedem lächerlichen Vorurtheile den Krieg zu erklären und sich durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren.

— Sie sprechen mir aus der Seele. Auch ich, Fräulein, möchte lieber Bürger sein und als Solcher mir einen Beruf wählen, der mir mehr zusagt, als das Waffenhandwerk. Denn was ist ein Soldat in Friedenszeiten? Ein Donner ohne Blitzschlag! Ein Schatten ohne Licht!

— Ich ehre Ihre Gesinnung und theile sie.

Als Fräulein von Schönberg kurz darauf von einem andern Tänzer zum Contretanz engagirt worden war, begann sie im Stillen Vergleiche anzustellen zwischen dem französischen Legations-Gecken und dem deutschen Officier; die Parallelen, die sie zog, fielen so sehr zu Gunsten des Letztern aus, daß Herr von B*** mehr und mehr in den Vordergrund ihrer Seele trat und ihre Gedanken dergestalt zu beschäftigen begann, daß sie unwillkürlich an ihn zurückdenken mußte.

Der Mann, welcher sie kurz vorher zur Quadrille geführt hatte, war ein Maler, Professor der Dresdner Kunst-Akademie und hieß Giuseppe Grassi. Schon damals genoß er des wohlverdienten Rufes, in Frische und Zartheit des Colorits von Keinem seiner Zeit-

genossen erreicht zu werden. Die wunderbare Anmuth, die vorzugsweise in seinen weiblichen Portraits lag, hatte ihn zu einem der gesuchtesten Künstler seines Fachs gemacht. Als Solcher hatte er den Kurfürsten, dessen Gemahlin, den Ober-Kammerherrn Grafen von Marcolini, wie viele andere hervorragende Persönlichkeiten des Dresdner Hofes gemalt und sich durch die Meisterschaft seines Pinsels in so hohem Grade beliebt gemacht, daß er bald einer der bevorzugtsten Lieblinge Friedrich August's war.

— Erlauben Sie, sagte Grassi zum Fräulein von Schönberg, daß ich selbst mich Ihnen vorstelle. Ich bin Maler, heiße Grassi und habe das Vergnügen gehabt, vor vielen Jahren Ihre liebenswürdige Frau Mutter zu malen.

— Dem Namen nach kenne ich Sie bereits so gut, daß ich doppelt erfreut bin, Sie nun auch persönlich kennen zu lernen. Ein Künstler, der meine selige Mutter gemalt, hat mehr Interesse für mich als jeder andere Maler. Ich spreche so gern von der liebevollsten aller Mütter, daß Jeder, der mit ihr bekannt gewesen ist, für mich einen eigenthümlichen Reiz und Zauber besitzt. Ist es Ihnen vielleicht bekannt, für wen Sie das Bild meiner theuern Mutter gemalt?

— Ich erfuhr es durch einen Zufall. Eines Mor-

gens, als ich den damaligen Schloßhauptmann der kurfürstlichen Schweizer-Garde, Marchese d'Agdolo, in Folge seiner schriftlichen Einladung besucht hatte, beeilte er sich, das von mir gemalte Bild Ihrer Mutter mir zu zeigen und den Wunsch auszusprechen, ganz in derselben Weise auch ihn in seiner rothen Uniform zu malen.

— Und erfüllten Sie seinen Wunsch? fragte Fräulein von Schönberg mit leicht erklärbarer Neugier.

— Ich that dies um so lieber, da ich mir sagte, daß Marchese d'Agdolo, der bei Hofe damals in hoher Gunst zu stehen schien, ganz geeignet war, mich vielen seiner Freunde zu empfehlen; denn damals war ich noch sehr jung und so unbekannt, daß ich, zu jener Zeit das Loos aller Künstler theilend, mit Noth und Sorgen aller Art zu kämpfen hatte. Ich malte den Marchese und erhielt dafür ein Honorar von hundert Thalern. Niemand war damals glücklicher als ich! Agdolo empfahl mich der Kurfürstin-Witwe, die sich ebenfalls von mir malen ließ. Und seitdem war mein Glück gemacht.

— Sie werden erstaunen, Herr Professor, wenn ich Ihnen sage, in welcher Hand das von Ihnen gemalte Bild Ihres Gönners sich befindet, sagte Fräulein von Schönberg und holte aus dem Schnee ihres jung-

fräulichen Busens ein schwarzes Sammtband hervor, an welchem eine goldene Kapsel hing, in deren Innern Agdolo's Bildniß verborgen war.

— Ganz recht, dies ist dasselbe Bild! erklärte Grassi, angenehm überrascht.

— Ich trage es zur Erinnerung an meine Mutter, sagte die Tochter, deren dunkle Augen sich mit Thränen füllten.

— Kennen Sie das Schicksal jenes Mannes? fragte der Maler.

— Ich weiß, daß er seit siebzehn Jahren als Gefangener auf dem Königsteine schmachtet, habe aber niemals erfahren können, was er verbrochen haben mag.

— Es herrscht darüber ein geheimnißvolles Dunkel, das bis zu diesem Augenblicke noch nicht gelichtet ist.

— Ich weiß nicht, woher es kommt, daß ich an dem Schicksale dieses Unglücklichen einen Antheil nehme, von dem ich selbst mir keine Rechenschaft zu geben weiß. Ich möchte Himmel und Erde in Bewegung setzen, um diesen Mann — Gott weiß warum? — aus den Mauern seiners Kerkers zu befreien. So oft denke ich an ihn, daß er — schon mehr als ein Mal! — mir sogar im Traume erschienen ist und mich bei der Asche meiner Mutter beschworen hat, ihm die Riegel seines Gefäng-

nisses zu öffnen und ihm den Genuß der Freiheit zu verschaffen. Was aber kann ein so schwaches Geschöpf, wie ich, zu Gunsten jenes Unglücklichen thun?

— Wenden Sie sich an die Kurfürstin. Thun Sie bei ihr einen Fußfall. Bitten Sie sie, bei ihrem Gemahle ein Wort gnädiger Fürsprache zu Gunsten des Gefangenen einzulegen. Die Kurfürstin hat ein weiches Herz. Sie kann, sagt man, Niemanden weinen sehen. Thränen aus so schönen Augen, wie die Ihrigen sind, werden mehr Erfolg als hunderte von Bittschriften haben.

— Sie geben mir einen Rath, den ich schon morgen befolgen will.

— Der Himmel segne Ihre edle Absicht, sagte Grassi. Aber erlauben Sie mir, Ihnen noch einen andern Wink zu geben. Sehen Sie dort in der Ecke des Saales jenen Jesuiten, der, gebückt wie ein Wolf im Lammfell, umherschleicht? Dies ist Pater Johann Limpacher, der Beichtvater der Kurfürstin, die, unter uns gesagt, eine willenlose Drahtpuppe in der Hand dieses frommen Vaters und jener ihrer Jugendfreundin, der Hofdame Judith von Gumppenberg ist, die in diesem Augenblicke dort mit einem der Söhne des Freiherrn von Osten-Sacken tanzt. Suchen Sie zuerst Fräulein von Gumppenberg und durch sie den Pater Limpacher

für sich zu gewinnen. Mit Hilfe dieser Beiden setzen Sie sodann bei der Kurfürstin Alles durch.

— Dank, tausend Dank, Herr Professor, sagte Fräulein von Schönberg, in deren Augen ein Strahl uneigennütziger Freude aufblitzte.

Als der Contretanz beendigt war, ersuchte Auguste ihren Vater, sie dem Fräulein von Gumppenberg vorzustellen.

— Wozu? fragte der mürrische Hausmarschall.

— Ich habe mir schon lange gewünscht, sie kennen zu lernen.

— Warum? fragte Herr von Schönberg.

— Sie errathen es nicht? Judith von Gumppenberg, die geistreichste aller Hofdamen unserer gnädigsten Frau Kurfürstin, soll, wie Professor Grassi mir eben erzählt hat, das Bild jener Bauerdirne besitzen, die dem berühmten Maler Raphael Mengs als Modell zu der schönsten seiner Madonnen gedient und deren Schönheit ihn so sehr eingenommen, daß er dies Modell bald darauf geheirathet haben soll.

— Mir ist so Etwas ganz gleichgiltig, sagte der Hausmarschall und führte seine Tochter zum Fräulein von Gumppenberg.

— Hier, gnädiges Fräulein, sagte er, stelle ich Ihnen meine Tochter Auguste vor. Ich bitte Sie, die

Kleine unter die Flügel Ihres Schutzes zu nehmen, setzte er hinzu und verzog sich rasch wie ein Regenbogen.

— Ich habe, begann Fräulein von Schönberg, meinen Vater ersucht, mich Ihnen vorzustellen, weil ich seit langer Zeit das Verlangen trage, die Bekanntschaft jener Dame zu machen, die, eine Zierde ihres Geschlechts, das neidenswerthe Privilegium besitzt, eben so geistreich als liebenswürdig zu sein.

Judith von Gumppenberg, die — unter uns gesagt! — das Eine eben so wenig als das Andere war, fühlte sich durch diese Ansprache dergestalt entzückt, daß sie diese Spielmarke schlau berechneter Schmeichelei für baare Münze hinnahm. Da sie jedoch nicht mehr in der Blüthe ihrer Jahre stand, hatte sie, wie Manche ihres Jahrgangs, die sonderbare Gewohnheit, Jede, welche jünger war als sie, um das Glück der Jugend zu beneiden und an jedes junge Mädchen, mit welchem sie zum ersten Male sprach, die sonderbare Frage zu richten:

— Wie alt sind Sie, mein Fräulein?

— Ich gehe in's Siebenzehnte, antwortete Auguste von Schönberg.

— Ich habe Sie, aufrichtig gesagt, für einige Jahre älter gehalten. Ich gebe zu, daß man sich bisweilen täuschen mag; in der Regel aber pflegt man

nicht zu irren, daß die Mehrzahl unseres Geschlechts stets vier bis fünf Jährchen älter als ihre Angabe ist. Ich dagegen gehöre zu jenen seltenen Ausnahmen, die aus ihrem Alter kein Geheimniß machen. Wie alt wohl halten Sie mich?

— Ich habe wenig Uebung im Errathen . . .

— Würden Sie es glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich bereits vier und dreißig bin?

— Ich hätte schwören mögen, daß Sie mindestens acht bis zehn Jahre jünger sind.

Diese Antwort war hinreichend, die Zuneigung der eitlen Judith von Gumppenberg in so hohem Grade zu erringen, daß Letztere sich nicht enthalten konnte, Fräulein von Schönberg in jeder Hinsicht ausnehmend-einnehmend zu finden.

— Sie sind ein ganz allerliebstes Kind, und schon darum würde es mich freuen, wenn ich jemals in die Lage käme, Ihnen beweisen zu können, daß ich, besser als mein Ruf, gerne helfe, wo ich helfen kann.

— Erlauben Sie mir wohl, daß ich Ihnen morgen früh meine Aufwartung machen darf?

— Kommen Sie, Fräulein, wann Sie wollen. Für Sie werde ich stets zu sprechen sein.

Fräulein von Schönberg empfahl sich. Einen Augenblick später nahete Pater Limpacher.

— Judith, fragte der Jesuit, wer ist das junge Mädchen, das Dich soeben verlassen hat?

— Sie ist die Tochter des Hausmarschalls von Schönberg.

— Ich habe von ihr so viel Gutes gehört, daß es mich freuen würde, sie kennen zu lernen.

— Und aus welchem Grunde? fragte Judith.

— Ich kannte die Mutter dieses Mädchens. Kurz vor ihrem Tode hatte ich sie so weit bekehrt, daß sie entschlossen war, sich von ihrem Gatten, den sie nicht sehr zu lieben schien, scheiden zu lassen, dann zur katholischen Kirche überzutreten und ihre Sünden im Schooße eines Klosters abzubüßen, als sie urplötzlich erkrankte und, zehn Stunden später, in der Blüthe ihrer Jahre starb. Vielleicht, Judith, gelingt es meiner Beredtsamkeit, auch die Tochter zu bekehren.

— Sie versprach mir, mich morgen zu besuchen. Wünschen Sie es, frommer Vater, dann schicke ich sie zu Ihnen.

— Thue dies, Judith! sprach der Jesuit.

Zehntes Kapitel.

Am andern Morgen empfing Judith von Gumppenberg den Besuch des Fräuleins von Schönberg.

— Herzlich willkommen, sagte Judith, ihr entgegeneilend und sie zärtlich umarmend. Setzen Sie sich, mein schönes Kind, und sagen Sie mir ohne Umstände, was mir die Freude Ihres Besuches verschafft?

— Ich habe eine Bitte an Sie, gestand Fräulein von Schönberg mit reizender Befangenheit.

— Wodurch kann ich Ihnen nützlich werden?

— Sie kennen den Beichtvater der Kurfürstin . . .

— Pater Limpacher ist mein väterlicher Freund, der mich durch die frommen Lehren, welche er mir gibt, zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet hat. Ganz anders urtheilt die böse Welt. Sie traut dem frommen Manne manche Dinge zu, die ihm niemals in den Sinn gekommen sind. Aber da sein Gewissen eben so rein als das Meinige ist, kann es uns Beiden sehr gleichgiltig sein, was man von uns zu denken sich erlaubt.

— Nur Böse denken Böses auch von Andern. Ich

aber, Fräulein, bin gewohnt, stets nur das Gute zu glauben und Verleumdungen so plumper Art kein Gehör zu leihen. Pater Limpacher ist, wie ich aus dem Munde meiner seligen Mutter gehört, ein so frommer Herr, daß ich mich glücklich preisen würde, wenn es mir gelänge, durch Ihre gütige Vermittelung bei ihm eingeführt zu werden.

— Nichts leichter als dies, liebes Kind! Zwei Zeilen meiner Hand werden hinreichend sein, Ihnen augenblicklich Zutritt in sein Haus zu verschaffen. Der fromme Vater, ein Musterbild jeder christlichen Tugend, wird um so eher bereit sein, meine Bitte zu erfüllen, da er so glücklich gewesen war, auch Ihre Frau Mutter gekannt zu haben.

— O dann habe ich noch mehr Vertrauen zu ihm! Er wird sich der mutterlosen Waise väterlich annehmen . . .

— Aber sagen Sie mir offen und ehrlich, was er für Sie thun soll?

— Zürnen Sie mir nicht, Fräulein, wenn ich Ihnen aufrichtig bekenne, daß ich das, was ich durch seinen Einfluß zu erstreben hoffe, vorläufig nur ihm allein anvertrauen darf. Später sollen auch Sie es erfahren.

— Ich mische mich nur ungern in Geheimnisse und mag deshalb nichts erfahren, was man mir nicht

freiwillig eingestehen will. Ihr bescheidenes Benehmen, Fräulein von Schönberg, hat mich dergestalt für Sie eingenommen, daß es mir Vergnügen macht, in der Lage zu sein, Ihnen dienen zu können. In einer Stunde werden Sie im Besitze eines Briefes sein, durch welchen ich Sie meinem väterlichen Freunde auf's Wärmste empfehlen will. Gehen Sie mit Gott, schönes Kind, und rechnen Sie auf meine aufrichtigste Theilnahme.

— Ich danke Ihnen aus voller Seele, sagte Fräulein von Schönberg, küßte die Hand ihrer Beschützerin und empfahl sich ihrem Wohlwollen.

Der Brief, den Judith von Gumppenberg gleich darauf ihrem „väterlichen Freunde" schrieb, lautete wie folgt:

„Ehrwürdiger Vater! Ueberbringerin dieser Zeilen, Fräulein von Schönberg, fühlt — ich weiß nicht warum? — das Bedürfniß, Sie kennen zu lernen und ist — wie Sie sehen — dadurch Ihrem Wunsche zuvorgekommen. Ich bitte Sie, frommer Vater, das unschuldige Kind unter die Flügel Ihres Schutzes zu nehmen und ihr in Allem, was sie wünscht, mit gutem Rathe beizustehen.

Mit unwandelbarer Liebe und Ehrfurcht bleibe ich

Ihre treugehorsame Tochter Judith.

P. S. Sie sehen, wie groß mein Vertrauen ist!"

Zwei Stunden später wurde Fräulein von Schönberg, die Ueberbringerin dieser Zeilen, dem Pater Limpacher angemeldet, der, Catull's Liebeslieder in der Hand, auf einem grünsammetnen Lehnstuhle saß und mit offenen Augen von den Reizen jener römischen Lesbia träumte, die sein Lieblingsdichter mit so verlockenden Farben geschildert hat, daß sie durch die Macht seiner Poesie nicht minder unsterblich geworden ist wie er selbst.

Als der Jesuit Fräulein von Schönberg im Glorienscheine ihrer jungfräulichen Schönheit in sein Zimmer eintreten sah, entglitt Catull seiner zitternden Hand. Geblendet von der Anmuth ihrer Erscheinung, rieb er die Augen wie Jemand, der, aus süßen Träumen erwachend, den Mittelpunkt dieser Träume leibhaftig vor sich sieht. Es war ihm, als sei jene unsterbliche Lesbia aus ihrem Grabe auferstanden, um noch einmal an die Brust ihres geliebten Dichters zu sinken und ihn durch die Allmacht ihrer Reize zu neuen Liedern zu begeistern.

— Lesbia! rief er berauscht von der Atmosphäre dieser hochpoetischen Erscheinung.

— Entschuldigen Sie, frommer Vater, wenn ich störe, sagte Fräulein von Schönberg, die an allen Gliedern zu zittern begann. Ich würde es nicht gewagt haben, Sie mit meinem Besuche zu belästigen, wäre

Fräulein Judith von Gumppenberg nicht so gütig gewesen, mir diesen Brief an Sie mitzugeben.

Der Jesuit erbrach das Siegel und las mit heftiger Neugier den Inhalt dieses Schreibens.

— Fräulein von Schönberg, sagte er gleich darauf, ich bitte Sie, Platz zu nehmen, auf das Sopha weisend, das in der Nähe seines Lehnstuhls stand. Judith von Gumppenberg, fuhr er fort, empfiehlt Sie in diesen Zeilen auf so theilnahmvolle Weise, daß ich kaum erwarten kann, Sie zu fragen, womit ich Ihnen dienen kann?

— Zu meiner größten Freude erfuhr ich durch Fräulein von Gumppenberg, daß Sie meine Mutter gekannt haben . . .

— Ich hatte mehr als einen Grund, sie als eine der Tugendhaftesten ihres Geschlechtes in so hohem Grade zu achten, daß es mir heiliges Bedürfniß geworden war, ihre Seele zu trösten und ihr Muth einzuflößen, das, was der Himmel in seinem unerforschlichen Rathschluße über sie verfügt hatte, mit christlicher Geduld zu tragen, denn Ihre Mutter war sehr unglücklich . . .

— Ich errieth dies aus den Thränen, die sie häufig vor mir zu verbergen bemüht gewesen war.

— Es gibt Seelenleiden, mein Kind, die nur Ein

Arzt zu lindern vermag, und dieser Arzt ist unser Heiland! Auf ihn allein verwies ich sie. Sie folgte meinem wohlgemeinten Rathe und stand im Begriff, ihrem Gatten und der Welt zu entsagen und sich in ein Kloster zurückzuziehen, als der Tod, der vollkommene Tröster aller Leiden, ihr die lebensmüden Augen schloß. — Zwei Tage vor ihrem seligen Ende hatte sie mich rufen lassen, um mir eine Sünde zu beichten, deren Last sie zu erdrücken schien. Ueberzeugt von der Aufrichtigkeit ihrer Reue, ertheilte ich ihr im Namen unseres allbarmherzigen Erlösers Absolution und achtundvierzig Stunden später starb sie ruhig wie eine Heilige.

Fräulein von Schönberg zerfloß in Thränen.

— O weinen Sie nicht, sprach der fromme Vater. Sie sitzt dort oben zur Rechten unseres Heilands und schaut jetzt verklärt auf das herab, was ihr hier auf Erden das Liebste, das Theuerste gewesen war. Gereinigt von den Schlacken irdischer Sünde fleht sie zu Gott, dem allmächtigsten Vater des allmächtigsten Sohnes, daß ihre Tochter im Glauben der einzig wahren, alleinseligmachenden Kirche heranwachse und je eher, desto lieber jenem falschen Afterglauben entsage, welcher Schuld an allem Unheil ist. Ihre arme unglückliche Mutter lebte vielleicht noch heute, wäre sie Katholikin gewesen und hätte sie als Solche das Bekenntniß ihrer

Schuld ausgießen können in das verschwiegene Ohr eines Priesters, der sie getröstet und ihr Kraft zur Reue eingeflößt hätte. Die protestantische Irrlehre, die eine so abgesagte Feindin der Ohrenbeichte ist, treibt den Sünder, welcher den Trost der Kirche entbehrt, früher oder später zur Verzweiflung.

— Eine Stimme meines Herzens sagt mir, frommer Vater, daß Sie Recht haben.

— Ein einziger Blick auf die thränenreiche Mutter Gottes gewährt dem katholischen Sünder mehr Trost und Beruhigung als hundert kalte, nüchterne Predigten Eurer Geistlichkeit, die keine Vergebung der Sünden kennt und nicht die Macht besitzt, Euch davon freizusprechen und Eurer schwergeängstigten Seele die Ruhe und den Frieden unserer Kirche wiederzugeben. Geh' auch Du in Dich, mein Kind! Du bist jung und hast noch Zeit, Dich zum Bessern zu bekehren. Nun aber sage mir, in welcher Absicht Du mich aufgesucht hast?

— Ganz Dresden kennt den allmächtigen Einfluß, den Sie, hochwürdiger Vater, auf das Herz unserer allergnädigsten Frau Kurfürstin ausüben . . .

— Ich gebe zu, daß Ihre kurfürstliche Hoheit auf meinen Rath zu hören pflegt.

— Dann bitte und beschwöre ich Sie, frommer

Vater, mir bei der Frau Kurfürstin eine Audienz zu verschaffen.

— Zuvor, Kind, muß ich wissen, warum?

— Ich trage eine Bitte in meinem Herzen, das nicht eher ruhig werden kann, bis diese Bitte mit Ihrer Hilfe, ehrwürdiger Vater, in Erfüllung geht.

— Kind, Du machst mich neugierig, sagte Pater Limpacher, dessen Phantasie noch immer mit Catull's Lesbia beschäftigt zu sein schien.

— Ich wünsche die Frau Kurfürstin zu sprechen, um sie fußfällig zu bitten, bei ihrem erlauchten Gemahle ein Wort huldreicher Fürsprache einzulegen für einen Unglücklichen, der seit siebzehn Jahren . . .

— Ich errathe, Kind, wen Du meinst, unterbrach sie der Beichtvater; aber glaube mir, daß jeder Schritt, den Du zu Gunsten jenes Gefangenen zu thun gedenkst, erfolglos bleiben wird. Jener Mann ist ein Hochverräther, der kein besseres Loos verdient hat. Weder die Kurfürstin, noch irgend eine Macht der Erde wird — glaube es mir, liebes Kind! — den Kurfürst bewegen, jenen Verbrecher, an dessen Schicksale — ich weiß es, warum — Du wahrhaft kindlichen Antheil nimmst, zu begnadigen. Soll doch selbst die Kurfürstin-Mutter noch kurz vor ihrem Ableben sich für den Gefangenen verwendet haben! Fragst Du, Kind, was es genutzt hat,

dann muß ich Dir darauf erwidern, daß selbst dieser Schritt keinen Erfolg gehabt hat. Jener Agdolo ist nicht zu retten!

— Ich bin entschlossen, selbst das Aeußerste zu wagen, um ein Gelübde zu erfüllen, das ich den Manen meiner seligen Mutter gethan. In Ihrer Hand, frommer Vater, liegt es, das Gewissen der Kurfürstin zu bewegen, sich jenes Unglücklichen anzunehmen.

— Du verlangst Unmögliches von mir, sagte Pater Limpacher, ihre Hand erfassend.

— Einem Manne Ihrer Beredtsamkeit gelingt Alles, was er will!

— Nun wohlan, glaubst Du, daß mir auch Das gelänge, Dein Herz zu bewegen, Deinem Glauben zu entsagen?

— Alles würde ich thun, was Sie von mir begehren, gelänge es der Macht Ihres Einflusses, den Gefangenen aus seinem Kerker zu befreien.

— Wenn Du Dich, schönes Kind, gefügig zeigst, will ich Alles aufbieten, um das, was Du so sehnlich zu wünschen scheinst, möglich zu machen. Doch jedes Ding braucht Zeit zur Reife, und darum sage ich Dir im Voraus, daß diese Sache nicht so schnell gehen wird, als Du, mein Kind, zu hoffen wagst.

— Wann, frommer Vater, darf ich wiederkommen?

— So oft Du willst, meine Tochter! Meine Thür wird Dir stets geöffnet sein.

— Dank, tausend Dank, mein ehrwürdiger Vater, sagte Fräulein von Schönberg, ergriff die wachsgelbe Hand des Jesuiten und zog sie dankerfüllt an den Rand ihrer Lippen.

Der Pater hauchte einen Kuß auf ihre Stirn und dachte dabei unwillkürlich an Catull's Lesbia zurück.

Nachdem Fräulein von Schönberg ihn verlassen hatte, machte er das Zeichen des Kreuzes und sprach mit niedergeschlagenen Augen:

— Und führe uns nicht in Versuchung, Amen!

Auf dem Heimwege nach ihrer Wohnung führte der Zufall ihr jenen jungen schmucken Officier entgegen, mit welchem sie Abends zuvor die Menuette getanzt. Ehrerbietig grüßte er; sie dankte verlegen und ging weiter. Herr von B*** aber kehrte sich um, um sie mit seinen Blicken so lange zu verfolgen, bis sie um die nächste Straßenecke bog.

Die Anmuth und Bescheidenheit ihres Benehmens, der Geist ihrer Unterhaltung, der Zauber ihrer siebzehn Jahre hatten auf das Herz des jungen Mannes einen so tiefen, unvertilgbaren Eindruck gemacht, daß er, ohne es zu ahnen, in sie dergestalt verliebt war, daß er die ganze Nacht hindurch von ihr geträumt hatte.

Wie schlug ihm das Herz, als das entzückende Bild seiner Träume in leibhafter Wirklichkeit an ihm vorüberzog und mit so liebenswürdiger Befangenheit seinen Gruß erwiderte! Um wie viel schöner und blühender erschien sie ihm bei helllichtem Tage! Ein Zipfel ihres weißen Spitzenschleiers, der, vom frischen Morgenwinde hin- und herbewegt, seine Wange berührt hatte, war hinreichend gewesen, seine liebetrunkene Seele in eine ihm bis dahin fremd gebliebene Entzückung zu versetzen. Noch immer hörte er das geheimnißvolle Rauschen ihres schwarzseidenen Kleides, noch immer fühlte er den Duft ihrer keuschen Atmosphäre. Er hätte ihr nachgehen und jede Spur ihrer kleinen Feenfüße küssen mögen. Die Ahnung einer ersten Liebe hat so viel Berauschendes, daß selbst die nüchternste Seele durch den prickelnden Reiz dieser Leidenschaft sich in Extase versetzt fühlt, um wie viel mehr die Einbildungskraft eines jungen Mannes, der eben so viel Geist als Enthusiasmus besaß. Alfred von B*** vereinigte mit der glühenden Leidenschaftlichkeit eines französischen Chevalier de Grieux die träumerische Sentimentalität eines deutschen Werthers, und seine aufgeregte Phantasie schwärmte für Fräulein von Schönberg, wie jene Beiden einst für Manon Lescaut und Charlotte Buff geschwärmt hatten.

Auch Auguste von Schönberg hatte bei dieser zufälligen Begegnung mit dem jungen Officiere, dessen geistreiche Unterhaltung ihre Aufmerksamkeit gefesselt, ein Gefühl so ganz neuer, eigenthümlicher Art empfunden, daß sie unwillkührlich sich fragen mußte, warum ihr Herz beim ersten Wiedersehen dieses jungen Mannes lauter als gewöhnlich geschlagen und warum sein Gruß sie so bestürzt und verlegen gemacht habe.

— Was ist es, fragte sie sich, was diesen Mann in meinen Augen anziehender als jeden Andern macht? Ist's der sympathische Ton seiner Stimme, die in meinem Herzen warmen Wiederhall gefunden hat? Ist's das Feuer seiner Augen, die mir ein neues unbekanntes Gefühl von Zuneigung zu ihm eingeflößt haben, oder ist's die Männlichkeit seiner Erscheinung, die mir imponirt hat? Ich weiß mir keine Rechenschaft zu geben, warum sein Bild mich mit einem unbestimmten Gefühle von Bangigkeit oder Furcht erfüllt und warum, trotz dieser mir unerklärlichen Scheu, mein Herz sich zu ihm mehr als zu tausend Andern hingezogen fühlt. Sollte dies räthselhafte Gefühl Liebe sein?

Fräulein von Schönberg fuhr erschreckt zusammen.

— Ich will mich bemühen, sagte sie nach einigen Sekunden ernsten Nachsinnens, nicht mehr so häufig wie bisher an ihn zu denken, um ihn, wenn's möglich

ist, lieber ganz zu vergessen; denn eine Stimme meines aufgeregten Innern ruft mir warnend zu, dieser aufkeimenden Leidenschaft bei Zeiten zu entsagen, weil sie mich in Unglück und Elend stürzen und meine ganze Zukunft gefährden, vielleicht gar vernichten würde. Und darum fühle ich klar und deutlich, wie nothwendig es ist, die ganze Kraft meines Willens aufzubieten, um diesen Mann, der wie kein Zweiter auf Gottes Erde mir gefährlich werden kann, vergessen zu lernen.

Ihr lebhafter Geist, der sich eben so frühzeitig wie ihre physische Natur entwickelt hatte, war reif genug, die Gefahr zu ahnen, die in ihrer Neigung zu ihm wie eine Schlange unter Blumen verborgen lag. Das dunkle Vorgefühl, das sich ihrer bemeistert hatte, war der jedem Weibe angeborene Naturtrieb, das zu fliehen, was ihm Gefahr bringt.

Alfred von B*** dagegen hatte im Stillen das Gelübde gethan, Alles aufzubieten, um sich das Herz und die Liebe jenes überirdischen Wesens zu erwerben, das, in seinen Augen halb Fee, halb Engel, das Urbild der vollendetsten Schönheit, das Sinnbild der reinsten Tugend war.

Eine der größten und gefahrvollsten Schwächen des in seinen Widersprüchen unergründlichen Frauenherzens ist zu allen Zeiten die Neugier gewesen.

Jeder Mann, der das Geheimniß besitzt, die Neugier der Frauen zu erregen, hat einen der Hauptschlüssel zur Sakristei ihres Herzens gefunden.

Herr von B*** beschloß vor allem Andern, Fräulein von Schönberg's Neugier zu erregen, mit Hilfe dieses Mittels ihre ganze Einbildungskraft zu beschäftigen und dieselbe auf Einen Punkt zusammenzudrängen.

Er hatte einen Diener, welcher, gewandt und schlau wie ein Molièrescher Scapin, stumm und verschwiegen wie ein steinernes Götzenbild war. Dieser Diener, den alles Geld der Erde nicht bewogen haben würde, das ihm anbefohlene Schweigen zu brechen, war von seinem Herrn beauftragt worden, dem Fräulein von Schönberg jeden Morgen, zu einer und derselben Stunde, einen Strauß der seltensten und schönsten Blumen im Auftrage eines ihm gänzlich fremden und unbekannten Mannes zu übergeben, der dabei keine andere Absicht hege, als die, ihr einen Tribut seiner aufrichtig gemeinten Huldigung zu Füßen zu legen.

Dies spielte einen ganzen Monat lang. Auf alle Fragen, welche Fräulein von Schönberg aus leicht erklärlicher Neugier an den Ueberbringer dieser täglich wiederkehrenden Blumenbouquets gerichtet hatte, war ihr eine und dieselbe Antwort, daß er selbst nicht wisse,

wer ihn schicke, so oft zu Theil geworden, daß ihre Neugier sich dadurch doppelt angespornt und gefoltert fühlen mußte.

Wir dürfen nicht vergessen, hinzuzufügen, daß in der Mitte jeder dieser Blumensendungen ein Gedicht versteckt war, dessen schwärmerische Huldigung die Neugier der holden Empfängerin tagtäglich in so hohem Grade vermehren mußte, daß sie nach Verlauf eines Monats einen Finger ihrer Hand willig geopfert hätte für die Offenbarung des Geheimnisses, wer der Absender dieser reizenden Verse sei.

Das letzte Lied, das ihr auf diesem Blumenwege zugekommen war, lautete wie folgt:

„Du, Geliebte, bist der Frühling:
Alles grünt und blüht in Dir;
Ich, mein Frühling, bin der Winter,
Darum graut es Dir vor mir.

Du, Mimose, bist die Rose;
Ich bin Deine Nachtigall,
Und die Lieder, die ich singe,
Sind der Seele Wiederhall.

Du, Geliebte, bist der Himmel,
Wo ein Heer von Sternen thront;
Eingehüllt in dunkle Wolken
Gleiche ich dem bleichen Mond.

Du, Madonne, bist die Sonne,
Und ich Aermster bin die Uhr,
Die mit sehnsuchtbanger Wonne
Folget Deiner Strahlen Spur."

Fräulein von Schönberg war entzückt davon. Aber in den Glanz ihrer Freude mischte sich die Wolke einer trüben Ahnung. Der Sänger dieses Liedes, der sich mit dem Winter verglich, konnte nach ihrer Voraussetzung unmöglich ein junger Mann sein; lag darin nicht die Andeutung, daß dieser dichtende Winter zweifelsohne ein schon ziemlich bejahrter Herr sei? In den Augen der Jugend mußte ihm dies jedenfalls etwas unvorsichtige Geständniß einen bedeutend großen Theil seines Nimbus rauben. Außerdem verglich er sich dem bleichen Monde. Unmöglich konnte es also Alfred von B*** sein, dessen rundes, kerngesundes Gesicht fast eben so roth, wie die Schale eines Rosenapfels war. — Oder sollte der „Aermste" sich ihretwegen schon so sehr gegrämt und abgehärmt haben, daß er seitdem bleich wie der Mond geworden sei? Die Liebe — wer von uns weiß dies nicht? — ist eines jenes unergründlichen und häufig unheilbaren Fieber, die den Einen bleich, den Andern roth zu machen pflegen. Sollte auch Herr von B*** einer der bleichgewordenen Fieberkranken sein? — Aber immer wieder begann sie daran

zu zweifeln, denn wäre es wohl denkbar, daß ein kurfürstlich sächsischer Cavallerie-Officier, welcher nur mit Pferden oder seines Gleichen umzugehen pflegt, derlei Verse zu dichten befähigt sei?

Am andern Morgen und zur gewöhnlichen Stunde gab derselbe geheimnißvolle Diener, welcher dreißig Tage lang nur Blumen und nichts als Blumen gebracht hatte, ein in Papier eingehülltes Stammbuch, auf dessen erstem Blatt der unbekannte Absender nachfolgende Verse geschrieben:

„Könnt' den Himmel ich verschenken,
Alle Sterne wären Dein,
Und Dein Sclave würde Hüter
Deiner Himmelreiche sein;
Aber ärmer als der Aermste
Schwelg' in Lieb' ich nur und Schmerz,
Und vermag Dir nichts zu bieten,
Als mein lieberfülltes Herz.

Könnt' ich Alles mit Dir theilen,
Würd' ich überselig sein;
Wär' ich reicher als der Reichste,
All' mein Reichthum wäre Dein;
Aber arm bin ich an Schätzen,
Reich an Liebe nur und Schmerz;
Darum kann ich nichts Dir bieten,
Als mein treugesinntes Herz.“

— Dieses Gedicht, sagte Fräulein Schönberg zu sich selbst, ist so lieb, wie jedes der dreißig frühern; aber auch der Grundgedanke dieses Liedes hat wie der des vorhergehenden etwas Betrübendes für mich. Aus dem Inhalte der zweiten Strophe scheint ziemlich klar und deutlich hervorzugehen, daß mein unbekannter Verehrer, „arm an Schätzen, aber reich an Liebe," allem Anscheine nach ein hungerleidender Poet, aber keineswegs jener schmucke Officier zu sein scheint, dessen Vater reich begütert und dessen einziger Sohn und Erbe nicht so arm an Schätzen wie mein anonymer Anbeter ist. Aber, großer Gott, von Liebe und Versen allein kann man leider nicht leben, ohne sehr bald, wie mein armer Poet, der nichts weiter als die Sterne des Himmels zu verschenken hat, in Noth und Elend zu verhungern. Es ist doch wirklich recht fatal, daß zum Leben und Lieben mehr Geld gehört, als mein unbekannter Poet zufällig zu haben scheint.

Sie kehrte das Blatt um und erblickte auf der zweiten Seite des Albums das Miniaturbild eines Mannes, der aller Wahrscheinlichkeit nach kein Anderer, als der Dichter jener Verse zu sein schien. Dieser Unbekannte war zwar ziemlich schön und interessant, hatte jedoch keine Spur von Aehnlichkeit mit dem Ideale ihres Herzens. Herr von B*** war viel pikanter.

— Er ist es also doch nicht! gestand sie sich mit centnerschwerem Seufzer und wurde nun natürlich noch weit neugieriger, als bisher.

Sie sann hin, sie sann her.

— Wer um Alles in der Welt mag Derjenige sein, welcher mir auf so geheimnißvolle Weise den Hof und gleichzeitig mich so neugierig zu machen sich erlaubt? Wer mag dieser Unbekannte sein, dessen Bild mich so fremdartig anzulächeln wagt? Aber ein Mann, welcher in der Lage ist, mir jeden Tag ein so schönes Bouquet und heute zur Abwechslung ein so reizendes Album zu schicken, kann doch unmöglich so arm und unbemittelt sein, als er — Gott weiß warum? — sich den Anschein gibt. Aber gleichviel, ob er reich oder arm ist, ich kann mich für diesen Mann da, wie sehr mir auch seine Verse zusagen, leider nicht begeistern, da er — ich schäme mich, es mir selber zu gestehen — nicht Jener ist, welchen ich vermuthet hatte. Einen Andern zu lieben vermag ich nicht, sagte Fräulein von Schönberg in einem Tone, dem es anzuhören war, daß er aus dem Grunde ihres Herzens kam.

Am andern Morgen brachte der bewußte Diener ein in hunderte von Hüllen eingepacktes, prachtvoll eingebundenes Buch, das unter dem Titel: „Worte eines Liebenden" die gedruckte Sammlung aller ihr

zuvor in der Handschrift zugesendeten Lieder enthielt, mit einem Widmungsgedichte nachfolgenden Inhalts:

„Unnütz sind die dummen Lieder,
Die ein armer Teufel sang,
Als ein Pfeil aus Deinem Auge
In sein tiefstes Leben drang.

Unnütz sind die dummen Lieder!
Mache Papilloten d'raus
Oder besser, wirf sie schleunig
Auf die off'ne Straß' hinaus.

Unnütz sind die dummen Lieder!
Kommt ihr Winde, tragt sie fort,
Jagt und peitscht sie durch die Straßen,
Peitscht sie fort von Ort zu Ort!

Unnütz sind die dummen Lieder!
Lacht sie ohne Mitleid aus!
Tragt die lebensmüden Lieder
Auf den Kirchhof schnell hinaus.

Unnütz sind die dummen Lieder!
Scharrt sie in die Erde ein,
Legt dann auch die falschen Schwüre
Meines Liebchens mit hinein."

— Mein Herr Poet ist heute ausnahmsweise etwas ungezogen, setzte Fräulein von Schönberg hinzu. Der arme Teufel grollt mit mir. Doch habe ich keine

Ahnung weshalb? Er geht in seiner Unhöflichkeit sogar so weit, mir „falsche Schwüre" vorzuwerfen, mir, die ich ihn gar nicht kenne und die noch niemals im Leben falsch geschworen hat. Aber gerade diese poetische Unverschämtheit macht mich jetzt neugieriger, als jemals, endlich zu erfahren, wer jener arme Teufel ist, der mir zu Ehren diese „dummen Lieder" sang. O diese Neugier peinigt, foltert mich! Sie raubt mir Ruhe und Verstand, und erfahre ich nicht bald, wer dieser reizende Unbekannte ist, dann sterbe ich aus lauter Neugier!

Auf diese Weise hatte Herr von B*** seinen Zweck erreicht. Fräulein von Schönberg beschäftigte sich einzig und allein nur noch mit ihm: er war der Mittelpunkt ihrer Gedankenwelt.

Eilftes Kapitel.

Und jetzt erst begannen die Fensterpromenaden. Jeden Morgen zu derselben Stunde, in welcher sie seine Blumenspende empfangen hatte, ritt Herr von B*** drei bis vier Mal an dem Fenster vorüber, an welchem sie, mit einer Stickerei beschäftigt, zu sitzen pflegte. Sie war nachdenkend und traurig geworden, denn seit länger als acht Tagen hatte ihr unbekannter Verehrer, ihr grollender Poet, nichts mehr von sich hören lassen.

— Was muß ich, fragte sich Fräulein von Schönberg, verbrochen haben, daß er so lange mit mir grollen kann? Was mag ihn beleidigt, was ihn gekränkt haben, daß er mir kein Zeichen seines Lebens gibt? Sollte mein Dichter vielleicht erkrankt sein? Das wäre schrecklich, denn ich bin durch seine Huldigung schon so sehr verwöhnt, daß ich sie, aufrichtig gesagt, schmerzlich vermisse.

Bei diesem Selbstgespräche warf sie zufällig einen Blick auf die Straße hinaus. In demselben Momente ritt Er vorüber. Sie erblickte ihn und erschrak

nicht wenig, als er sie zu grüßen wagte. Sie erwiederte diesen Gruß, denn wäre es nicht mehr als unhöflich gewesen, fragte sie sich, den artigen Gruß eines jungen Officiers, der ihr niemals Etwas zu Leide gethan, unerwiedert zu lassen?

— Wie schön und stattlich er aussieht, wenn er zu Pferde sitzt, fügte sie hinzu und entschloß sich, ihm nachzusehen. Aber wissen möchte ich denn doch, ob Er der Absender jener kleinen Bouquets, der Verfasser jener schwärmerischen Lieder ist? Mein Herz sagt mir zwar allerdings, daß Er nur und kein Anderer es sein kann; das Bild aber, womit er die zweite Seite des Albums geschmückt hat, ist nicht das Seinige. Sollte er mich absichtlich dadurch getäuscht haben wollen, um meinen Geschmack auf die Probe zu stellen? Einem Manne seines Standes traue ich noch viel Schlimmeres zu, denn schon meine Mutter hatte mich frühzeitig genug vor Officieren gewarnt und mir oft genug gesagt, daß alle, und vorzugsweise jene von der Cavallerie, jungen und unerfahrenen Mädchen gegenüber höchst gefährliche Subjecte sind, denen nicht viel zu trauen sei. Aber kann's denn nicht auch Ausnahmen geben? Und könnte es nicht möglich sein, daß gerade Herr von B***, dessen feines Benehmen mir so sehr gefällt, eine jener seltenen Ausnahmen wäre? Blos aus

Neugier wünschte ich mit ihm bekannt zu werden, um mich zu überzeugen, ob er besser als die Mehrzahl seiner Kameraden ist oder ob er vielleicht noch schlimmer als die Meisten seines Gleichen sein mag? Aus lauter Neugier wär' ich im Stande, mich in diesen jungen Mann ernstlich zu verlieben, vorausgesetzt, daß von ihm jene mehr als galanten Verse sind, deren poetischer Duft mich — gern gestehe ich diese Schwäche ein! — in hohem Grade berauscht hat. Jene Lieder haben sich in mein Herz auf solche Weise eingeschmeichelt, daß — ich fühle es leider zu genau! — keine Macht der Erde im Stande ist, sie daraus zu verbannen. Jene Verse haben in meiner Seele so tiefe Wurzeln gefaßt, daß der Eindruck derselben durch Nichts mehr auszurotten ist. O meine liebe, gute, unvergeßliche Mutter, noch hundert Mal gefährlicher als ein ganzes Regiment schmucker Cavallerie-Officiere ist ein Dichter, der jene Saite anzuschlagen weiß, welche in der Tiefe unseres Herzens warmen Wiederhall wachzurufen versteht, wie jener Unbekannte, der, ein Dichterfürst von Gottes Gnaden, durch die Allgewalt seiner Poesie mein Herz unterjocht hat.

Auch am andern Morgen ritt Herr von B***, zu derselben Stunde wie gestern, an ihrem Fenster vorüber. Lächelnd grüßte er; natürlich dankte sie.

Die Liebe ist ein dunkles Räthsel. Oft gehört so Wenig und oft so Viel dazu, dem weiblichen Herzen — jener räthselvollen Sphynx, deren Inneres noch Niemand durchschaut hat — jenes erhebende und gleichzeitig demüthigende Gefühl einzuflößen, das man kurzweg Liebe nennt. Liebe ist ein so unergründliches Chaos von Gegensätzen und Widersprüchen, daß es noch Keinem gelungen ist und jemals gelingen wird, Licht in dies Chaos zu bringen. Der Eine erkennt in ihr den Segen, der Andere den Fluch des ganzen Menschengeschlechts. Aber jedenfalls ist die Liebe das einzige Perpetuum mobile, das den Lauf der ganzen Schöpfung bewegt, die ohne diese bewegende Kraft gänzlich stillstehen und aussterben müßte. Liebe ist die das ganze Weltall erwärmende Centralsonne, die Alles bewegt, was ohne den Einfluß dieses göttlichen Lichts ein lebloses Chaos, eine ewige Finsterniß geblieben wäre! Als Gott sprach: „Es werde Licht," strömte seine göttliche Liebe in das Herz seiner ganzen Schöpfung über.

Liebe war jener göttliche Strahl, der auch das reine Herz des jungen Mädchens entflammt hatte. Auguste von Schönberg fühlte immer mehr und mehr, daß jener junge Mann, der täglich an ihrem Fenster vorüberritt, das Ideal ihrer Träume, der Gegenstand ihrer Liebe sei.

Auch Herr von B*** liebte sie; seine Liebe aber verhielt sich zu der ihrigen, wie ein leichtfertiges Lied zu einer andachttrunkenen Hymne, wie ein frivoles Buch zur heiligen Schrift, wie Trüffel und Champignon zu Nectar und Ambrosia.

Eines Sonntags erhielt Auguste von Schönberg in dem Augenblick, als sie, das Gebetbuch in der Hand, aus der evangelischen Hofkirche nach ihrem Hause zurückgekehrt war, ein duftendes Billet, dessen Handschrift ihr Herz mit so vieler Angst und Beklommenheit erfüllte, daß sie beim Aufbrechen des Siegels wie Espenlaub zu zittern begann. Sie entfaltete das Papier und las:

„Mein gnädiges Fräulein.

Ein unwiderstehliches Gefühl treibt mich nach Monaten, endlich meine Maske fallen zu lassen und Ihnen feierlichst zu gestehen, daß jener zudringliche Unbekannte, welcher sich erkühnt hatte, Ihnen täglich ein Paar armselige Blumen und ein Paar nicht minder armselige Verse zuzusenden, kein Anderer, als der ehrfurchtsvoll Unterzeichnete gewesen ist.

Mein Herz drängt mich, Ihnen heute in dürrer, aber ehrlich gemeinter Prosa zu gestehen, daß ich seit jenem Abende, an welchem es mir vergönnt gewesen war, mit Ihnen tanzen zu dürfen, die Ueberzeugung

habe, daß ich Sie liebe, Sie anbete und ohne Sie nicht leben kann, nicht leben mag.

Zürnen Sie mir nicht, schönster Engel des Paradieses, wenn ich ohne Umschweife Sie ersuche, mir Ort und Stunde bestimmen zu wollen, wann ich morgen oder spätestens übermorgen Sie sprechen darf, um Ihnen mündlich die aufrichtigen Gefühle meines Herzens zu schildern, das sich dann erst beruhigen wird, wenn Sie ihm die Huld einer gütigen Antwort zu Theil werden lassen.

Bis dahin schwebt zwischen Himmel und Hölle

Ihr

Ihnen treu ergebener Verehrer

Alfred von B***."

Der erste Liebesbrief, den ein junges Mädchen erhält, hat so viel betäubenden, ich möchte sagen, narkotischen Reiz, daß die glückliche Empfängerin beim Lesen desselben einen großen Theil ihrer Besinnung verliert und in einen Taumel verfällt, der oft an Delirium grenzt. Die Worte und Buchstaben dieser magisch berauschenden Zeilen tanzen vor den Augen der Leserin, deren Herz zu klopfen, deren Hand zu zittern, deren ganzes Wesen zu taumeln anfängt. Wenn jeder Liebesbrief, den man später empfängt, einen so benebelnden Eindruck als der erste hervorzurufen im

Stande wäre, dann käme manche Dame niemals aus dem Delirium heraus. Zuletzt aber gewöhnt man sich auch daran und liest derlei Briefe bald mit derselben Ruhe und Nonchalance, wie irgend ein Modenblatt.

Nachdem Fräulein von Schönberg aus dem ersten Rausche dieser Art wieder zu ruhigem Bewußtsein erwacht war, sagte sie lächelnd zu sich selbst:

— So hatte ich mich also doch nicht getäuscht! So ist's also doch wahr, daß Er der Absender jener unvergeßlichen Blumen, der Dichter jener bezaubernden Verse ist! O, nun liebe ich ihn noch hundert Mal glühender, als bisher! Denn Herr von B*** ist kein gewöhnlicher Cavallerie-Officier, den man fürchten, sondern ein hochbegabter Dichter, den man — mag man wollen oder nicht! — lieben muß, weil er in jeder Beziehung unwiderstehlich liebenswürdig ist. Nun fürchte ich ihn nicht mehr. Ein Dichter kann niemals schlecht sein, denn Poesie veredelt die menschliche Natur, und wohl Jeder, welcher Poesie hat, muß auch ein edles Herz, eine große Seele haben. Und darum liebe ich die Poesie! Und darum schwärme ich für ihn! — Was aber, fuhr sie nach kurzer Pause fort, soll ich ihm auf seinen Brief erwiedern? Soll ich ihm zürnen, weil er den Muth, die Keckheit hat, mich so ohne Umstände um die Gunst eines Rendezvous zu bitten?

Was denkt er denn von mir? Glaubt er, ich sei wie das erste, beste Bürgermädchen, das so mir Nichts, dir Nichts gutmüthig und albern genug ist, Jedem, der an sie zu schreiben sich erlaubt, ohne Weiteres ein Stelldichein zu geben? Und trotzdem gefällt mir diese Kühnheit! Sie liegt wahrscheinlich in seinem Blute. Diese Verwegenheit ist Folge seines Temperaments. Was, frage ich, kann er dafür? Ueberdies liebe ich die Schüchternen nicht. — Doch was soll ich ihm antworten? Auf seine Bitte eingehen und mich ohne Umstände zu einem Rendezvous erniedrigen, wäre eben so unpassend wie unklug. Aber wer weiß denn, ob er mir nicht Manches zu sagen hat, was er dem Papiere nicht anvertrauen mag? Was verliere ich, wenn ich mich großmüthig herablasse, ihm seinen Wunsch zu gewähren? Er wird mich ja nicht beißen. Auch besäße ich Muth genug, mich zu wehren. Ich sehe also gar nicht, was mich abhalten sollte, ihm, wie er wünscht, ein Stelldichein zu geben. Ich bin gewiß nicht die Erste und werde hoffentlich auch nicht die Letzte sein, die in einem ähnlichen Falle sich geneigt finden läßt, einer Bitte so unschuldiger Art nachzugeben. Getrost will ich ihm antworten.

Sie eilte an ihr Pult und schrieb ihm Folgendes:

„Morgen Früh zwischen Zehn und Eilf erwartet Sie im Zwinger

A. v. S.“

Und damit war die Sache abgemacht. Fräulein von Schönberg las den empfangenen Brief im Laufe des Tages wohl noch fünf-, wohl noch zehn Male, dann aber versteckte sie ihn in demselben Schubfache, in dem sie wenige Monate zuvor jenes Bild gefunden hatte, nahm dann wieder ihre Stickerei und stickte bis spät in die Nacht hinein. Aber bei jedem Stiche, den sie that, dachte sie an Herrn von B***, an dessen Blumen, die, obgleich schon längst verwelkt, sie noch immer aufbewahrte, und an dessen Lieder, deren Inhalt sie eben so gut wie ihr Vaterunser auswendig wußte und die sie oftmals leise wiederholte, dabei einen sehnsüchtigen Blick auf die trägen Zeiger der riesengroßen Wanduhr warf und mehr als ein Mal seufzend ausrief: — Ach, wenn's doch schon Morgen wär'!

Und ganz so denken gewiß fast Alle, die sich in gleicher Lage befinden.

Das erste Rendezvous ist im Leben jedes weiblichen Wesens ein so wichtiger Moment, daß man das Herannahen desselben mit derselben Ungeduld wie das Vorfahren jenes Wagens erwartet, der ein junges Mädchen zum ersten Balle abholt. Man erwartet einen

Augenblick solcher Art mit fieberhafter Ungeduld und einer Aufregung, die jeder Stunde die Dauer eines Jahrhunderts verleiht.

Eine der größten Qualen heißt — Erwartung.

Am andern Morgen stand sie früher als gewöhnlich auf. Niemals war ihr eine Nacht unerträglicher erschienen als die verflossene, in welcher sie erst lange nach Mitternacht eingeschlummert war. Der einzige Gedanke, der sie bis dahin fortwährend beschäftigt hatte, war die Neugierde, zu wissen, was der Herr von B*** ihr wohl sagen werde. Niemals war sie unentschlossener als an diesem Morgen, welches Kleid sie anziehen, welchen Hut sie aufsetzen, welchen Schleier sie tragen sollte, um gewiß zu sein, daß sie ihm bei Tage eben so gut wie an jenem Abende auf dem Hofballe gefalle. Vier Mal wechselte sie ihre Toilette, bevor sie mit sich einig geworden war, ein schwarzes Seidenkleid, einen weißen Spitzenhut und einen gleichfarbigen Spitzenschleier zu tragen.

— Sagen Sie mir aufrichtig, wie ich Ihnen heute gefalle, fragte Auguste von Schönberg ihre ehemalige Bonne, die seitdem zur Gesellschafterin des Fräuleins emporgerückt war.

— Ich finde Sie reizend wie immer, entgegnete Angélique.

— Oder glauben Sie vielleicht, daß das veilchenblaue Thibetkleid mich besser kleiden würde, als dieses hier?

— Es kommt darauf an, zu wissen, wem Sie die Ehre Ihres Besuches zugedacht haben und in welcher Absicht Sie ihn besuchen.

Fräulein von Schönberg sah sich genöthigt, zu einer zweiten Nothlüge ihre Zuflucht zu nehmen.

— Mein Besuch gilt einem meiner Oheime, dem General-Postdirector. Heute, liebe Angélique, ist sein Geburtstag. Glauben Sie, daß es bei solchem Anlasse passender sei, ein weißes Kleid zu tragen?

— Schwarz ist eben so feierlich als weiß. Sie sehen in diesem Anzuge so schön und so verlockend aus, daß Jeder, der Sie sieht, sich nothwendig in Sie verlieben muß.

— In mich kann sich Niemand verlieben. Ich bin dazu nicht schön genug!

— Sie sind so sehr vom Gegentheile überzeugt, daß es mir überflüssig scheint, Sie darüber trösten zu wollen.

In diesem Augenblicke schlug es Zehn.

Fräulein von Schönberg hüllte sich in einen schwarzen, mit goldgelben Fransen besetzten Kachemir-Shawl

und begab sich, von Ungeduld getrieben, nach dem Ort des ersten Stelldichein.

Wie pochte ihr das Herz, als sie den Zwinger betrat und hier Herrn von B***, der, freundlich grüßend, ihr entgegen eilte, erblickte.

— Ihr Erscheinen macht mich zum Glücklichsten aller Sterblichen, sagte der Officier. Ich fühle, daß die Gunst, die Sie mir huldreich gewähren, ein Beweis des Vertrauens ist, das Sie mir zu schenken geruhen.

— Ich hoffe, Herr von B***, daß Sie dieses Vertrauen nicht mißbrauchen werden . . .

— Ich werde Ihnen, gnädiges Fräulein, niemals Ursache geben, dies hochherzige Vertrauen bereuen zu müssen. Die Gefühle, welche ich für Sie hege, sind so reiner Art, daß Sie in jeder Hinsicht unbesorgt sein dürfen. Das, was mein Herz für Sie empfindet, ist mehr als alltägliche Liebe: es ist Anbetung, es ist Cultus! Um keinen Preis der Erde möchte ich mich so sehr versündigen, den heiligen Gegenstand meiner Anbetung durch ein Wort profaner Liebe zu entweihen. Mir genügt das holdselige Bewußtsein, daß eine Engelsgestalt aus den Höhen ihrer Himmel sich herabgelassen hat, um die Wunden eines Sterblichen durch den Balsam ihres Trosts zu heilen. Ach, Fräulein, ich bin namenlos unglücklich!

— Weshalb? fragte sie mit rührender Theilnahme.

— Ich fühle immer mehr und mehr, daß ein Leben ohne Liebe eine unerträgliche Last, ein trostloses Dasein ist: Nur der Gedanke an Sie hält mich aufrecht: Sie sind der letzte Anker meiner Hoffnung! Verlassen auch Sie mich, dann bin ich, ein Raub der Verzweiflung, rettungslos verloren.

— Aber warum verzweifeln Sie denn? fragte Fräulein von Schönberg voll kindlicher Neugier.

— Ich verzweifle, Fräulein, weil mein Herz mir sagt, daß ich das hohe Ziel, dem ich nachzustreben wage, niemals erreichen werde. Ich ringe nach dem Besitze Ihrer Gegenliebe und fühle leider nur allzusehr, daß dieses Ringen ganz und gar vergeblich ist.

— Ei, wer sagt Ihnen dies? Die Stimme unseres Herzens täuscht uns bisweilen. Wär' ich Ihrer Einladung wohl so rasch gefolgt, wenn Sie mir gleichgültig wären? Ich gestehe Ihnen, daß Ihre Verse mich bezaubert haben. Vor allem Andern sind Sie Poet!

— Leider bin ich nur ein Stümper . . .

— O sagen Sie dies nicht! Trauen Sie mir denn gar so wenig Urtheil zu? Wie wäre es möglich gewesen, daß Ihre Lieder mich so sehr entzückt hätten, läge in ihnen nicht jener unbeschreibliche Duft und Zauber, den nur wahre Poesie einzuflößen im Stande ist?

— Sie waren so gütig gewesen, meine poetischen Versuche mit mehr Nachsicht zu betrachten, als sie verdienen. Ihr einziger Werth liegt vielleicht nur darin, daß sie der ungeschminkte Ausdruck eines tief empfundenen Gefühles sind. Die Muse, die mich dazu begeistert hat, ist so schön und göttlich erhaben, daß es mir an Worten fehlt, Ihnen zu sagen, wie groß die Bewunderung ist, die Ihr Nimbus mir eingeflößt hat. Liebe ist die Mutter der Poesie; Jeder, welcher liebt, ist Poet!

— Und ist's denn wirklich wahr, daß Sie mich lieben? fragte Fräulein von Schönberg mit einem Tone, in welchem eine ganze Welt von Gegenliebe lag.

— Meine Liebe zu Ihnen ist so groß, daß alle Sprachen der Welt zu armselig sind, Ihnen die Gluth meiner Gefühle zu schildern.

— Dies offene Geständniß macht mich glücklich. Es erfüllt mich mit Stolz und Seligkeit; aber leider bin ich nicht Heuchlerin genug, um Ihnen noch länger verheimlichen zu können, daß auch ich Sie unaussprechlich liebe!

— O, dann erst, Fräulein, werde ich an die Wahrheit dieses süßen Traumes glauben, wenn Sie mir einen Beweis Ihrer Liebe geben . . .

— Ihr Zweifel kränkt und schmerzt mich. Wo-

durch soll ich Ihnen beweisen, daß das, was ich Ihnen gesagt habe, heilige Wahrheit ist?

— Beweisen Sie es mir dadurch, daß Sie mir huldreich gestatten, Sie täglich sehen und sprechen zu dürfen . . .

— Wie und wo wäre dies möglich?

— Ich weiß einen Ort, wo wir tagtäglich ungestört uns treffen können . . .

— Bedenken Sie, daß mein Ruf dabei auf dem Spiele steht . . .

— Dort haben Sie Nichts zu befürchten. Mit meinem Ehrenworte verbürge ich mich für die tiefste Verschwiegenheit. Niemand soll den Ort unserer geheimen Zusammenkünfte erfahren . . .

— Mein Herz sagt mir, daß Sie mehr verlangen, als ich Ihnen gewähren darf, ohne mich der Gefahr auszusetzen, selbst von Ihnen verkannt zu werden.

— Ihre Weigerung, meine Bitte zu erfüllen, beweist mir, daß ich Recht habe, an der Wahrheit Ihrer Liebe zu zweifeln.

— Sie sind grausam, Herr von B***.

— Ich verlange weiter Nichts als Gewißheit . . .

— Gut, ich will sie Ihnen geben. Verlangen Sie von mir Alles, was Sie wollen; ich bin nun zu Allem bereit!

— Heute, wenn es zu dunkeln beginnt, erwarte ich Sie an der Schloßkirche.

— Ich werde kommen, Herr von B***.

— Das Uebrige sollen Sie Abends erfahren, sagte der Officier, erfaßte ihre Hand und küßte sie.

Und so endete das erste Rendezvous.

Nachdenkend kehrte Fräulein von Schönberg nach ihrer Wohnung heim. Eine gewisse Unruhe, die sich ihrer bemächtigt hatte, sagte ihr klar und deutlich, daß sie ihm Etwas zugesagt habe, was nicht klug gewesen sei. Sie bereute das, was sie gethan. Leider aber war es schon zu spät, den ersten Fehltritt wieder gut zu machen. Sollte sie ihm gegenüber wortbrüchig erscheinen? Dies wollte sie um keinen Preis. Der Zauber dieses Mannes hatte ihre Vernunft so sehr umstrickt, daß sie nicht mehr Herrin ihrer Sinne war. Unwillkürlich brach sie in Thränen aus. Aber mächtiger als die Reue, die sie empfand, war das Verlangen, dem Manne, der an ihrer Liebe zu zweifeln schien, den Beweis zu geben, daß er ihr Unrecht thue. Wahre Liebe beseitigt zuletzt alle Skrupel. — Bald tröstete sie sich wieder mit dem Gedanken, daß jene Gunst, die sie ihm leichtsinnig gewährt hatte, eine kleine Uebereilung, ein unüberlegter Schritt, aber weder Sünde noch Verbrechen sei.

In ihre Wohnung heimgekehrt, stand sie mehr als ein Mal im Begriff, ihrer ehemaligen Bonne den ersten Fehltritt zu beichten und sie um Rath zu fragen, was nun zu thun sei. Falsches Schamgefühl hielt sie davon zurück. Auch traute sie ihr so wenig, daß sie es endlich für gut fand, sie nicht zur Mitwisserin des ersten Geheimnisses ihres Herzens zu machen. Auguste entschloß sich, Wort zu halten.

Herr von B***, der an der Schwelle eines neuen Triumphes stand, war an diesem Tage so sehr zufrieden mit sich selbst, daß er, bei besserem Appetite als gewöhnlich, sich gleich darauf zum Frühstück und gegen fünf Uhr zum Diner begab. Hastig leerte er eine Flasche Sect. Als er, eine Stunde später, vom Tische aufstand, begann es zu dunkeln. Er drehte sich seinen blonden Schnurrbart und sagte, einen Blick auf die Uhr werfend:

— Es ist Zeit, daß ich gehe!

— — — — — — — — — — — — — —

Er eilte nun nach der Sophienkirche. Zehn Minuten später fand sich dort auch Fräulein von Schönberg ein. Der Officier reichte ihr seinen Arm.

— Kommen Sie, meine Gnädige, kommen Sie, bat er mit erwartungsvoller Ungeduld. Es ist nicht weit von hier, fügte er hinzu und führte seine junge

Begleiterin, deren Herz in diesem Augenblicke lauter als jemals schlug, in eine jener dunklen Nebengassen, deren Namen wir absichtlich verschweigen wollen.

Schon damals gab es, wie noch heutzutage, in Dresden wohlbekannte Häuser und Stuben, in welchen der Eingeweihte für Geld — guter Worte bedurfte es nicht — Obdach und Verschwiegenheit fand.

In eines jener stillschweigend geduldeten Häuser wagte nun Herr von B*** das junge, blühendschöne, kindlich unerfahrene Opfer seiner Leidenschaft hineinzuführen.

In der Hausflur brannte eine rothe Laterne. Im ganzen Hause herrschte unheimliches Schweigen. Zitternden Fußes überschritt Fräulein von Schönberg die Schwelle dieses anrüchigen Hauses.

— Ich gehe voraus, sagte Herr von B***. Ich bitte Sie, Fräulein, mir nachzufolgen.

— Unmöglich! rief Fräulein von Schönberg, die, wie von Todesangst ergriffen, dicht vor der Treppe stand und deren Füße hier plötzlich Wurzel gefaßt zu haben schienen.

— Wie kann man so eigensinnig sein! rief er von oben herab. Sie haben hier Nichts zu riskiren. Kommen Sie, sonst hole ich Sie!

— Nicht um Alles in der Welt! Ein dunkles

Vorgefühl sagt mir, daß Sie mich in ein Haus der Schmach und Schande führen, in eine Hölle, die ich nicht betreten darf, ohne für immer verloren zu sein.

— Armes, furchtsames Kind, Sie sehen Gespenster, wo keine sind, rief der Verführer, welcher die Stufen hinabstieg, um sein Opfer heraufzuholen.

Auguste von Schönberg, deren Schutzgeist sie noch zeitig genug gewarnt hatte, raffte nun allen Muth zusammen, um seiner Verlockung siegreich Widerstand zu leisten.

— Wagen Sie es nicht, mich anzugreifen! rief sie ihrem Versucher zu. Jetzt erst durchschaue ich Ihre Absicht. Sie wollen mich in's Verderben ziehen; doch soll es Ihnen nicht gelingen. Elender, ich hasse, ich verabscheue Sie! schrie sie im Aufruhre gerechter Erbitterung und stürzte aus der Hausflur auf die Straße hinaus.

In demselben Augenblicke, als sie das geheime Haus der öffentlichen Schmach verließ, führte jener boshafte Satan, der im bürgerlichen Leben auf den Namen „Zufall“ hört, einen schwarzgekleideten, sorgsam vermummten, ängstlich um sich blickenden Mann vorüber, an welchem Auguste von Schönberg bei ihrer Flucht aus dem Hause heftig anstieß.

In einem Nu erkannten sich Beide.

— Wie kommst Du in dieses Haus? fragte jener Mann, der kein Anderer als Pater Joseph Limpacher war.

— O retten Sie mich, frommer Vater! flehte Fräulein von Schönberg.

— Geschöpfe Deiner Art kenne ich nicht! rief der erzürnte Jesuit und eilte fort, um von dem Officiere, welcher der Fliehenden nachgeeilt war, nicht erkannt zu werden.

Herr von B*** machte jetzt Miene, sein Opfer zu zwingen, mit ihm in's Haus zurückzukehren.

— Lassen Sie mich los, schamloser Verführer, sonst schreie ich um Hilfe!

— Wie kann man so kindisch sein! lachte Herr von B*** und verließ sie.

— Ich bin gerettet! rief die Getäuschte.

Zwölftes Kapitel.

Jede Ursache hat ihre nothwendige Folge. Dem ersten Fehltritte folgte die erste schlaflose Nacht. Unsere Feder fühlt sich zu schwach, die bittere Enttäuschung, die tiefe Reue und Zerknirschung zu schildern, welche Fräulein von Schönberg in so hohem Grade beunruhigten, daß sie kein Auge schloß. Der Officier, den sie noch wenige Stunden vorher so aufrichtig geliebt hatte, war urplötzlich zu einem Gegenstande ihres Hasses herabgesunken. Sie verabscheute, sie verwünschte ihn. Die Thränen, die sie seinetwegen vergoß, ließen unverwischbare Spuren auf ihrem gramgebleichten Antlitze zurück. — Jener Mann, der ihr als ein Ideal aller Tugenden erschienen war, hatte seinen Heiligenschein verloren und stand jetzt in seiner moralischen Verderbtheit vor ihr. Sie drückte die Augen zu, um nicht die verhaßte Gestalt zu sehen, die hohnlachend sich an ihrem Schmerze zu weiden schien. Täuschungen so herber Art erfüllen die Seele mit einer Bitterkeit, die wie eine giftgeschwollene Natter so lange

am Herzen nagt, bis es aus Trostlosigkeit eine Beute der Verzweiflung wird. Diese bittere Enttäuschung übte die traurigste Nachwirkung auf ihr ganzes Leben aus: sie verlor den Glauben an die Menschheit, den Glauben an eine wahre, aufrichtige Liebe und lernte, leider nur allzufrüh, die Herzlosigkeit der Welt aus dem tiefsten Grunde ihrer Seele verachten.

Das, was sie am Meisten beunruhigte, war die fatale Begegnung mit Pater Limpacher. Eine dunkle Ahnung sagte ihr, dieser Mann werde jenes unglückselige Zusammentreffen mit ihr an der Schwelle jenes Hauses auf solche Weise auszubeuten wissen, daß ihr guter Ruf darunter leiden würde. — Vergebens fragte sie sich, woher es komme, daß die gleißnerische Miene dieses Priesters sie mit Angst und Schrecken erfülle, und was wohl die Ursache sei, warum sie ihn mehr als jeden Andern fürchte? Um wie viel mehr mußte sie jetzt ihn fürchten, nachdem jener satanische Zufall ihn gerade in dem Augenblick, wo sie jenes berüchtigte Haus verlassen, herbeigeführt hatte, um Zeuge ihrer Entehrung zu werden. Die Welt ist gewöhnt, nach dem Scheine zu urtheilen und in Fällen solcher Art immer das Schlimmste zu glauben. Das war's, was sie untröstlich machte.

Am andern Morgen erhielt sie einen Brief, der

sie einlud, im Laufe des Vormittags den Pater Limpacher zu besuchen, der ihr eine wichtige Mittheilung zu machen habe. Diese Einladung erfüllte ihr Herz mit tausendfacher Besorgniß: ihr Instinct sagte ihr, daß sie am Abgrunde einer neuen Gefahr stehe. Sie überlegte, was dabei zu thun sei. Sie sagte sich, daß die Weigerung, dieser Einladung Folge zu leisten, sie nach der gestrigen Begegnung der Gefahr aussetzen würde, sich ihm gegenüber nur noch verdächtiger zu machen. Schon aus diesem Grunde fühlte sie, wie unumgänglich es nothwendig sei, ihn zu besuchen, um sich von jedem Verdachte reinzuwaschen. Eilig begab sie sich zu ihm.

Pater Limpacher erwartete sie mit unbeschreiblicher Ungeduld. Seinen Lieblingsdichter in der Hand, berauschte sich seine aufgeregte Phantasie an der üppigen Schilderung der maienfrischen Reize jener wunderholden Lesbia, deren Schönheit wohl Niemand so gut zu würdigen verstand, als Catull's eifrigster Verehrer. Mehr als ein Mal schloß er seine Augenlider, um an der Brust süßer Träume zu schwelgen und die Ansicht jenes zweiten Pius zu theilen, der in seinem Romane: „Eurialus und Lucretia" behauptet hat:

„Qui nunquam sensit amoris ignem,
Aut lapis est, aut bestia."

Und weil Pater Limpacher ebensowenig Stein wie Bestie war, pflegte auch er sich dem Zauber der Liebe zu überlassen und, in Ermangelung eines lebendigen Wesens, sich für Catull's Lesbia zu begeistern.

Als die Haushälterin eintrat, um dem frommen Vater den Besuch des Fräuleins von Schönberg anzumelden, verstak er seinen Lieblingsdichter und sagte zu ihr in kaltem Tone:

— Lasse sie eintreten!

Als einen Augenblick später die Angemeldete in der ganzen Glorie ihrer Jugend vor ihm stand, ersuchte er sie, sich zu setzen.

— Ich habe Dich, liebes Kind, zu mir eingeladen, um Dir mitzutheilen, daß es mir trotz des ganzen Aufgebotes meiner geistlichen Beredtsamkeit, durch welche ich die Kurfürstin für unsern gemeinschaftlichen Plan zu gewinnen gehofft, leider nicht gelungen ist, die Kerkerriegel unseres Gefangenen zu öffnen. Glaube nicht, daß irgend Etwas versäumt worden ist. In meinem Eifer, Dir zu dienen, war ich soweit gegangen, den Beichtvater des Kurfürsten, den Pater Franciscus Herz, zu bewegen, bei seinem erlauchten Beichtkinde ein Wort warmer Fürsprache für Agdolo einzulegen; leider hat auch er Nichts erreicht. Die Erbitterung unseres allergnädigsten Kurfürsten ist noch immer so groß, daß er

von einer Begnadigung jenes Hochverräthers durchaus Nichts hören mag und seinem Beichtvater rund heraus erklärt hat, daß keine Macht der Erde im Stande sei, dem Schicksale des Gefangenen eine andere Wendung zu geben. Ich glaube deshalb, Dir rathen zu müssen, jede Hoffnung auf Erreichung Deines Zieles aufzugeben und Dich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß Agdolo nicht mehr zu retten ist.

Das Fräulein brach in Thränen aus.

— Beruhige Dich, armes Kind, sagte der Jesuit mit erheuchelter Theilnahme. Ich fühle die ganze Größe Deines kindlichen Kummers und bin untröstlich darüber, daß mein Einfluß nicht hingereicht hat, das Herz des Kurfürsten zur Milde zu bewegen.

— Ich danke Ihnen für die Mühe, die ich Ihnen verursacht habe. Nie, frommer Vater, werde ich vergessen, daß Sie Alles für mich gethan, was im Bereiche Ihrer Macht gelegen hat, sagte Fräulein von Schönberg und erhob sich in der Absicht, dem Beichtvater durch ihre Gegenwart nicht länger zur Last zu fallen.

— Ich bitte Dich, noch einige Minuten zu verweilen und mir eine Frage zu erlauben.

— Was wünschen Sie zu wissen? fragte Fräulein von Schönberg mit sichtbarer Befangenheit.

— Weißt Du, liebes Kind, fragte der Jesuit, seine knöcherne Hand auf ihr Knie legend, in welchem Hause Du gestern Abend gewesen warst?

— In dem Augenblick, als ich die Schwelle jenes Hauses überschritten hatte, rief mir ein guter Stern noch frühzeitig genug die Warnung zu, umzukehren.

— Vergebens versuchst Du, Kind, Dich reinzuwaschen. Ich weiß mehr, als Du glaubst. Ich weiß, daß Du seit Monaten fast allabendlich jenes Haus der Schande besuchst . . .

— Pater Limpacher, dies ist eine Lüge!

— Gib Dir keine Mühe, mich zu täuschen. Leider weiß ich aus nur zu guter Quelle, was und wer Dich dorthin geführt. Du hast den Pfad der Tugend verlassen und wandelst die Wege der Sünde. Der Elende, der Dich verführt hat, ist frech genug, sich mit Deiner Schande zu brüsten.

— Wohl, frommer Vater, habe ich gefehlt; doch bin ich — Dank dem Himmel! — nicht so tief gesunken, als Sie vermuthen. Ich rufe Gott zum Zeugen auf, daß Sie mir Unrecht thun!

— Du bist eine Heuchlerin, liebes Kind! All' Dein Läugnen hilft Dir Nichts. Ich weiß, was ich gesehen habe. In *meiner* Hand liegt Dein Ruf. Ein einzig Wort kann Dich vernichten!

— Das weiß ich, frommer Vater, und darum bitte und beschwöre ich Sie, meinen Ruf zu schonen.

— Das will ich, aber nur dann, wenn Du Dich stark genug fühlst, mir, in dessen Hand Deine Zukunft liegt, ein Opfer zu bringen . . .

— Was verlangen Sie von mir? fragte sie mit angstbeklommener Stimme.

— Ich verlange, daß Du vergessen sollst, daß ich ein Priester bin. Zu Deinen Füßen liegend und den Saum Deines Kleides küssend, bitte und beschwöre ich Dich beim Glücke Deiner Zukunft, mir nicht zu zürnen, wenn ich Dir zu sagen wage, daß Deine Gegenliebe das höchste Ziel meiner Wünsche ist.

— Großer Gott, was muß ich hören?! Vergessen Sie denn, was Sie sind? Fürchten Sie nicht den Zorn des Himmels?

— Erhöre das Flehen meiner wahnsinnigen Liebe! rief der Priester, der händeringend vor ihr im Staube lag. Ich bin Mensch, wie jeder Andere! Der Zauber Deiner Anmuth hat mich entzückt, die Macht Deiner Schönheit hat mich behext. Ich bin ein willenloser Sklave Deiner Allgewalt. Vergebens habe ich dagegen angekämpft; je mehr ich bemüht gewesen war, Dich zu vergessen, desto lichter trat Dein Bild, Dein angebetetes Bild, vor meine Seele hin und erfüllte sie

mit Himmelsseligkeit und Paradieseslust. — Nachts, wenn Du Dich zur Ruhe begabst, weilte ich stundenlang vor dem Fenster Deines Schlafgemachs und beneidete Alles, was Dich umgab.

— Lassen Sie meine Hand los, Nichtswürdiger! Ich mag, ich darf Nichts hören!

— Habe doch wenigstens Mitleid mit mir! Grolle mir nicht, wenn ich Dir zu gestehen wage, daß keine Macht der Erde das Feuer, das Du in mir entzündet hast, zu löschen vermag, und daß meine kranke Seele dann erst gesunden kann, wenn sie der Balsam Deiner Liebe heilt.

— Himmel, schütze mich vor diesem Priester! rief sie in voller Verzweiflung.

Da pochte es an der Thür. Pater Limpacher ließ die Hand seines Opfers los und erhob sich. Und herein trat Judith von Gumppenberg.

— Störe ich, frommer Vater? fragte die Hofdame.

— Nein, Kind, Du kommst wie gerufen, sagte Limpacher, welcher sich rasch gesammelt hatte. Du sollst die Erste sein, der ich sagen will, was hier vorgegangen ist. Jenes unwürdige Geschöpf, das Du meinem Schutze empfohlen hast, ist eine ehrvergessene, schamlose Dirne, die man gestern Nacht in Begleitung eines Officiers in einem öffentlichen Hause ertappt hat.

Fräulein von Schönberg stand wie versteinert. Sie wollte sich vertheidigen; der Schreck hatte ihre Zunge gelähmt.

— Kniefällig, fuhr Pater Limpacher fort, bat mich diese scheinheilige Sünderin, ihren Ruf zu schonen und ihre Schande zu verschweigen. Als ich die Drohung fallen ließ, ihren Vater in das Geheimniß ihrer nächtlichen Zusammenkünfte mit ihrem Buhlen einzuweihen, vergaß sie sich endlich so weit, mir Dinge zuzumuthen, die mich mit so tiefem Ekel und Abscheu gegen sie erfüllten, daß ich meine Hand erhob, um die zudringliche Dirne verdientermaßen zu züchtigen, als Du eintratest, um Zeugin ihrer tiefen Beschämung und Bestürzung zu sein.

Ohnmächtig sank Fräulein von Schönberg, wie vom Blitzstrahle getroffen, zu Boden nieder.

Limpacher wischte den Schweiß von seiner Stirn und fragte, was nun zu machen sei?

— Wir müssen einen Arzt rufen lassen, rieth die Hofdame, welche einen leichten Anflug von Mitleid zu haben schien.

— Was kümmert mich diese elende Dirne? Sie verdient Verachtung und kein Mitleid! Denn wer mit sechszehn Jahren schon so verdorben ist, wie Diese da, ist nicht werth, daß man sie bedaure.

— Aber lehrten Sie mich nicht, daß es Pflicht jedes Christen sei, keinen seiner Nebenmenschen zu steinigen und in der Stunde der Gefahr lieblos zu verlassen? fragte Judith, die damit beschäftigt war, den Kopf der Ohnmächtigen zu erheben und ihn auf ihren Arm zu legen.

— Ich gehe, einen Arzt zu holen, sagte der Jesuit und entfernte sich.

Judith betrachtete die Ohnmächtige, die in ihren Armen lag, mit tiefem Mitgefühle. Sie hauchte einen Kuß auf deren leichenblasse Stirn und sagte dann zu sich selbst:

— Armes Kind, wie sehr beklage ich Dich! Eine Stimme meines Innern sagt mir, daß jener Mann Dir Unrecht thut, daß Du nicht so schlecht und verworfen bist, wie er Dich zu schildern wagt. Was aber, frage ich mich, muß ihn bewogen haben, Deine junge Ehre so lieblos in den Staub zu treten? Sollte dieser unnatürliche Haß etwa Folge einer unnatürlichen Liebe sein?! O, ich kenne diesen furchtbaren Mann! Sein Herz ist ein Vulcan von Leidenschaften, die Alles, was mit ihm in Berührung kommt, wild verheeren. O, ich ahnte das Unheil, als er an jenem Abende den Wunsch aussprach, Dich kennen zu lernen. Aber glaube nicht, armes Kind, daß Du das einzige Opfer

seiner sinnlichen Verirrungen bist! Unter dem Deckmantel christlicher Lehre hat dieser gefährliche Priester schon manches junge unerfahrene Herz bethört und es dergestalt unterjocht, daß es ein Sklave seines dämonischen Willens geworden ist. Auch ich bin ein Opfer seiner Leidenschaft: auch mich hat dieser Heuchler entehrt. Und weil ich, besser als manche Andere, aus eigener Erfahrung weiß, wie wenig dazu gehört, den guten Ruf eines unbescholtenen Mädchens auf ewig zu brandmarken, fühle ich tiefinniges Mitleid mit Dir um so mehr, da ich weiß, daß Du rettungslos verloren bist, weil der Haß dieses Verführers noch tausend Mal glühender als seine Liebe ist, wenn Letztere sich verschmäht fühlt.

Wenige Augenblicke später kam der Arzt. Er fand den Zustand der Ohnmächtigen so bedenklich, daß er vor Allem darauf drang, die Kranke nach ihrer Wohnung bringen zu lassen.

— Es sind, sagte er, alle Symptome da, daß die Ohnmacht in ein hitziges Nervenfieber ausarten wird. Und da die Kranke, wie Sie mir gesagt haben, hier nicht bleiben kann, so ist es hohe Zeit, daß man sie in das Haus ihres Vaters bringe. Ich selber will Leute dazu holen, sagte der Arzt und eilte fort.

Judith versuchte es, die Ohnmächtige in's Bewußt-

sein zurückzurufen. Aber Alles umsonst! Es schien, als sei aus diesem jungen, blühendfrischen Körper alles Leben entflohen.

Bald darauf kehrte der Arzt mit zwei Trägern zurück. Letztere legten die Kranke in einen langen Korb, den sie mit wollenen Tüchern bedeckten, und trugen sie, vom Arzte begleitet, in die Wohnung ihres Vaters.

Als Angélique, die zufällig am offenen Fenster lag, die beiden Träger auf das Haus zuschreiten sah, bemächtigte sich ihrer ein unheimliches Vorgefühl. Sie sprang vom Fenster weg, öffnete die Thür und eilte den Trägern entgegen.

— Wer liegt in diesem Korbe? fragte sie zitternd.

— Die Tochter des Hausmarschalls von Schönberg! antwortete der Arzt.

— Großer Gott, was ist geschehen? fragte Angélique den Arzt, während die Träger den Korb im Vorsaale niedersetzten.

— Sie sollen Alles erfahren, sobald wir die Ohnmächtige zu Bett gebracht haben.

Angélique eilte voran; Arzt und Träger folgten ihr. Nachdem sie Fräulein von Schönberg aus den Korb gehoben und in's Bett gelegt hatten, entfernten sich die Träger.

— Wo fanden Sie mein armes Fräulein? fragte die ehemalige Bonne.

— Ich fand sie in der Wohnung des Pater Limpacher, welcher zu mir geeilt war, um meine ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen.

— Wissen Sie vielleicht, was dort vorgegangen?

— Ich weiß nur so viel, daß ich Fräulein von Schönberg, so bewußtlos wie jetzt, auf der Erde in den Armen einer Dame fand, die an der Ohnmächtigen großen Antheil zu nehmen schien.

— Und wer war jene Dame? fragte Angélique.

— Das weiß ich nicht.

— Glauben Sie, daß Gefahr vorhanden ist?

— Dies glaube ich allerdings! und deshalb wollen wir keinen Augenblick Zeit verlieren, sprach der Arzt, trat leise vor das Bett der Kranken hin und untersuchte den Puls derselben. Vor Allem ist es nothwendig, daß die Kranke in Schweiß gerathe.

Der Arzt verschrieb ihr Salmiak und essigsaures Ammonium.

— In zwei Stunden werde ich wiederkommen, sagte der Doctor und ging.

Angélique nahm sich ihrer jungen Freundin mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt an. Sie legte ihr Ohr

auf das Herz der Kranken und zählte die Pulsschläge desselben mit aufrichtiger Besorgniß.

Die Arzenei verfehlte ihre Wirkung nicht. Allmälig gerieth die Kranke in Transpiration. Gleich darauf kehrte das Bewußtsein zurück.

— Wo bin ich? fragte Fräulein von Schönberg, aus den Banden des Starrkrampfs erwachend.

— Sie sind im Hause Ihres Vaters! entgegnete Angélique.

— Und wo ist denn mein Vater?

— Sein Dienst hat ihn heute früh nach Pillnitz gerufen, von wo er wahrscheinlich erst morgen Abend zurückkehren wird. Oder wünschen Sie, daß ich ihn früher rufen lasse?

— Nein, nein, Angélique, thun Sie dies nicht! Aengstigen Sie sich meinetwegen durchaus nicht . . .

— Mein Gott, was ist denn vorgefallen?

— Ich weiß es selber nicht! Mir ist's, als hätt' ich schwer geträumt. Ich befand mich in der Höhle eines Ungeheuers, das mich mit seinen Drachenzähnen zerreißen wollte. Ich fühlte den verpesteten Athem dieser Schlange, deren feuersprühendes Auge mein Blut erstarren machte. Ich verlor mein Bewußtsein und sank in Ohnmacht.

— Der böse Traum ist nun vorüber . . .

— Nein, nein, es war kein Traum! Es war höllische Wahrheit und Wirklichkeit! Angélique, siehst Du dort jenes Scheusal? Es ist ein der Hölle entsprungener Jesuit, es ist Pater Limpacher, der mich verführen, mich entehren, mich in's Verderben stürzen will. Angélique, schütze mich vor diesem Ungeheuer!

— Beruhigen Sie sich, mein armes Kind! Niemand wird es wagen, Sie anzutasten. Ich will Sie schützen und beschirmen. Und wehe Jedem, der sich erkühnen sollte, Ihnen nahe zu treten! Meine Zähne würden ihn zerfleischen!

— Ich bin verloren! rief die Geängstigte. Keine Macht der Erde kann mir das wiedergeben, was jenes Ungeheuer mir geraubt hat!

— Sie sprechen in Räthseln, welche ich nicht zu lösen vermag. Aber mag auch das Schlimmste geschehen sein, ich bitte und beschwöre Sie, sich darüber zu beruhigen.

Gleich darauf kehrte der Arzt zurück.

— Wie geht es unserer Kranken? fragte er voll Theilnahme.

— Sie ist aus ihrer Ohnmacht erwacht; doch haben sich, wie mir dünkt, Fieber-Phantasien eingestellt, die sie in hohem Grade beunruhigen.

Der Arzt zählte die Schläge ihres fieberhaft aufgeregten Pulses.

— Sie hat ein Nervenfieber! erklärte er. Vor Allem ist ihr Ruhe nöthig. Tragen Sie Sorge, daß Niemand ihrem Lager nahe, damit jede neue Aufregung vermieden werde. Eine Gabe Phosphor wird sie beruhigen.

Die Kranke versank in dumpfen Schlaf. Der Arzt entfernte sich mit dem Versprechen, gegen Abend wiederzukommen.

Vergebens fragte sich Angélique, die am Bette der Kranken saß, welche Ursache vorausgegangen sein müsse, um solche Wirkungen herbeizuführen. Aus Allem, was die Kranke in ihrem Delirium geäußert hatte, schien hervorzugehen, daß die Kränkung, welche ihr in der Wohnung des Priesters zugefügt worden war, sie tödlich verwundet habe. Die Schlüße, welche Angélique zog, brachten sie auf hundert Vermuthungen, von denen eine schlimmer als die andere war. Angélique fragte sich, was nun zu thun sei? Sollte sie Herrn von Schönberg in das finstere Geheimniß der Schande seiner Tochter einweihen oder ihm den Urheber des ganzen Unheils, sowie die näheren Umstände der plötzlichen Erkrankung seiner Tochter verschweigen? In dieser Unentschlossenheit, was sie thun sollte, faßte sie den Entschluß, den Arzt um Rath zu fragen.

Als Dieser Abends wiederkam, erzählte er ihr

unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß sich die Nachricht von der Erkrankung des Fräuleins von Schönberg wie ein Lauffeuer durch ganz Dresden verbreitet und Stoff zu den abenteuerlichsten Vermuthungen gegeben habe.

— Mit großer Schadenfreude erzählt sich die böse Welt, Fräulein von Schönberg habe sich gestern Abend in einem der berüchtigsten Häuser der **Gasse in der Gesellschaft eines Officiers befunden, dem sie dort ein Stelldichein gegeben. Pater Limpacher, der dies noch an demselben Abende durch einen seiner geistlichen Spione erfahren, habe Fräulein von Schönberg heute früh zu sich einladen lassen, in der Absicht, ihr Vorwürfe über ihren leichtsinnigen Lebenswandel zu machen und sie durch die Drohung zu erschrecken, Alles, was er über ihre heimlichen Zusammenkünfte in jenem Hause erfahren habe, ihrem Vater mitzutheilen. Hierauf, erzählt die böse Welt, habe Fräulein von Schönberg, um den Mitwisser ihres Geheimnisses zum Schweigen zu bringen, die ganze Macht ihrer Schönheit aufgeboten, um die Tugend des frommen Vaters dergestalt in Versuchung zu führen, daß ihm — erzählt die böse Welt — zuletzt nichts Anderes übrig geblieben sei, als, tief empört, sie von sich wegzustoßen und ihr die Thür zu weisen.

— Und glauben auch Sie dieses Märchen? fragte Angélique.

— Ich kenne jenen frommen Mann und weiß leider nur zu gut, wie wenig der Scheinheiligkeit seiner Mienen zu trauen ist. Aber etwas Wahres muß doch wohl zu Grunde liegen, denn daß Fräulein von Schönberg gestern Abend wirklich in jenem Hause gewesen ist, will — wie sich die böse Welt erzählt — die Besitzerin jenes Hauses nöthigenfalls sogar beschwören.

— Glauben Sie dem Schwure einer Kupplerin?

— Ich nicht; doch denkt nicht Jeder so! Und darum fürchte ich, daß Mancher sehr leicht geneigt sein dürfte, dieser Verleumdung, wenigstens in der Hauptsache, doch wohl einigen Glauben zu schenken.

— Und was ist dagegen zu thun? fragte Angélique.

— Man muß die Folgen ruhig abwarten, meinte der Arzt.

— Doch was wird Herr von Schönberg dazu sagen?

— Er ist vielleicht der Letzte, der diese Gerüchte erfahren wird. Dann wird es Sache des Vaters sein, die Ehre seiner Tochter, selbst dann, wenn sie wirklich schuldig wäre, so lange zu schützen, bis Niemand mehr dieselbe anzutasten wagt.

— Ich theile Ihre Ansicht und werde deshalb schweigen, sagte Angélique. Aber wird nicht schon Ihr Erscheinen Verdacht erregen müssen? Sie sind nicht unser Hausarzt. Und was soll ich sagen, wenn Herr von Schönberg mich fragen wird, warum ich bei der Erkrankung seiner Tochter die Hilfe eines fremden Arztes in Anspruch genommen?

— Sagen Sie, daß Ihr Hausarzt im Augenblick ihrer Erkrankung nicht zu Hause gewesen und daß die Ohnmacht des Fräuleins Ihnen so bedenklich erschienen sei, daß Sie es vorgezogen hätten, vorläufig lieber einen andern herbeirufen zu lassen, als die Rückkehr Ihres Hausarztes abzuwarten. Unterdessen stelle ich Ihnen anheim, zu überlegen, ob es nicht rathsam wäre, ihn noch jetzt rufen zu lassen.

— Ich werde es nicht thun, denn mein Herz sagt mir, daß Sie der Mann sind, der sie retten wird.

— Ich wünsche und hoffe es, sagte der Arzt und kehrte an's Bett der Kranken zurück, deren Fieber sich etwas beruhigt hatte.

Er verweilte bei ihr bis Mitternacht.

— Die Krankheit nimmt ihren regelmäßigen Verlauf, sagte er zu Angélique. Mit Gottes Beistand hoffe ich das Fieber zu heilen; schwerlich aber wird es mir gelingen, die Ursache dieser Krankheit zu beseitigen,

denn gegen Verleumdungen solcher Art gibt es leider keine Heilmittel.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Nach sechs Wochen war sie hergestellt; die Krankheit hatte er glücklich geheilt; aber die eigentliche Ursache war natürlich nicht beseitigt.

In jener verhängnißvollen Nacht hatte Fräulein von Schönberg den ersten unverdienten Schandfleck auf dem Hermeline ihrer Ehre und den Keim zu allem Unglück ihrer spätern Jahre davongetragen. Ein befleckter Ruf war die natürliche Folge ihres unüberlegten Fehltritts.

Pater Limpacher und Herr von B*** triumphirten, denn Fräulein von Schönberg war — gebrandmarkt.

Dreizehntes Kapitel.

Niemand in ganz Dresden war geneigter gewesen, der bösen Verleumdung mehr Glauben zu schenken, als der Vater der Verleumdeten. Der Haß gegen seine unglückliche Tochter ging so weit, daß er sie, als sie genesen war, weder sehen, noch sprechen, sie vielmehr verstoßen und auf eines seiner Güter verbannen wollte.

Auguste von Schönberg, die sich sagen durfte, daß sie diesen Haß nicht verdiene, fühlte sich dadurch in so hohem Grade gekränkt und niedergebeugt, daß sie von Tag zu Tage immer mehr und mehr begriff, wie viel sie an und in ihrer Mutter verloren habe. Je mehr der Haß ihres herzlosen Vaters wuchs, desto mehr wuchs ihre Liebe zu der todten Mutter, deren Verlust sie jetzt mehr als jemals beweinte.

Fast täglich besuchte sie den Kirchhof, um das Grab der Theuren mit frischen Blumen zu schmücken und mit neuen Thränen zu benetzen. Stundenlang weilte sie an diesem Grabe, in welchem die zärtlichste aller

Mütter schlief. Hier weinte sie die ganze Fülle ihrer Schmerzen aus; hier vergaß sie den Haß des Vaters, welcher durch nichts zu versöhnen war.

Eines Tages sah Auguste von Schönberg, als sie das Grab der Mutter zu einer andern Stunde als gewöhnlich besuchte, einen jungen Mann, der damit beschäftigt war, diese Grabesstätte in sein Skizzenbuch aufzunehmen. Sofort erkannte sie den Maler Grassi. Er grüßte sie mit sichtbarer Verlegenheit.

— Sind Sie böse, Herr Grassi, wenn ich mir die Frage erlaube, in wessen Auftrage Sie dieses bescheidene Grabmal aufnehmen?

— Ich male es für mich selbst . . .

— Und aus welchem Grunde flößt Ihnen diese Stätte so viel Theilnahme ein?

— Ich will Ihnen Nichts verschweigen, Fräulein. Mehr als ein Mal war ich unsichtbarer Zeuge Ihrer tiefen Trauer und der heißen Thränen gewesen, die Sie an dieser heiligen Stelle hier vergossen haben. Ein junges Mädchen, das den Verlust seiner Mutter so aufrichtig betrauert wie Sie, muß, sagte ich mir, ein gutes Herz haben. Und je öfter ich Ihretwegen diesen Friedhof besuchte, desto mehr Freude und Beruhigung gewährte es mir, Sie hier wiederzusehen. — Vor zwei Tagen endlich brachte mich Ihre Gegenwart auf

den Gedanken, das Grab Ihrer Mutter zu malen, um Ihnen damit — verzeihen Sie mir meine große Zudringlichkeit! — eine kleine Ueberraschung zu bereiten. Nie sollten Sie den Namen Dessen erfahren, der Sie damit überraschen wollte. Jetzt aber, wo der Zufall mich verrathen hat, bitte ich Sie, diese Zeichnung, sobald ich sie vollendet habe, als ein Zeichen meiner aufrichtigen Theilnahme nicht zurückweisen zu wollen.

— Ich werde es mit großer Dankbarkeit annehmen und nie vergessen, wem ich diese zarte Aufmerksamkeit zu verdanken habe.

— Da ich an Allem, was Sie betrifft, warmen Antheil nehme, erlaube ich mir, Sie zu fragen, ob Sie etwas Näheres darüber erfahren haben, wie es unserm Gefangenen auf dem Königsteine geht?

— Ich war lange Zeit krank gewesen und habe seitdem nichts Neues über ihn erfahren können.

— Sie hatten damals die Absicht ausgesprochen, sich an die Frau Kurfürstin wenden und deren huldreiche Verwendung in Anspruch nehmen zu wollen. Haben Sie meinen gut gemeinten Rath befolgt und durch Vermittelung des Fräuleins von Gumppenberg sich der Mitwirkung des Beichtvaters der Kurfürstin versichert?

— Ich that Alles, was Sie mir gerathen hatten. Die Folge davon war sehr traurig. Pater Limpacher, der mir Zumuthungen gemacht, auf welche ich nicht eingehen durfte, hat aus Rache über meine Weigerung meine Ehre an den Pranger gestellt und Dinge über mich verbreitet, welche — Gott ist mein Zeuge! — nichts als himmelschreiende Verleumdungen sind.

— Auch ich habe leider davon gehört . . .

— Und gehören auch Sie zu Jenen, welche lieblos mich verurtheilen?

— Gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich Ihren schwer verleumdeten Ruf bei jeder Gelegenheit auf's Wärmste vertheidigt habe.

— Haben Sie dies wirklich gethan? fragte Fräulein von Schönberg, freudig bewegt.

— Ist's nicht Pflicht eines jeden Ehrenmanns, die Ehre einer schutzlosen Frau selbst mit Gefahr seines Lebens zu vertheidigen? Jener Elende, der, mißbrauchend Ihr Vertrauen, Sie in jenes Haus geführt, hat gestern in Folge einer Beschwerde des ganzen Officiercorps seinen Abschied erhalten, weil sämmtliche Officiere sich geweigert hatten, mit einem solchen Schurken fortzudienen. Ihre tiefgekränkte Ehre hat dadurch eine glänzende Genugthuung erhalten.

— Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme. Aber die Bestrafung jenes Elenden ist nicht im Stande, mir das zurückzugeben, was er mir geraubt hat. In den Augen der Welt bin ich entehrt auf immer und ewig. Doch noch weit infamer als Herr von B*** hat sich Pater Limpacher gegen mich benommen. Seine niederträchtige Verleumdung hat ein Brandmal unauslöschlicher Schande auf meine Stirn gedrückt. Die Welt zeigt mit Fingern auf mich; ich darf nicht mehr bei Hofe erscheinen; man meidet mich wie eine Pestkranke. Selbst mein Vater glaubt an meine Schuld und wendet sich mit Haß und Verachtung von mir ab. O, wie nichtig ist der Haß von tausend fremden Leuten gegen die Lieblosigkeit eines Einzigen, welcher der Urheber unseres Daseins ist! Der Haß meines Vaters verfolgt mich wie ein finsterer Fluch, der mir das Leben unerträglich macht.

— Bei der heiligen Asche Ihrer Mutter, die unter diesen Blumen ruht, bitte und beschwöre ich Sie, nicht zu verzweifeln. Gott der Gerechte wird die Flügel seines barmherzigen Schutzes über Sie ausbreiten und Sie über die herzlose Bosheit Ihrer Verleumder triumphiren lassen.

— Ein dunkles Vorgefühl sagt mir, daß es meine Bestimmung ist, ein Schlachtopfer liebloser Verleum-

dung zu werden. Ich mache mich auf noch Schlimmeres gefaßt, denn wenn die Welt so schlecht und blödsinnig sein kann, jener Verleumdung des Paters Limpacher Glauben zu schenken, wird sie früher oder später geneigt sein, auch das Schlimmste von mir für wahr zu halten.

— Das Bewußtsein unserer Schuldlosigkeit verleiht uns den Muth, uns über jede Verleumdung, wie boshaft sie auch immerhin sei, ruhig hinwegzusetzen. Fassen Sie Vertrauen zu sich selbst und setzen Sie dem lieblosen Urtheile der Welt stolze Verachtung entgegen. Bald wird die Zeit kommen, wo Ihre Unschuld an's Licht treten, wo die Welt es bereuen wird, Ihren Ruf unverdient gesteinigt zu haben.

— Ihr Trost, Herr Grassi, versöhnt mich mit dem Leben. Jeder, der noch so glücklich ist, in seiner Betrübniß einen so ehrlichen Freund gefunden zu haben, wie Sie es sind, braucht noch nicht zu verzweifeln. — Dank, tausend Dank für Ihre Trostesworte, an denen meine Seele sich gläubig emporranken will. Bleiben Sie mir auch fernerhin ein so großmüthiger Freund wie bisher und nehmen Sie dafür die Versicherung, daß mein dankerfülltes Herz niemals aufhören wird, Sie für die Wohlthat Ihrer Freundschaft bis zum letzten Pulsschlage seines Lebens zu segnen,

sprach Fräulein von Schönberg und verließ tiefbewegt den Friedhof.

Grassi befand sich in einer Stimmung, deren Wehmüthigkeit nur Solche mitzufühlen vermögen, die sich einmal in ähnlicher Lage befunden haben. Die Worte des jungen, unschuldigen, tief gekränkten, schwer verleumdeten Mädchens waren wie zündende Sonnenstrahlen in die kalte Nacht seines Herzens eingedrungen und hatten in dieser todten Wüste lachende Frühlingsträume, blühende Oasen und eine neue Welt glänzender Hoffnungen wachgeküßt. Er fühlte sich wie neu belebt. Der rührende Zauber ihrer unbeschreiblichen Anmuth hatte sich wie Schalmeienton und Nachtigallensang in Ohr und Seele eingeprägt und sein Inneres mit süßen Ahnungen erfüllt. Er empfand das Vorgefühl der Liebe und sein Herz war so voll, als trüge es ein neues, nie geahntes Eden in seinem engen Raume. Er hätte laut aufschreien mögen in Lust und Wonne und gleichzeitig bitter weinen mögen in Leid und Schmerz.

Uns fällt dabei unwillkürlich eines der schönsten Lieder eines unserer ältesten Freunde *) ein. Es lautet:

*) Ludwig Koßarski, der unter dem Titel: „Hier und dort," hundert Lieder eines Erdenpilgers, erscheinen ließ.

„Geschwister sind sie, Schmerz und Freude,
Des Herzens Welt beherrschen Beide
Mit unbeschränkter Zaubermacht;
Zwar, wo man sieht die Schwester thronen,
Da kann der Bruder nimmer wohnen;
Sie gleicht dem Tag', er gleicht der Nacht.

Doch herrlich, daß in Beider Reichen
Sich alle Unterthanen gleichen,
Verschwistert eben Reich und Arm!
Daß frohe Herzen gern sich einen
Und trübe gern zusammen weinen
Ist Seligkeit in Lust und Harm."

In dieser Doppelstimmung von Schmerz und Freude, von Lust und Leid kehrte Grassi nach der Stadt zurück. Alles, was ihn umgab, hatte in seinen Augen einen neuen, früher nie gekannten Reiz gewonnen; jede Blume, die ihn anlächelte, fand er noch einmal so schön als früher. Nie war ihm der Himmel blauer, die Sonne niemals leuchtender als an diesem Morgen erschienen, an welchem im lichtlosen Wirrwarr seiner Gefühle die erste Ahnung der Liebe aufgedämmert war.

Er rannte nach Hause an die Staffelei und malte in genialen Umrissen das Bild jener göttlichen Erscheinung, die sein ganzes Sein so wunderbar umgestaltet hatte, daß er gleichsam ein neuer Mensch geworden war. — Die Verzauberungen der Liebe sind oft so groß,

daß manch' kalter Frosch sich durch sie in einen glühenden Salamander umgewandelt fühlt.

Künstler lieben glühender als andere Menschenkinder. Die ideale Welt, in welcher sie zu leben gewöhnt sind, wiegt sie in tausend feenhafte Träume ein, die ihr ganzes Ich mit dem Blumendufte der Poesie erfüllen. Jeder Künstler ist gleichzeitig auch Poet, wie, umgekehrt, wohl fast jeder Poet gleichzeitig auch Künstler sein muß.

Joseph Grassi war eine hochpoetische Natur. Er schwärmte für seine Kunst mit jener Keuschheit, die das sicherste Kennzeichen echter Künstlerschaft ist und durch welches sich der Künstler von Gottes Gnaden von dem Troß der Pfuscher unterscheidet. Bei ihm ging die Kunst nicht nach Brot. Seine Liebe zu ihr war so rein, daß er sich niemals dazu hergab, sie auf irgend eine Weise dadurch zu entheiligen, daß ihm Geld über Ruhm ging. In seiner Kunst fand er reiche Entschädigung für alle Entbehrungen des profanen Lebens. Der Anblick eines wahrhaft schönen Bildes gewährte ihm so große Freude, solch' ungetrübten Genuß, daß er darüber jeden Kummer, jede Sorge, jede Noth vergaß. Die heilige Kunst war seine Geliebte. Bis dahin hatte er noch niemals für etwas Irdisches geschwärmt.

Was aber war's, was ihn jetzt mit so magischer

Gewalt, mit so unwiderstehlichem Zauber zu Fräulein von Schönberg hinzog? War's ihre Jugend? War's ihre Schönheit? O nein! Das, was seine Seele so ganz und gar gefangen nahm, war das Mitgefühl, welches unverdientes Leid einflößt. Vom Mitleide bis zur Liebe gibt's oft nur Einen Schritt.

Der entehrte Ruf des unschuldigen Mädchens hatte sein Herz mit so tiefem Mitleide erfüllt, daß es ihm einen unbeschreiblichen Genuß gewährte, ihre tiefgebeugte Seele durch den Beistand seines Trostes aufzurichten und ihrem gebrochenen Herzen neuen Muth zum Ertragen ihres Mißgeschicks einzuflößen. Grassi's Liebe war also nicht selbstsüchtig. Er liebte sie nicht in der Absicht, von ihr wiedergeliebt zu werden; er liebte sie nur darum, weil sie unglücklich und würdig seines Trostes war.

Drei Tage nach jener Begegnung auf dem Friedhofe sandte ihr Grassi die getreue Abbildung des Grabhügels ihrer Mutter. Sie selbst hatte er in der Situation gemalt, wie sie dieses Grabmal mit frischen Blumen schmückt. Der Brief, der dieses Bild begleitete, lautete:

„Da nun bald die rauhe Jahreszeit heranrückt, die Sie des Trostes berauben würde, das Grab Ihrer Mutter täglich wie bisher besuchen zu können, so erlaube

ich mir, diese heilige Stätte, an welcher Sie so manche Thräne kindlicher Liebe und Dankbarkeit vergossen haben, in Ihr Haus zu übertragen, damit Sie hier eben so gut wie draußen auf dem Friedhofe für die Seelenruhe Ihrer Mutter beten können. — Ich werde mich reich belohnt fühlen, wenn Ihr edles Herz, das unverschuldet so Vieles leiden muß, sich beim Anblicke dieses Bildes dann und wann auch Dessen erinnert, der niemals aufhören wird, an Ihrem Schicksale brüderlichen Antheil zu nehmen.

Joseph Grassi."

Beim Durchlesen dieser Zeilen brach Fräulein von Schönberg in eine Fluth von Thränen aus.

— Ich bin nun nicht mehr unglücklich! rief sie aus. Weiß ich doch, daß unter den Tausenden von Menschen, die mich lieblos verurtheilen, wenigstens Einer lebt, der eine bessere Meinung von mir hat und der an meinem unverdienten Loose brüderlichen Antheil nimmt. Er wird mein Vertrauen nicht mißbrauchen, wie jener Elende, der mich moralisch getödtet hat, denn in den Augen der Welt bin ich trotz meiner Schuldlosigkeit ein ehrvergessenes Geschöpf, das nichts als Verachtung verdient. Er allein hat Mitleid mit mir! Er allein glaubt nichts von dem Allen, womit Verleumdung mich gebrandmarkt hat. Er allein ist von

meiner Schuldlosigkeit überzeugt. Der Himmel lohne ihm diese Wohlthat! Er allein versöhnt mich mit der ganzen Welt, die ich verachte, weil sie mich verachtet. Er allein rettet meine Seele vom Abgrunde der Verzweiflung! O Muttter, theure unvergeßliche Mutter, diesen Engel des Trostes hast Du mir gesandt! sagte Auguste von Schönberg und preßte ihre Lippen auf den gemalten Leichenstein. — Und woher kommt es, fuhr sie nach kurzer Pause fort, daß der Anblick dieses Bildes mir so vielen Trost gewährt? Diesem Bilde gegenüber fühle ich mich nicht mehr verlassen. Meine Mutter und Er sind bei mir! Ihnen darf ich mein Leiden klagen. Sie allein sind's, die mir glauben.

In derselben Sekunde trat Angélique ein. Fräulein von Schönberg zeigte ihr das Bild.

— Hat Ihnen der Papa dies geschenkt? fragte die Gesellschafterin.

— Nein, Angélique, es ist das Geschenk eines Mannes, den ich eines Morgens am Grabhügel meiner Mutter fand.

— Und wie heißt denn dieser Mann? fragte die neugierige Schweizerin.

— Diese Frage beantworte ich Dir ein anderes Mal. Für heute genüge es Dir zu wissen, daß er einer der geachtetsten Künstler unserer Stadt ist.

— Ich warne Sie vor diesen Mann! sagte Angélique. Die Herren Künstler taugen in der Regel noch weit weniger als die Herren Officiere. Nach der traurigen Erfahrung, die Sie gemacht haben, sollten Sie überhaupt gar keinem Manne trauen.

— Mein Herz sagt mir, daß jener Mann vielleicht der Einzige ist, welcher es wahrhaft gut und ehrlich mit mir meint.

— Unser Herz täuscht uns sehr häufig. Folgen Sie der Stimme der Erfahrung! Die Herren der Schöpfung taugen Alle nichts. Selbst der Beste unter ihnen verdient kein Vertrauen. Die Männer sind und bleiben unser Unglück.

— Sie haben gewiß recht traurige Erfahrungen gemacht?

— In Hülle und Fülle, Fräulein! Das Mannsvolk ist eine falsche Brut. Auch Ihr Papa macht keine Ausnahme . . .

— Mein Papa? fragte die Tochter hocherstaunt.

— Schon bei Lebzeiten Ihrer Mutter hatte er mir versprochen, mich nach deren Ableben zu heirathen. Jetzt, wo sie todt ist, denkt er nicht mehr an die Schwüre seiner Liebe.

— Seiner Liebe? wiederholte sie halb versteint.

— Ei, wundert Sie dies so sehr? Wo gäbe es

einen Mann, der noch niemals falsch geschworen hätte? So lange Ihr Papa in mich verliebt gewesen war, lag er stundenlang zu meinen Füßen und winselte um Gegenliebe. Aber nachdem ich so einfältig gewesen war, sein verliebtes Gewinsel zu erhören, setzte er sich auf's hohe Pferd und sagte mir, ich solle nicht vergessen, daß er Hausmarschall, ich dagegen nur eine Bonne sei.

— Tröste Dich darüber, meine gute Angélique! Mein Vater würde Dich eben so unglücklich wie meine Mutter gemacht haben, denn er ist ein herzloser Egoist.

— Und dabei ein höchst verliebter Narr, der, unter uns gesagt, seit Kurzem für Fräulein Hedwig O'Byrn dermaßen schwärmt, daß er sich dadurch bei Hofe und aller Welt geradezu lächerlich macht . . .

— Und woher weißt Du dies Alles?

— Auf seinem Nachttische habe ich vor ungefähr acht Tagen das sprechend ähnliche Bild dieses Hoffräuleins gefunden. Darüber stellte ich ihn zur Rede. Glauben Sie, er wäre so anständig gewesen, es wenigstens mir gegenüber zu leugnen? O nein! Im Gegentheile brüstete er sich damit und hatte den Muth, mir darauf zu erwidern: Vergiß nicht, Liebe, daß Du nur Bonne bist!

— O, arme Mutter! stöhnte die Tochter.

— Und warum bedauern Sie sie? Ihre Mutter

war immer unglücklich gewesen, hauptsächlich seit jener Zeit, wo Herr von Agdolo . . .

— Ich befehle Dir, zu schweigen, Angélique! Es ist mir gleichgültig, wie Du über meinen Vater denkst; aber beleidige nicht meine arme Mutter.

— Auch sie, Fräulein, hatte ihre Schwächen . . .

— Kein Wort mehr von der Todten! Sage mir vielmehr, wie es möglich gewesen war, Dich so weit zu vergessen, den Liebesschwüren meines Vaters noch bei Lebzeiten seiner Gattin Gehör zu schenken?

— Ihr Papa ließ mir keine Ruhe. Er verfolgte mich Schritt auf Schritt. Als Ihre Mama dies gewahrte, wollte sie mich Knall und Fall aus dem Hause jagen. Da gab es eine entsetzliche Scene. Die arme Frau sank in Ohnmacht.

— Und mein Vater? fragte das Fräulein.

— Ging gleich darauf in die „Harmonie".

— Und Du? fragte Fräulein von Schönberg.

— Ich blieb und bedauere noch heute, daß ich damals nicht auf der Stelle fortgezogen war.

Das, was Fräulein von Schönberg so eben aus dem Munde ihrer ehemaligen Bonne erfahren hatte, war durchaus nicht geeignet, die Liebe zu ihrem Vater, der sie haßte, irgendwie zu vermehren. Das Unglück

der Mutter stand so lebhaft vor den Augen der Tochter, daß das Benehmen des Vaters ihr noch weit strafbarer als die Verirrung seiner Gemahlin erschien. Herr von Schönberg hatte seine Frau vernachlässigt; kein Wunder also, daß sie ihm endlich untreu geworden war! Diese Schlußfolgerung erschien ihr so richtig, daß sie keinen Anstand nahm, ihre Mutter vollständig freizusprechen. Die schamlosen Geständnisse ihrer ehemaligen Bonne führten ihr junges, unerfahrenes Herz leider nur allzufrüh zu der trostlosen Ueberzeugung, daß die große Mehrzahl der Ehen eben so unglücklich ist, als jene ihrer Eltern es gewesen war. Sie bekam Abscheu vor der Ehe. Sie gelobte sich, ledig zu bleiben. Jeder Mann erschien ihr eben so verächtlich wie ihr Vater, der seiner Frau mit dem Beispiele der Untreue vorangegangen war und sie erst durch Vernachlässigung dahin gebracht hatte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. — Diese Trugschlüße erzeugten in ihr Erbitterung. Sie haßte ihren Vater jetzt fast eben so sehr, als sie von ihm gehaßt wurde. Sie bemühte sich, ihm überall auszuweichen. Sie zog es vor, lieber allein, als in der Gesellschaft ihres Vaters zu sein, der seinerseits sie durchaus nicht vermißte und sich wenig oder gar nicht um sie bekümmerte. — Mehr und mehr zog sie sich von der Außenwelt zurück und wurde endlich ganz auf sich

selbst angewiesen, daß sie, kaum achtzehn Jahre alt, schon ganz und gar Misanthrop und Männerfeindin war. Die Ursachen, die sie dazu verleitet hatten, waren solcher Art gewesen, daß ihr Menschenhaß und ihre Abneigung gegen die Männerwelt leider nur allzusehr gerechtfertigt erschien.

Ihre einzige Erholung bestand in Lektüre. Tage und Nächte hindurch las sie französische Romane, die ihrem äußerst lebhaften Geiste eine höchst gefährliche Richtung gaben. Endlich las sie Voltaire und Rousseau. Die „neue Heloise" des Letztgenannten steckte ihr Herz mit Grundsätzen an, die durchaus nicht geeignet waren, die Unruhe ihres Geistes zu beschwichtigen und ihre aufgeregte Einbildungskraft zu beruhigen. Ein Mädchen, das sich selbst erzieht, wird nur selten ein Muster guter Erziehung sein.

Der einzige Mann, gegen den sie damals keine Abneigung empfand, war Joseph Grassi. Obgleich sie ihn seit der Begegnung auf dem Friedhofe nicht mehr gesehen hatte, dachte sie doch immer nur an ihn und an den Trost, welchen er ihr in so reichem Maße gespendet. Täglich hätte sie ihn sehen und sprechen mögen, um ihm zu sagen, wie sehr sie ihn achte. Er war der Einzige, der ihr imponirte. Die Zurückhaltung, die er

ihr gegenüber beobachtete, flößte ihr täglich mehr Hochachtung für ihn ein.

Auch Grassi's Neigung zu ihr wurzelte in der Achtung, die er für sie hegte. In seinen Augen war sie eine Märtyrerin, welche um so mehr Mitleid verdiente, da sein Herz ihm sagte, daß sie unschuldig sei. Die Züge ihrer engelholden Schönheit hatten sich so tief in seine Seele eingeprägt, daß sie Tag und Nacht in der ganzen Glorie ihrer Anmuth vor ihm stand. Aus dem Gedächtnisse malte er Fräulein von Schönberg als heilige Jungfrau, und als er bald darauf sein Bild öffentlich aufstellte, erregte es so allgemeine Bewunderung, daß halb Dresden von der Schönheit dieses Meisterwerks begeistert und entzückt war. Bald ahnte die ganze Stadt, wer das Urbild dieser Madonna sei.

Eines Tages, als Fräulein von Schönberg in Angélique's Begleitung die Ausstellung besuchte, um das vielbewunderte Muttergottes-Bild zu sehen, war sie von dem Zauber desselben so sehr überrascht, daß ihr Herz in diesem Augenblicke stolzer Freude allen Kummer vergaß.

— Bin ich denn wirklich so schön? wagte sie ihre Begleiterin zu fragen.

— Es muß doch so wohl sein, antwortete Angélique mit einem Anfluge von Neid, denn alle Welt erstaunt über die große Aehnlichkeit . . .

Fräulein von Schönberg begann nun in diesem Bilde sich selber zu bewundern. Der Triumph, den Grassi's Kunst ihr bereitet hatte, erfüllte sie mit dem Bewußtwerden ihrer Schönheit.

— Wenn dieses Bild mir wirklich ähnlich ist, dann muß ich hübscher sein als ich geglaubt habe, sagte sie zu sich selbst. Wie aber ist es ihm möglich gewesen, mich so gut zu treffen, da er mich nur so selten gesehen hat? Die Anmuth dieses Bildes erfüllt mich mit so gerechtem Stolze, daß ich den Maler dafür umarmen möchte.

— Kommen Sie, liebes Fräulein, sagte Angélique. Es paßt sich nicht, daß Sie wie gebannt vor Ihrem Bilde stehen und nicht müde werden, sich selber anzustaunen. Ueberlassen Sie dies lieber Andern!

— Ja, ja, gehen wir, Angélique, denn je länger ich dieses Bild betrachte, desto mehr drängt sich mir die Ueberzeugung auf, daß der Schöpfer desselben ein Anrecht auf meine ewige Dankbarkeit hat.

In dem Augenblicke, als Fräulein von Schönberg den Saal verließ, stand am Ausgange desselben Joseph

Grassi. Er grüßte das Original seines Bildes. Sie eilte auf ihn zu, reichte ihm die Hand und vermochte, freudig bewegt, nur durch Thränen die Gefühle ihres Dankes auszusprechen.

Seit jenem Augenblick war sie beruhigt. Denn selbst im größten Leide hat der Gedanke schön zu sein, etwas Tröstendes.

Vierzehntes Kapitel.

Am 8. Mai des Jahres 1796 feierte Auguste von Schönberg ihren neunzehnten Geburtstag. Schon Mancher hatte sich um die Hand der reichen Erbin beworben, aber Keinem von Allen war es gelungen, das Herz der jungen Männerfeindin zu bekehren. Es genügte ihr, für einen Künstler zu schwärmen, dessen Liebe, rein wie Gold, sie für den Haß des Vaters und für die Verachtung der Welt so reichlich entschädigte, daß sie jedes andere Glück entbehren zu können glaubte.

Ganz anderer Ansicht war ihr Vater.

— Es ist Zeit, daß Du heirathest, sagte er ihr am Tage ihres Geburtsfestes. Du wirst täglich älter und fällst mir immer mehr und mehr zur Last. Jetzt hat sich endlich ein Mann gefunden, der mir zusagt. Ihn mußt und wirst Du heirathen!

— Und wie nennt sich dieser Mann? fragte die Tochter.

— Graf Rochus August zu Lynar. Er ist Erb-

herr der freien Standesherrschaft Lübbenau in der Ober-Lausitz und steht in dem Rufe, ein eben so reicher, als liebenswürdiger Cavalier zu sein. Er ist nur vier Jahre älter als Du und besitzt alle Eigenschaften, Dich glücklich zu machen. Ich habe die Bekanntschaft dieses jungen Mannes in der „Harmonie“ gemacht und das feine Benehmen desselben hat mir dergestalt gefallen, daß ich ihn eingeladen habe, morgen Mittag unser Gast zu sein.

— Und woraus, lieber Vater, schließen Sie, daß dieser Mann mich heirathen will?

— Ich schließe es hauptsächlich daraus, daß er nur Deinetwegen, wie er mir gesagt, nach Dresden gekommen ist.

— Hat er mich schon irgendwo gesehen?

— Nein! Bis jetzt kennt er Dich nur aus einem Bilde, das unlängst zum Besten eines wohlthätigen Zweckes — ich weiß nicht mehr wo? — ausgestellt gewesen war. Der Graf wandte sich an den Maler dieses Bildes, lud ihn zu sich nach Lübbenau ein und erfuhr durch ihn, daß das Modell seiner Madonna das schönste Mädchen von ganz Dresden — der galante Pinsel meinte damit Dich! — Fräulein Auguste Charlotte von Schönberg ist. Er verliebte sich in Dein Bild und bot dem Maler — er heißt Grassi, wenn ich

nicht irre — erst fünfhundert, endlich sogar tausend Thaler für sein Werk. Der Narr erklärte, daß er fest entschlossen sei, es um keinen Preis der Welt zu verkaufen. Der Graf zu Lynar, der durch diese Weigerung um so neugieriger geworden war, das Original dieses Bildes kennen zu lernen, beschloß nun, nach Dresden zu reisen, um hier Deine persönliche Bekanntschaft zu machen und, falls Du ihm eben so gut, wie Dein Bild gefallen solltest, sich um Deine Hand zu bewerben.

— Ich erkläre Ihnen im Voraus, lieber Vater, daß ich den Entschluß gefaßt habe, mich niemals zu verheirathen.

— Bist Du toll? fragte der Hausmarschall. Glaubst Du, ich hätte nichts Besseres zu thun, als ewig Dein Hüter zu sein? Du gehst in's Zwanzigste und mußt endlich heirathen.

— Ich hoffe nicht, lieber Vater, daß Sie Ihre Lieblosigkeit gegen mich so weit treiben werden, mich zu zwingen, Jemanden zu heirathen, den ich nicht liebe.

— Du hast ihn ja noch nicht gesehen und kannst also auch nicht wissen, ob er Dir mißfallen werde. Ich habe ihn deshalb eingeladen, damit auch Du ihn kennen lernest. Graf Lynar wird Dir sicher gefallen . . .

— Doch wenn er mir nicht gefiele?

— Müßtest Du ihn trotzdem heirathen, denn erstens ist er Graf und zweitens hat er Geld, viel Geld, sehr viel Geld!

— Und glauben Sie, mein Vater, daß Geld allein uns Frauen glücklich machen kann?

— Natürlich glaube ich dies ganz bestimmt; denn was wäre Liebe ohne Geld? Einer meiner erlauchten Vorfahren, der Marschall Friedrich von Schönberg, pflegte zu sagen: „Liebe ohne Geld sei ein Bild ohne Rahmen."

— Geld ohne Liebe wäre demnach ein Rahmen ohne Bild?

— Du bist sehr albern, gutes Kind! Aergere Deinen alten Vater nicht und folge ihm! Graf Lynar muß Dein Mann werden und damit Punktum! sagte der Hausmarschall und kehrte in sein Zimmer zurück.

— Mein Vater will mich verhandeln wie eine Waare, welche er um jeden Preis loszuwerden wünscht. Was fragt er danach, ob ich glücklich oder unglücklich bin? Aber welch' eine wunderbare Fügung des Geschicks! Jenes Bild, das mich so namenlos glücklich gemacht, soll die Ursache meines Unglücks werden. O hätte Grassi mich nie gemalt!

Angélique erschien, um ihrer jungen Herrin den Besuch des Fräuleins von Gumppenberg anzumelden.

Dieser Besuch kam ihr so ganz unerwartet, daß sie neugierig war, zu erfahren, in welcher Absicht sie gekommen sei.

Einen Augenblick später trat Judith ein.

— Ich bin hierher geeilt, um Ihnen eine hochwichtige Mittheilung zu machen, welche, wie ich hoffe, Sie angenehm überraschen wird.

— Ich bitte, liebes Fräulein, erzählen Sie . . .

— Kennen Sie den Maler Joseph Grassi?

— Allerdings kenne ich ihn . . .

— Dieser Mann hat Ihre Ehre gerächt, fuhr Judith fort.

— Wie so und wodurch? fragte sie hocherstaunt.

— Er hat nicht eher geruht, bis die Infamie jenes elenden Priesters durch ihn vollständig entlarvt worden ist. Durch das Geständniß der Besitzerin jenes öffentlichen Hauses, an dessen Schwelle Pater Limpacher Sie getroffen hatte, ist es jetzt erwiesen, daß Sie das Innere jenes Hauses gar nicht betreten haben und daß Pater Limpacher — ein Stammgast jenes Orts der Schande — ein frecher Verleumder, ein ehrvergessener Sünder ist, der in Folge eines entscheidenden Schritts, welchen Grassi zur Herstellung Ihrer gebrandmarkten Ehre für unumgänglich nothwendig fand, vor

zwei Stunden seinen Abschied und gleichzeitig den Befehl erhalten hat, innerhalb acht und vierzig Stunden Dresden und das Kurfürstenthum Sachsen zu verlassen. Ihre Ehre steigt jetzt wie ein Phönix aus der Asche empor. Sie sind nunmehr glänzend gerechtfertigt, und ich bin stolz darauf, die Erste zu sein, die Ihnen diese frohe Botschaft bringt.

— Gott ist gerecht! rief Fräulein von Schönberg.

— Und Joseph Grassi ist ein Ehrenmann! setzte Judith hinzu.

— Der Himmel vergelte ihm den Dienst, den er mir geleistet, flehte die Tochter des Hausmarschalls, deren Antlitz sich verklärte. Ewig, schwur sie, bleibe ich die Schuldnerin dieses Ehrenmanns!

— Ich eile von Ihnen nach Pillnitz zur Kurfürstin, um auch ihr die Nachricht von der Entlassung ihres Beichtvaters zu überbringen, sagte Judith, umarmte Fräulein von Schönberg und kehrte nach ihrem Wagen zurück, der sie nach Pillnitz brachte.

Am nächsten Tage folgte Graf Lynar der Einladung des Hausmarschalls, der den zukünftigen Schwiegersohn mit dem ganzen Aufgebote kriechender Aufmerksamkeit empfing. Er führte seinen Gast durch eine lange Reihe von Zimmern, um ihm den Reichthum seiner Einrichtung zu zeigen. Graf Lynar war Welt=

mann genug, um dessen Absicht sofort zu errathen und ihn durch ein Paar spottbillige Schmeicheleien augenblicklich für sich einzunehmen.

— Sie sind eingerichtet wie ein Fürst, sagte Lynar.

— Ihre Nachsicht beschämt mich, entgegnete Schönberg.

— Aber wo ist denn Ihre Tochter? fragte der Graf, der kaum erwarten konnte, das Original jenes Bildes kennen zu lernen.

— Wahrscheinlich ist sie noch mit ihrer Toilette beschäftigt, meinte der Hausmarschall.

— Ich kann Ihnen nicht beschreiben, Excellenz, wie sehr ich begierig bin, die Bekanntschaft Ihrer Tochter zu machen.

— Dies glaube ich um so lieber, weil ich im Voraus überzeugt bin, daß mein Gustchen Ihnen sicher gefallen wird.

— Wenn ich daran gezweifelt, wäre ich schwerlich nach Dresden gekommen.

— Wenn's Ihnen gefällig ist, wollen wir nun zu Tische gehen.

— Ich sage Ew. Excellenz im Voraus, daß ich bei ganz vortrefflichem Appetite bin.

— Desto besser, desto besser! entgegnete der Hausmarschall, seinen Gast in's Speisezimmer führend, wo der Tisch mit vier Couverts gedeckt war.

Die ehemalige Bonne machte die Honneurs.

— Angélique, fragte Herr von Schönberg, wo steckt denn meine Tochter?

— Sie bedauert unendlich, nicht erscheinen zu können . . .

— Warum nicht? fragte der aufgebrachte Vater.

— Weil sie plötzlich erkrankt ist und auf Befehl des Arztes das Bett nicht verlassen darf.

— Das ist nur Bosheit von ihr! schrie Herr von Schönberg, der seine Fassung verlor. O glauben Sie ja nicht, lieber Graf, daß sie krank ist. Ich kenne ihren Eigensinn, ihre Halsstörrigkeit! Sie ist das Seitenstück ihrer Mutter. Der Teufel kann mit ihr auskommen.

— Jeden Andern würde dies vielleicht abschrecken, mich dagegen reizt dies Alles nur noch mehr, die Bekanntschaft dieses kleinen Eigensinns zu machen, denn nichts ist pikanter als etwas Widerspruch. Ein weibliches Wesen, das sich willig jeder Laune fügt und jedem Winke gehorcht, muß auf die Länge der Zeit langweilig werden. Etwas Opposition, Excellenz, schadet durchaus nichts!

— Dann wird Ihnen meine Tochter gewiß mehr als jede Andere gefallen!

— Das hoffe ich, sagte der Graf, der in seinen Ansichten und Empfindungen etwas Sonderling war. Widerspruch verleiht der Einförmigkeit der Ehe die durchaus nothwendige Würze der Abwechslung. Ein Weib, das ewig lächelt und niemals schmollt, ist der Gefahr ausgesetzt, sehr leicht monoton zu werden. Doch um von etwas Anderm zu reden! Ew. Excellenz scheinen einen vortrefflichen Koch zu haben . . .

— Ich habe keine Ursache, mit ihm unzufrieden zu sein.

— Wahrlich, darum beneide ich Ew. Excellenz. Ein erleuchteter Kochkünstler ist heutzutage eine fast eben so seltene und gesuchte Waare, wie ein aufgeklärter Staatsminister. Unser großes Vaterland hat eine haarsträubende Menge von Kochsudlern und Dutzend-Ministern, leider aber eben so wenig einen Vatel, als einen Cardinal Richelieu aufzuweisen. — Apropos, theure Excellenz, hat Ihre Tochter, die ich zu heirathen wünsche, vor mir vielleicht schon irgend einen Andern geliebt?

— Meine Tochter, lieber Graf, ist unter der Aufsicht dieser Dame mit so klösterlicher Strenge erzogen worden, daß sie den Begriff der Liebe bis jetzt nur vom Hörensagen kennt. Habe ich Recht, Angélique,

oder irre ich mich? fragte Herr von Schönberg die Schweizerin, welche bis dahin pflichtschuldig geschwiegen hatte.

— Fräulein von Schönberg, erklärte die cidevant Bonne, ist ein Musterbild weiblicher Unschuld, und ich gratulire jedem Manne, welchem das hohe Glück zu Theil wird, eine solche Frau zu finden.

— Ich danke für Ihre gütige Auskunft! sagte der Graf zu Angélique, deren Aeußeres ihm sehr zu gefallen schien. In Ihrer Jugend, fügte er mit ziemlich unverschämter Nonchalance hinzu, müssen Sie verteufelt hübsch gewesen sein.

Angélique gab sich Mühe, zu erröthen. Es wollte ihr nur theilweise gelingen.

— Sie scheinen in puncto puncti Kenner zu sein, liebster Graf, antwortete der Hausmarschall mit faunischem Lächeln. — Angélique war wirklich gar nicht übel und hatte, mit Erlaubniß zu sagen, tausend Teufel im Leibe.

— Woher, Excellenz, beziehen Sie diesen Rothwein? fragte der Graf, sein Glas bis zur Höhe seiner Augen erhebend, um die durchsichtige Farbe desselben zu prüfen.

— Ich beziehe ihn direkt aus Bordeaux, entgegnete der Hausmarschall, der sich durch diese Frage bis auf's Mark seiner Knochen geschmeichelt fühlte.

— Ich habe, aufrichtig gesagt, schon weit bessern getrunken, erklärte der Graf mit bedauernswürdiger Unverschämtheit, die — beiläufig erwähnt — eine der hervorragendsten Eigenheiten seines Characters war. Wie alt sind Sie, meine Liebste? fragte er dann die ehemalige Bonne.

— Ich gehe in's Dreißigste, erwiederte Angélique.

— Ja, ja, lieber Graf, älter ist sie wirklich nicht. Angélique war noch blutjung gewesen, als sie ein Jahr vor dem Tode meiner Frau in unser Haus kam.

— Ist es wahr, Excellenz, daß Ihre Ehe mit der Comtesse keine glückliche gewesen war? fragte der Schwiegersohn in spe.

— Ich habe niemals ein Geheimniß daraus gemacht. Meine Frau hatte tausend gute Eigenschaften, aber einen Fehler, der sie Alle überstrahlte: sie war über alle Beschreibung kokett. Das Bedürfniß, Allen zu gefallen, war Schuld an dem Unglück unserer Ehe.

— Allen Respekt vor diesem Truthahn! rief Graf Lynar, dessen Geist sich niemals allzulang mit einem und demselben Gegenstande zu beschäftigen gewohnt war. Apropos, ist es wahr, daß einer Ihrer Vorfahren Papst gewesen ist?

— Wenigstens war er nahe daran, es zu werden, denn er hatte die Ehre, Cardinal zu sein.

— Als Urahn unseres Hauses glänzt jener Graf Rochus zu Lynar, welcher französischer General-Kriegs-Commissär — Ihr Truthahn ist wirklich höchst beachtenswerth! — und Inspector sämmtlicher Festungen Frankreichs — ich bitte noch um etwas Sauerkraut! — General-Major und Gesandter am kurbrandenburgischen Hofe gewesen war. Im Jahre 1570 wurde er kursächsischer Obrist-Artillerie-Meister und General-Baudirector, acht Jahre später kurbrandenburgischer General der Artillerie, wie auch Zeug- und Baumeister. Am 22. December 1596 starb er in der Festung Spandau.

— Was hatte er denn verbrochen? fragte der bornirte Hausmarschall.

— Nichts, gar nichts hatte er verbrochen. Er starb dort als Geheimer Rath und Kammer-Director. Mais revenons à nos moutons, sagte der Graf zu seiner Tischnachbarin. Je länger, ma chère, ich Sie betrachte, desto mehr gefallen Sie mir. Woher sind Sie, wenn ich fragen darf?

— Ich bin aus Lausanne, antwortete Angélique.

— Wenn die Heirath zwischen mir und Fräulein von Schönberg zu Stande kommt, dann müssen Sie jedenfalls mit uns nach Lübbenau.

— Ich habe durchaus Nichts dagegen, erklärte der Hausmarschall.

— Schade, daß Ihr Fräulein Tochter gerade heute krank ist! Noch niemals habe ich — ehrlich gesagt! — so viel Lust zum Heirathen in mir verspürt, als gerade heute. Denn dazu ist Unsereins eben nicht jeden Tag aufgelegt. Wie heißen Sie denn, liebes Kind? fragte er seine Nachbarin.

— Ich heiße Angélique, antwortete die Schweizerin.

— Dieser Name erinnert mich an eine französische Kunstreiterin, der ich kurze Zeit — faute de mieux! — den Hof gemacht. Sie war zwar nicht so hübsch, aber viel jünger als Sie. Doch gibt es Frauen, die erst dann, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, genießbar werden. Sie gleichen darin dem Rheinweine, welcher, jung genossen, sehr leicht Säure und Sodbrennen verursacht. — Ein anderer meiner Vorfahren, Graf Rochus Friedrich, war dänischer Geheimer Conferenz-Rath, Statthalter von Oldenburg und Delmenhorst, wie auch Ritter des Elephanten-Ordens. Vorher war er Gesandter in Stockholm und in Petersburg gewesen. Unsere Familie, Excellenz, hat zwar keine Cardinäle, aber viele grundgescheidte Staatsmänner aufzuweisen. Ich, für meinen Theil, begnüge mich mit dem Bewußtsein, reich zu sein, und verzichte mit Vergnügen auf jede Gattung von Ehrgeiz. Das höchste aller irdischen Güter ist ein gesunder Magen, eine

ungestörte Verdauung. Wenn ich heirathe, Excellenz, geschieht es hauptsächlich nur darum, um jeder unnützen Aufregung vorsichtig aus dem Wege zu gehen und Alles zu vermeiden, was das Gleichgewicht meines Magens stört und ihn den Gefahren einer Indigestion preisgibt. Alle Uebel der Welt sind meiner Ansicht nach nur Folgen eines ausgehungerten oder überladenen Magens.

— Sie gefallen sich in geistreichen Paradoxen, meinte Angélique.

— Ich sage stets nur Das, was ich fühle, und bekümmere mich wenig oder gar nicht darum, ob ich dadurch Anstoß errege, oder nicht. Besitze ich wirklich eine gute Eigenschaft, so ist es sicher keine Andere, als die, daß es mir vollständig gleichgiltig ist, ob die große Masse mich für ein Genie oder für einen Dummkopf hält. Mir genügt es, überzeugt zu sein, daß ich eben so wenig das Eine als das Andere bin. — Ich komme noch einmal auf Ihren Rothwein zurück. Je mehr ich davon trinke, desto mehr drängt sich mir die traurige Gewißheit auf, daß Ew. Excellenz damit maßlos angeführt worden sind. Solche Weine möchte ich nicht dem ärgsten meiner Feinde vorsetzen, ohne in den Verdacht zu gerathen, ihn damit — verzeihen Sie mir meine ungeschminkte Aufrichtigkeit! — vergiften

zu wollen. Ihr Weinlieferant müßte von Rechtswegen gehenkt werden.

— Ich habe noch Andere im Keller, erklärte Herr von Schönberg.

— Nach diesem Vorläufer, Excellenz, fühlt sich mein Magen keinesweges aufgelegt, die Bekanntschaft seiner Nachfolger zu machen. Verbrannte Zungen, Excellenz, scheuen das Feuer. Alle Hochachtung für Ihre respektable Küche! Ihr Keller aber steht unter Null!

— Ich hoffe, lieber Graf, daß Sie mir deshalb nicht zürnen werden . . .

— O durchaus nicht! Aber hätte ich ahnen können, daß Sie Ihrem zukünftigen Schwiegersohne solche Weine vorzusetzen im Stande sind, wer weiß, ob ich auf die Hand Ihrer Tochter nicht gleich im Voraus Verzicht geleistet hätte.

— Sie werden meiner Tochter außerordentlich zusagen, entgegnete der Hausmarschall mit jenem nichtssagenden Lächeln, das seiner ohnehin geistlosen Physiognomie etwas Urkomisches verlieh.

— Ob ich meiner zukünftigen Gemahlin gefalle oder nicht, ist Nebensache. Hauptsache ist, daß sie mir zusagt.

— Auch mein Gustchen, erwiederte Herr von Schönberg, hat große Anlagen zu Allem, was man

unter Malice versteht. Auch darin gleicht sie ihrer seligen Mutter, die, trotz allen Anscheins von Sanftmuth, bisweilen sehr boshaft gewesen war.

— Ich rede nur ungern von Todten! Sagen Sie mir, schöne Angélique, sind die blonden Zöpfe, die Sie tragen, echt oder falsch?

— Es gibt Fragen, Herr Graf, die, aufrichtig gesagt, keine Antwort verdienen.

— Die Gereiztheit dieser Antwort beweist, daß Sie falsche Zöpfe tragen.

— Es kann mir gleichgiltig sein, was Sie davon glauben.

— Wer sich ärgert, hat immer Unrecht! erklärte der Sonderling, dem es Bedürfniß war, vorzugsweise durch Impertinenz zu verblüffen.

Gewissen Frauen gegenüber imponirt man damit; Grobheit hat mehr Reiz für sie als Schmeichelei. Es gibt mehr als einen Mann, der den größten Theil seiner Siege einzig und allein seiner Unverschämtheit zu verdanken hat. Zu diesen Leuten gehörte Graf Lynar. In den Augen dieses Cavaliers war Bescheidenheit geradezu ein Fehler. Schmeicheleien sagen kann heutzutage jeder Ladenschwengel, impertinent aber können nur Cavaliere sein. Es liegt in dieser Anschauung so

viel Wahres, daß Jeder, der ganz so wie Graf Lynar denkt, dies unbedingt unterschreiben wird.

Nach der Mahlzeit entfernte sich Angélique.

Als der Graf mit dem Hausmarschall allein war, sagte er zu ihm:

— Diese Blondine, auf Ehre, gefällt mir! In der blauen Tiefe ihrer Augen ruht ein namenloser Reiz, der uns syrenenartig in die Tiefe dieses Meeres hinablockt. In ihrem ganzen Wesen ruht ein gewisses Etwas, das wie Champagner prickelt und Jeden, der ihn schlürft, angenehm berauscht. Trotz ihrer dreißig Jahre moussirt sie noch immer wie junge Kohlensäure. Nun aber, Excellenz, muß ich Sie verlassen.

— Und warum? fragte Herr von Schönberg.

— Im Hôtel, in welchem ich wohne, erwartet mich eine junge Polin, der ich versprochen habe, sie heute in's Theater zu begleiten. Auch Cavaliere müssen bisweilen Wort halten, zumal Solchen gegenüber, die so schön, so jung und pikant wie meine kleine Polin sind. Sie heißt Lodoiska und braucht Geld. Dem Unglück muß man hilfreich beistehen. Das ist Grafen- und Cavalierpflicht! Wann darf ich Sie wieder besuchen? fragte Lynar.

— Sobald meine Tochter wieder wohl ist, werde ich Sie um die Ehre Ihres Besuches bitten.

— Ich komme, so oft Sie wünschen. Nur um Eines möchte ich bitten . . .

— Und was wäre dies? fragte der Hausmarschall.

— Schaffen Sie sich bessern Rothwein an! sagte Graf Lynar, nahm seinen Hut und empfahl sich.

— Mein zukünftiger Schwiegersohn ist ein Flegel erster Sorte, brummte Herr von Schönberg und begab sich zu seiner Tochter.

Fräulein von Schönberg lag im Bette. Als sie die Schritte ihres Vaters hörte, drückte sie die Augen zu und spielte die Schlafende. Ziemlich unsanft weckte er sie.

— Was fehlt Dir? fragte er theilnamlos.

— Der Arzt meint, ich hätte Fieber . . .

— Du lügst! Dir fehlt gar nichts! Du bist gesund wie ein Fisch! Du stellst Dich krank, um nicht Deinen Bräutigam zu sehen. Aber ewig kannst Du nicht krank bleiben und sobald Du wieder gesund bist, mußt Du heirathen, sage ich Dir.

— Und wer will mich dazu zwingen?

— Der, welcher leider Gottes Dein Vater ist! Widersetze Dich nicht länger meinem Willen. Weigerst Du Dich, dem Grafen Deine Hand zu reichen, dann jage ich Dich aus dem Hause, denn Deine Aufführung war bisher eine Solche gewesen, die dem Namen unserer Familie wahrlich keine Ehre gemacht.

— Vater! rief das tiefgekränkte Kind.

— Schweige, Taugenichts! rief der Mann ohne Mitleid. Die Schande, die Du meinen grauen Haaren gemacht, kannst Du nur dadurch reinwaschen, daß Du dem Grafen Lynar — gleichviel ob Du ihn liebst oder nicht! — in längstens drei Tagen Deine Hand reichst.

— Ist dies Ihr fester, unabänderlicher Wille? fragte die Tochter.

— Ja, ja und zehn Mal ja! erklärte der herzlose Vater.

— Gut, dann will ich ihn heirathen, sagte Fräulein von Schönberg, aber wehe ihm, wenn er mich unglücklich macht! Meine Rache wird dann ihn nicht allein, sie wird auch Jenen treffen, der mich zu dieser Ehe gezwungen hat.

— Du machst Dich lächerlich, liebes Kind! Ich fürchte Deine kindische Drohung nicht. Heirathe und mache dann, was Du willst. Morgen Abend soupirt er bei uns. Du wirst ihn kennen lernen und Dich überzeugen, daß er kein Monstrum ist.

— Vater, vor der Hochzeit mag ich ihn nicht sehen. Es ist mir gleichgiltig, wie er aussieht. Lieben kann ich ihn doch nicht!

— Das wird sich finden, Starrkopf! entgegnete der Vater. Unmöglich kann ich von ihm verlangen,

daß er die Katze im Sack kaufen und heirathen soll, ohne Dich vorher gesehen zu haben.

— Gut, Vater, er soll mich sehen! Ich bin nun zu Allem bereit, um Sie von der Last zu befreien, noch fernerhin für mich sorgen zu müssen. Mit Freuden verlasse ich das väterliche Haus, in welchem ich tausend Demüthigungen ruhig erduldet habe.

— Du bist ein liederliches, undankbares Geschöpf. Du hast weder Moral noch Religion! Du bist so falsch, daß jedes Deiner Worte eine schamlose Lüge ist. Der Anblick Deiner Züge ruft mir täglich auf's Neue zu: Du bist nicht Fleisch meines Fleisches, Du bist nicht meine Tochter!

Die Aermste brach in Thränen aus.

— Auch Deinen Thränen glaube ich nicht. Dein Herz ist so schlecht und verwahrlost, daß selbst Dein Schmerz nichts als Lüge und Verstellung ist. Aber glimmt noch ein Funke von Pflichtgefühl in Dir, dann beweise es mir dadurch, daß Du Dich meinem Willen fügst und den Mann heirathest, den ich für Dich auserkoren habe, sagte der Hausmarschall, ging und warf hinter sich die Thür mit solcher Heftigkeit zu, daß die Fenster klirrten.

Weinend warf sie sich auf's Sopha. Jedes dieser lieblosen Worte hatte wie ein vergifteter Pfeil ihr

junges Herz durchbohrt und eine tödtliche Wunde zurückgelassen für's ganze Leben. Der Haß des Vaters ruhte wie ein Fluch auf ihr.

Angélique erschien, um sie zu trösten.

— Ihr Vater ist ein grausamer Unmensch, sagte sie zu ihrer jungen Freundin. Er verdient solch' einen Engel nicht! Trösten Sie sich, weinen Sie nicht! Graf Lynar ist ein Mann, mit dem sich leben läßt. Er ist Cavalier; er ist Gentleman. Sie werden sich an ihn gewöhnen.

— Niemals! Niemals! erklärte das unglückliche Geschöpf.

— Sein Reichthum wird Sie für Manches, was Sie vermissen werden, reichlich entschädigen. Der Luxus, mit welchem er Sie umgeben will, wird die Kluft, die Ihr Herz von dem seinigen trennt, mit Rosen überstreuen. Wie oft im Leben gestaltet sich eine sogenannte Vernunft-Heirath weit glücklicher als manche Heirath aus Liebe? Liebe, Fräulein, ist etwas höchst Vergängliches: sie zieht wie ein Traum vorüber; aber nichts im Leben ist bitterer, als das Erwachen aus diesem Traume. Wohl, Fräulein, ahne ich, wen Sie lieben, aber fragen Sie sich, ob es möglich ist, daß ein armer Künstler jemals in die Lage kommen kann, Sie heirathen zu können. Entsagen Sie also jenem

süßen Traume und heirathen Sie lieber den Grafen, der Ihnen eine glänzende Zukunft sichert.

— Ihn, Angélique, werde ich niemals vergessen.

— Wer verlangt denn das von Ihnen? Glauben Sie, daß Sie die Einzige sind, deren Herz an der Brust ihres Gatten glühend für einen Andern schlägt? An solchem Kummer sterben nur Wenige. Einmal verheirathet, werden auch Sie sich daran gewöhnen, und — eine stille Liebe im Herzen! — vielleicht glücklicher sein als manche Andere, die Sie um die Wonne dieses Kummers beneiden wird.

— Wo aber werde ich eine Freundin wie Dich wiederfinden, in deren Seele ich die ganze Fülle meines Grames ausschütten darf? Wer versteht mich so wie Du?

— Und glauben Sie denn, daß ich in dem Augenblicke, wo Sie mehr als jemals meines Rathes bedürfen, Sie verlassen würde? Auch Ihr Vater wünscht, daß ich Sie nach Lübbenau begleite und auch fernerhin bei Ihnen bleibe.

— Und wolltest Du mir wirklich dieses Opfer bringen?

— Ist's denn ein Opfer, einem Wesen, das man liebt, überall zu folgen, wohin es vom Schicksale gerufen wird? Ich liebe Sie wie meine Schwester und

bin bereit, Alles zu thun, was Sie trösten und zerstreuen kann. Nun bitte ich Sie aber auch recht herzlich, Vernunft anzunehmen und dem Grafen Ihre Hand zu reichen. Heirathen Sie ihn und lieben Sie meinetwegen jeden Andern.

— Was aber wird jener Unglückliche sagen, der mich liebt, der mich anbetet?

— Auch er, Fräulein, wird sich trösten und früher oder später Ruhe in den Armen einer Andern finden.

— Auch Er wird meiner stets gedenken!

— Vielleicht, vielleicht auch nicht! In der Regel vergessen die Männer viel schneller, als wir Frauen. Sollte Er allein eine Ausnahme machen? Mit Ihrer Erlaubniß zweifle ich daran, denn Ein Mann ist wie der Andere. Ich komme auf den Grafen zurück. Er hat Geist, er hat Witz. Sagen Sie ihm dies hundertmal, dann wird er's glauben und Sie dafür auf Händen tragen. Denn welcher Mann wäre nicht eitel? Sagen Sie irgend einem Dummkopf, er sei ein Mann von Geist, dann werden Sie ihn dadurch zu einem Ihrer treuesten Sklaven machen. — Also folgen Sie meinem wohlgemeinten Rathe: lieben Sie den Einen und heirathen Sie den Andern, sagte Angélique und folgte dem Rufe der Klingel, die sie zum Hausmarschall rief.

Fünfzehntes Kapitel.

Am Abende des folgenden Tages fand sich der Graf pünktlich zum Souper ein.

Fräulein von Schönberg, die im vollsten Glanze einer geschmackvollen Toilette erschien, machte durch Jugend, Anmuth und Schönheit auf das schon ziemlich blasirte Herz des Grafen so großen Eindruck, daß Lynar jetzt ernstlich entschlossen war, sie zu heirathen. Das stolze Lächeln, mit welchem sie ihm gegenüber saß, verdoppelte die Gluth seiner Zuneigung. Um ihren Geist auf die Probe zu stellen, knüpfte er mit ihr — bevor man sich zu Tische begab — ein absichtlich bizarres Gespräch an, dessen rascher Wechsel jede Andere sehr leicht in Verlegenheit gebracht hätte.

— Sind Sie einmal in Kairo gewesen? fragte er.

— Wie kommen Sie auf diese Frage?

— Ich hätte schwören mögen, Sie im vorigen Winter dort gesehen zu haben. Unter einem Trupp von Damen, die in Begleitung einiger Cavaliere einen Aus-

flug nach den Pyramiden machten, befand sich Eine, die Ihnen so ähnlich sah wie eine Granatknospe der Andern. Das Einzige, was mich an ihr verletzte, war die Buntfarbigkeit ihres Anzugs, der ihr, aus der Ferne betrachtet, das Aussehen eines Regenbogens verlieh, dessen prismatisches Farbenspiel mich unwiderstehlich zum Lachen reizte. Sie war schön wie eine Peri. Aber nicht um Alles in der Welt wäre ich im Stande gewesen, ihr den Hof zu machen, weil ihre Toilette ein Musterbild haarsträubender Geschmacklosigkeit war. Ist es erlaubt, Sie zu fragen, welche von den sieben Regenbogenfarben Sie am Meisten lieben?

— Ich liebe vorzugsweise die blaue Farbe.

— Blau ist das Sinnbild der Treue. Aber trotzdem wagte ein Derwisch, den ich in Konstantinopel kennen gelernt hatte, die unverschämte Behauptung aufzustellen, daß gerade jene Muhamedanerinnen, welche die blaue Farbe lieben, in der Regel die ungetreuesten sind.

— Ich bin nicht Muhamedanerin, um beurtheilen zu können, ob Ihr Derwisch Recht oder Unrecht haben mag; ich weiß nur so viel, daß es mir gewagt scheint, von irgend einer Farbe, die man an sich trägt, Schlüße auf den Stand und Character Derer, die sie tragen, ziehen zu wollen. Nach dieser Ansicht müßte jeder Mann, der, wie Sie, eine rothe Cravatte trägt, ein Fleischer

oder Thierbändiger und jedenfalls sehr geneigt zum Blutdurst sein.

— Ich liebe die rothe Farbe hauptsächlich darum, weil sie das Emblème der Schamhaftigkeit ist. Doch trügt auch dies bisweilen. In Ungarn hatte ich die Bekanntschaft einer jungen Wassermelonen-Verkäuferin gemacht, die trotz der scharlachrothen Kleidung, die sie trug, wahrlich keine Vestalin gewesen war. Apropos Melone! Sind Sie böse, wenn ich mir die Frage erlaube, ob Ihnen eine sauere Gurke bisweilen nicht weit besser als die allersüßeste Melone schmeckt?

— Man braucht, um eine Gurke vorzuziehen, die Melone nicht zurückzusetzen; doch begreife ich sehr wohl, daß es Leute gibt, die eine spottbillige Pflaume einer theuern Pfirsich vorziehen.

— Ich für meinen Theil mache kein Geheimniß daraus, daß manche dralle Volksmelodie mich weit mehr als manche langstielige Opernarie entzückt. Lieben Sie Haydn mehr als Mozart?

— Ich liebe Einen fast eben so sehr als den Andern.

— Und dennoch wollen Viele behaupten, man könne nur Einen lieben. Wer Zwei zu lieben im Stande sei, liebe, genau betrachtet, eigentlich keinen von Beiden. Wie denken Sie darüber?

— Da ich bis jetzt noch gar Keinen geliebt habe, wage ich auch nicht zu sagen, ob ich im Stande wäre, jemals mehr als Einen zu lieben. Auch liebt nicht Einer wie der Andere.

— Und dennoch sagt Freund Virgil: „Amor omnibus idem!“ Ich glaube, daß er Recht hat. Ein Liebender denkt und fühlt wie der Andere, gleichviel ob er Herzog oder Sackträger ist. Liebe ist eine Macht, die alle Stände nivellirt. Auf den Ruinen zu Memphis begegnete ich einst einem blutarmen Kameeltreiber, der seine Lumpen nicht mit allen Schätzen des Crösus vertauscht hätte, weil er überreich durch Liebe war. Haben Sie vielleicht „Manon Lescaut“ gelesen?

— Nein! antwortete Fräulein von Schönberg.

— Sehen Sie, das freut mich außerordentlich! sagte der Graf.

— Und warum freut Sie dies?

— Weil auch ich diesen Roman bis jetzt noch nicht gelesen habe. Aber glauben Sie deshalb ja nicht, daß ich ein Bücherfeind sei. Sie werden in meinem Schlosse eine Auswahl der gediegensten Romane Deutschlands, Frankreichs, Englands und Italiens finden. Zwei Dinge gibt's, die mich mit gerechtem Stolze erfüllen: meine Bibliothek und mein Marstall. Sagen Sie mir, reiten Sie gern?

— Reiten ist eine meiner größten Leidenschaften.

— Ich werde mich glücklich preisen, Ihnen eine Isabellen-Stute vorzureiten, welche „Drahomira“ heißt und die Königin meines reichbevölkerten Marstalls ist. Schade, daß man nicht gleichzeitig reiten und lesen kann! Das Lesen bildet, das Reiten stärkt! Lieben Sie denn auch die Jagd?

— Ich habe nie begreifen können, wie man Geschmack daran finden kann, arme Thiere niederzuschießen, die uns wehrlos gegenüber stehen.

— Wo sollten wir unser Wildpret hernehmen? Man kann einem Manne von Bildung doch unmöglich zumuthen, die Sehnsucht seines Magens durch ewig wiederkehrenden Gänsebraten zu befriedigen. Ziehen Sie Reh- oder Hirsch-Keule vor?

— Eine schmeckt mir fast eben so gut wie die Andere.

— O sagen Sie dies nicht. Ein Hirschrücken verhält sich zu einer Rehlende wie ein Kalbskopf zu Raphael's Fornarina. Wollen Sie glauben, daß ich in Malta einen englischen Feinschmecker gekannt habe, der seinen einzigen Sohn — er hieß Reginald und war Schiffscapitain — blos darum enterben wollte, weil dieser Taugenichts in Gegenwart seines ehrwürdigen Vaters die mehr als leichtsinnige Behauptung aufge-

stellt hatte, daß ein junger Haase zwei alten Rephühnern vorzuziehen sei. Nach meiner Ansicht wäre diese Geschmacksverirrung fast eben so strafbar wie jene, die den ersten besten Walzer einem Requiem vorzieht. Mit vollem Rechte sagt ein französischer Gastrosoph: Dis moi ce que tu manges et je dirai ce que tu es. Ein Mensch, der capable ist, tagtäglich nichts als Sauerkraut und Schweinsknöchel in sich aufzunehmen, muß entweder ein in Weingeist aufbewahrt gewesener Ur-Teutone oder ein in's Deutsche plump übertragener Holländer sein.

Der Hausmarschall, der die jungen Leute absichtlich allein gelassen hatte, unterbrach jetzt das Zwiegespräch derselben mit den Worten:

— Wenn's Ihnen gefällig ist, lieber Graf, gehen wir nun zu Tische.

— Ich bin bereit, sagte Lynar, reichte dem Fräulein seinen Arm und führte sie zur Tafel.

— Ich wünsche guten Appetit, sagte Schönberg, das Tafeltuch entfaltend, dessen beide Enden er an seiner Weste befestigte.

— Wo steckt denn heute Ihre Gouvernante? fragte der Graf.

— Meine arme Angélique leidet an Zahnschmerzen . . .

— Das bedaure ich, denn Ihre Freundin besitzt eine Eigenschaft, die nicht jeder Schweizerin nachzurühmen ist: sie hat Geist und ist pikant.

— Es freut mich, wenn Sie Ihren Beifall findet, denn um so mehr werden Sie mir erlauben, sie mitnehmen zu dürfen.

— Ich bitte darum, sagte Lynar, seinen Thee probirend.

— Wie schmeckt Ihnen dieser Tchi- oder Perlenthee? fragte Herr von Schönberg.

— Nicht viel besser als Ihr Rothwein, erklärte der Graf. Erlauben Sie mir, Excellenz, Ihnen zu sagen, daß ich vor Allem auch etwas Theekenner bin. Wenn Sie für ein Pfund dieses Krautes mehr als anderthalb Thaler bezahlt haben, dann hat Ihr Kaufmann Sie ganz abscheulich betrogen. Wenn Sie einmal zu mir nach Lübbenau kommen, werde ich Ihnen einen Thee vorsetzen, den die Engel im Himmel am Geburtstage unseres lieben Herrgotts zu trinken pflegen. Er heißt Lung-tseng und ein Pfund dieses Götterthees kostet acht Pfund Sterling. Ich beziehe ihn direct aus der Hofküche des Kaisers, dem ich dafür teltower Rüben und westphälischen Pumpernickel liefere, wofür der Bruder der Sonne und Cousin des Mondes mich erst unlängst durch Zusendung einer Pfauenfeder aus-

zuzeichnen geruht hat. Außerdem bin ich correspondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Peking und — mögen Sie's glauben oder nicht! — Mitarbeiter an der vom Kaiser Khang-hi in's Leben gerufenen Encyklopädie, die unter dem Titel: „Ku-kin-the-schu" seit dem Jahre 1699 in zweiunddreißig Sectionen erscheint, von denen jede einzelne Section zehntausend Bände umfassen soll. Von dieser Encyklopädie sind seitdem nicht weniger als 7814 Bände erschienen. Für den nächsten Band, der in der nächsten chinesischen Ostermesse herauskommen soll, habe ich den Artikel „Caviar" mit so chinesischer Ausführlichkeit behandelt, daß meine gelehrte Abhandlung mindestens vierzehn bis fünfzehn Foliobogen füllen wird. Doch was bemerke ich? Ihr ungläubiges Lächeln sagt mir, daß Sie von dem Allen, was ich Ihnen so eben vorgeschwatzt habe, nichts zu glauben scheinen. Sie haben vollkommen Recht, liebes Fräulein! Ich hatte das Gespräch absichtlich nach China hingelenkt, um Ihnen zu zeigen, daß ich — Dank meiner Belesenheit! — auch dort ziemlich gut zu Hause bin.

— Sie sind ein Tausendsasa, lieber Graf, sagte der Hausmarschall, der sich zu der Acquisition eines so grundgelehrten Schwiegersohns im Stillen Glück wünschte.

— Wir sprachen zuletzt von „Caviar“. — Caviar aber erinnert mich an Austern. Wissen Sie, Fräulein, was in Bezug darauf ein französischer Schöngeist, welcher Chamfort heißt, behauptet hat? — Austern, sagte er, nehmen in der Rangordnung der Muschelthiere dieselbe Stellung ein, den die Edelsteine im Mineralreiche behaupten. Austern sind die Diamanten des Meeres. Leute, die nicht den Werth einer Auster zu schätzen wissen, sind Heloten, die keine Achtung verdienen.

— Sie scheinen vorzugsweise Gastronom zu sein, bemerkte Fräulein von Schönberg.

— Ja, meine Gnädige, das bin ich! Schon in Secunda war ich Feinschmecker und als ich endlich nach Prima kam, war mein Geschmack schon dergestalt geläutert, daß ich Fromage de Bris dem deutschen Kuhkäse und die Satiren Boileau's jenen unseres Rabener vorzog. Später, als ich in Heidelberg Cameralia studirte, machte ich dort die Bekanntschaft eines geistreichen Franzosen, welcher Brillat-Savarin hieß und seit zehn Jahren mit der Ausarbeitung eines Werkes beschäftigt war, aus welchem er mir einige Bruchstücke vorlas, deren attisches Salz mich dergestalt entzückte, daß ich seitdem in Sachen des Geschmacks sein eifrigster Apostel bin und als Solcher das Erscheinen seiner „Physiologie du goût“ kaum erwarten kann. Manger

est un besoin, sagte er mir eines Tages, mais savoir manger c'est un art. Und seitdem, Fräulein, bin ich stolz darauf, Eßkünstler zu sein.

— Wie Schade, daß Angélique verhindert ist, Ihnen heute Abend Gesellschaft zu leisten! Sie würde, da auch sie Feinschmeckerin ist, den Werth dieser Eigenschaften in hohem Grade zu schätzen wissen. Erst neulich sagte sie: Eines der nothwendigsten Requisite zum Gedeihen einer glücklichen Ehe sei ein guter Koch. Mehr als eine Ehe sei nur darum unglücklich, weil manche Speise, die ein gewissenloser Kochpfuscher bereitet, Unverdaulichkeiten erzeugt und, weil körperliche Indigestion endlich auch die Harmonie des Geistes und der Herzen stört. Für Angélique gibt es nur zwei Genüße: sie ißt gern und reist gern.

— Das Letztere hasse ich geradezu und denke in diesem Punkte ganz wie der französische Philosoph Diderot, der in einem seiner Werke sagt: „Ah quel triste plaisir de voyager." — Nur Spießbürger finden Genuß im Reisen, der Gentleman dagegen liebt viel zu sehr seine Bequemlichkeit, um in einem fremden Bette lieber als in dem Seinigen zu schlafen. Wenn trotzdem auch ich gereist bin, so geschah es einzig und allein auf Befehl meines ziemlich einfältigen Vaters, der von dem alten Vorurtheile ausging, daß man auf

Reisen mehr Erfahrung sammelt als zu Hause. Aber nichts ist unwahrer als dies, denn wenn Reisen allein im Stande wären, den Geist zu bilden und sich Menschenkenntniß anzueignen, dann müßte jeder Commis voyageur, welcher neun Monate im Jahre mit Proben und Mustern umherreist, ein Mann von ungeheuerm Geist und fabelhafter Welterfahrung sein, während Jedermann weiß, daß der größte Theil dieser Landplage dümmer als mancher Stockfisch ist. Vor zwei Jahren hatte ich in Berlin die Bekanntschaft eines holländischen Missionairs gemacht, welcher in zehn Jahren drei Mal die Reise um die ganze Welt zurückgelegt hatte und dessenungeachtet so einfältig und beschränkt geblieben war, daß er den schlechtesten Wachholderschnaps dem feinsten Maraschino vorzog. — Seitdem ich selbstständig geworden bin und nicht mehr von den spießbürgerlichen Launen meines „cher papa“ abhänge, mache ich keine große Reise mehr und denke ganz wie Kant, welcher einmal behauptet hat, nur solche Menschen seien glücklich, die niemals über das Weichbild ihres Geburtsorts hinausgekommen sind und ihr ganzes Leben lang weder Paß noch Mantelsack gebraucht haben.

— Ihre große Abneigung gegen das Reisen wird, wie ich fürchte, meinen mir angeborenen Reisetrieb gewiß noch mehr reizen und anspornen . . .

— Ich werde Sie nie davon zurückhalten. Sie werden mich stets bereit finden, Sie reisen zu lassen, wohin es Ihnen beliebt, vorausgesetzt, daß Sie mir niemals den Zwang auferlegen, Sie begleiten zu müssen, denn ich liebe Bequemlichkeit über Alles und hasse jedes Vergnügen, das mit irgend einem Grade von Anstrengung verbunden ist.

— Und dennoch lieben Sie die Jagd?

— Eigentlich nur darum, weil sie zum guten Tone gehört und mehr als mancher andere Zeitvertreib geeignet ist, den Appetit zu wecken. Ein Mensch ohne Appetit ist ein Luftballon ohne Gas, dem es niemals gelingen wird, sich von der irdischen Scholle zum himmlischen Aether emporzuschwingen. Einem Dichter, der an Appetitlosigkeit leidet, wird eben so wenig die Schöpfung eines guten Gedichtes, wie einem Maler die Conception eines guten Bildes gelingen. Alles hängt vom gesunden Appetite ab. Selbst Liebe ist durchaus nichts Anderes als ein bis zum Heißhunger gesteigerter Appetit nach Fleischspeise. Wenn es Ihnen Recht ist, meine Gnädige, dann können wir schon morgen oder übermorgen unsere Hochzeit feiern.

— Wozu diese Eile? fragte sie erschreckt.

— Ein arabisches Sprichwort sagt: „Ziehe das Gewisse von Heute dem Ungewissen von Morgen vor.“

Kaffee, sagt ein türkischer Weiser, muß man entweder heiß oder gar nicht trinken.

— Ich habe nichts dagegen, erklärte der Hausmarschall, wenn Sie schon morgen getraut zu sein wünschen.

— Ich wünsche dies um so lieber, weil ich, aufrichtig gesagt, mit einem meiner Jugendfreunde tausend Louisd'ors gewettet habe, daß Ihre Tochter, sobald sie mir wirklich gefiele, in längstens acht Tagen meine Frau sein muß, und da ich Ihnen nicht verhehlen mag, daß Fräulein von Schönberg noch viel hübscher als die Heilige ist, in deren Bildniß ich mich verliebt habe, so sehe ich keinen vernünftigen Grund ein, warum ich jene Wette nicht gewinnen soll.

Fräulein von Schönberg fragte sich im Stillen, ob dieser Mann, der bei aller Geckenhaftigkeit doch mehr Geist und bei aller Unverschämtheit doch mehr savoir vivre als zehn Andere seines Gleichen besaß, unausstehlich oder, näher in's Auge gefaßt, doch erträglich sei? Diese Frage fiel zu Gunsten des Grafen aus.

— Ich erlaube mir noch eine Bemerkung, fügte Graf Lynar nach kurzer Pause hinzu. Wir wollen unsere Hochzeit übermorgen feiern, vorausgesetzt, daß es an diesem Tage nicht regnet; denn ich gestehe Ihnen, daß ich ganz Aberglauben bin und mich um keinen

Preis entschließen könnte, an einem Regentage getraut zu werden, weil ich fest überzeugt bin, daß eine Ehe, die unter Regen eingesegnet wird, selten oder niemals glücklich auszufallen pflegt. — Regnet es übermorgen, dann verschieben wir unsere Trauung, wenn Sie damit einverstanden sind, auf den 13. Mai. Dies aber ist der letzte Termin, denn wenn ich Sie an diesem Tage nicht geheirathet habe, verliere ich meine Wette von tausend Louisd'ors und laufe Gefahr, außerdem noch verhöhnt zu werden.

— Ich gestehe Ihnen, Herr Graf, sagte Fräulein von Schönberg, daß Alles, was ich bis jetzt von Ihnen gehört habe, so originell klingt, daß man Ihnen wenigstens nicht zürnen kann. Darum bin ich gern bereit, Ihrem Wunsche nachzukommen und Ihnen zum Gewinne Ihrer Wette behilflich zu sein. Ich hoffe, daß Sie mir niemals Veranlassung geben werden, dies jemals bereuen zu müssen.

— Ich glaube, daß unsere Ehe, vorausgesetzt, daß es am Tage unserer Hochzeit nicht regnet, glücklicher als manche andere sich gestalten wird, denn nie werde ich von Ihnen mehr verlangen, als was ich selbst zu halten im Stande bin. Morgen Mittag werde ich mit einem Notare erscheinen, der unsern Heirathscontract aufsetzen soll, sagte der Graf und kehrte gleich darauf

in den Gasthof zurück, in welchem die kleine Polin Lodoiska ihn mit großer Ungeduld zu erwarten schien.

— — — — — — — — — — — — — —

Am 11. Mai ward der Contract aufgesetzt. Am Morgen des 12. regnete es. Am 13. schien die Sonne, als das Brautpaar in die Schloßkirche fuhr, in solcher Pracht und Herrlichkeit, daß an Regen nicht zu denken war.

— Eine glückliche Vorbedeutung! sagte der Graf.

Aber während der maßlos langen Predigt, die der Geistliche am Traualtare hielt, zogen urplötzlich finstere Wolken heran, die den blendenden Glanz der Sonne so rasch verdunkelten, daß fünf Minuten später der heitere Himmel eine zürnende Miene annahm und auf die Dächer der Häuser und auf das Schiff der Kirche einen Platzregen herniederprasseln ließ.

Die kirchliche Ceremonie nahte ihrem Ende. Das schmucke Brautpaar wechselte die Trauringe.

Fräulein von Schönberg zitterte wie Espenlaub. Mit dem Bilde ihrer ersten Liebe im Herzen am Altare des Herrn einem andern Manne, zu welchem man keine Liebe fühlt, ewige Treue schwören zu müssen, ist eines jener furchtbaren Gefühle, die sich weit eher fühlen und empfinden, als durch nüchterne Worte zergliedern lassen. Der Graf dagegen schien vollkommen ruhig.

Das Einzige, das ihn mit einem Vorgefühle von Besorgniß zu erfüllen schien, war der fatale Regenguß, der melancholisch an die Kirchenfenster schlug.

— Ein böses Omen! flüsterte der Graf und führte seine Frau, begleitet von der langen Reihe ihrer Hochzeitsgäste, zur Kirche hinaus.

An der Schwelle derselben stand Grassi. Er war bleich wie der Tod. Als das Ideal seiner Träume, als der Gegenstand seiner Liebe am Arme des ihr angetrauten Gemahls wie ein geschmücktes Opferlamm an ihm vorüberzog, und als ihr zitternder Blick auf Grassi's bleiches Antlitz fiel, mußte sie die Augen schließen, um Ruhe und Fassung zu erringen. Sie schwankte wie Jemand, der sich von einer Ohnmacht angewandelt fühlt. Als der Graf sie in den Wagen hob, sank sie in die Ecke zurück und schien mehr todt als lebendig.

— Armes Kind! rief ihr Gemahl. Die langathmige Predigt hat sie angegriffen. Sie wird bald zu sich kommen. Der Regen bringt mich zur Verzweiflung! Auch mir liegt die Predigt wie Blei in allen Gliedmaßen. Ich fürchte heute nicht bei so gesundem Appetite wie gewöhnlich zu sein. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Als der Wagen vor dem Hause seines Schwiegervaters hielt, war Gräfin zu Lynar noch so ohnmächtig,

daß zwei Diener sie herausheben und hinauftragen mußten. Erst allmälig kehrte ihr Bewußtsein zurück. Aengstlich schlug sie die Augen auf.

— Gottlob, ich sehe ihn nicht mehr! rief sie leise vor sich hin.

— Kind, fragte der Graf, wen siehst Du nicht mehr?

— Den Prediger, der uns getraut hat, erwiderte die Gräfin.

Sechszehntes Kapitel.

Wir kehren zum Marchese d'Agdolo zurück.

Zwanzig volle Jahre waren seitdem mitleidslos an dem starren Felsen des Königsteins und an der einsamen Kerkergruft des Staatsgefangenen vorübergezogen, ohne ihm das Recht eines Verhörs angedeihen zu lassen oder ihm Begnadigung zu bringen. — Nach Verlauf von zwei Decennien zeigte sich die Erbitterung und der Zorn des Kurfürsten noch eben so unerbittlich wie an jenem Tage, an welchem man Agdolo verhaftet hatte. — Friedrich August, den seine Zeitgenossen den Gerechten hießen, war so hart und unbarmherzig, daß alle Vorstellungen seines Beichtvaters, daß selbst die wiederholten Bitten der Kurfürstin es nicht vermochten, das Herz des Souverains zur Milde zu bewegen. Es schien, als habe er das Gelübde gethan, eher allen übrigen Verbrechern, als diesem Einen verzeihen zu wollen. Man preist die guten alten Zeiten und vergißt, daß Ungerechtigkeiten dieser und ähnlicher Art

damals durchaus nichts Ungewöhnliches gewesen sind. — Der Franzose Henri Masers de Latude hatte in den Mauern der Bastille alle Qualen neununddreißigjähriger Gefangenschaft erdulden müssen, um einen harmlosen Scherz abzubüßen, durch welchen er sich die Ungnade der Marquise von Pompadour zugezogen. — Ungerechtigkeiten solcher Art sind heutzutage nicht mehr denkbar. Zwanzig Jahre lang einen Menschen ohne Verhör und richterliches Urtheil seiner Freiheit zu berauben, war eine jener himmelschreienden Barbareien, über welche die Geschichte jener guten alten Zeit noch heute tief erröthen muß.

Was ist die Strafe einer Hinrichtung gegen die Qual einer zwanzigjährigen Gefangenschaft?! Und was sind alle Qualen der Hölle gegen die Tortur jenes ewigen Einerleis, das den Gefangenen allmälig mehr und mehr in Verzweiflung bringt?! Wessen Feder fühlt sich stark genug, die Martern einer zwanzigjährigen Einförmigkeit zu schildern?! Die Qualen, die man Agdolo dulden ließ, waren so grausam raffinirt, daß tausend Andere dieser endlosen Peinigung erlegen wären; Agdolo aber verzweifelte nicht, obgleich man in der Härte gegen ihn so weit gegangen war, ihm sogar die Zerstreuung des Lesens und Schreibens zu entziehen. Alles, was man ihm gelassen hatte, waren zwei Spiele

französischer Karten, mit deren Hilfe er zwanzig Jahre gegen die Folterqualen der Langenweile anzukämpfen sich bemühte. Was half es ihm, daß er sich dem thörichten Wahne hingab, eine Formel gefunden zu haben, durch die es ihm möglich geworden sei, jede Pharobank zu sprengen, da er hier fortwährend gefangen saß? Stundenlang spielte er Patience mit sich. Täglich erfand er neue Combinationen dieses Geduldspiels. — Seit den letzten fünfzehn Jahren hatte er keine andere menschliche Stimme als die seines Kerkermeisters gehört. Tagtäglich wurde ihm, zwanzig Jahre hindurch, eine und dieselbe Speise, ein und derselbe Trunk verabreicht. Beides ekelte ihn zuletzt dermaßen an, daß er den Entschluß faßte, lieber zu verhungern, als immer ewig Ein und Dasselbe genießen zu müssen. Vier volle Tage wies er Speise und Trank zurück; am fünften aber erfaßte ihn ein solcher Heißhunger, daß er es vorzog, lieber trockenes Brot zu essen, als dem Hungertode zu erliegen.

Die Geschichte erzählt vom Grafen von Lauzun, daß er in der Einförmigkeit seiner Gefangenschaft eine Spinne abgerichtet habe; etwas Aehnliches wollte Marchese Agdolo versuchen. Tagtäglich hatte sich an den Eisenstäben seines Fensters eine Taube eingefunden; eines Morgens war es ihm gelungen, diese Taube zu

fangen. Er herzte, er küßte sie; er spielte mit ihr wie ein Kind mit der Puppe spielt.

— Wenn es möglich ist, sagte er zu sich, Papageien so lange abzurichten, bis sie im Stande sind, einzelne Worte nachzusprechen, weshalb sollte es nicht möglich sein, auch Tauben abzurichten, daß sie eben so gut wie Papageien sprechen lernen?

Tausendmal schwatzte er ihr in einer Stunde die Worte „Cara mia!“ vor, um zu sehen, ob es ihm gelingen werde, der Taube das Nachsprechen dieser Worte beizubringen. Aber das ungelehrige Thier blieb stumm wie ein Fisch. — Nachdem er sechs Wochen lang sich mühsam mit ihr abgequält hatte, gab er ihr die Freiheit wieder und legte sich von Neuem auf's Geduldspiel. — Zehn Jahre seines Lebens hätte er für den Besitz irgend eines Buches hingegeben, um sich durch Lectüre zerstreuen zu können; aber selbst diese Begünstigung hatte man ihm abgeschlagen. Die gräßlichste aller Qualen, die er erdulden mußte, war — Langeweile.

Eines Morgens, als er, Patience spielend, im Bette lag, öffnete sich die Thür seines Kerkers und statt des Kerkermeisters trat der neu ernannte Commandant der Festung ein. Er war ein ziemlich naher

Verwandter des Grafen zu Lynar, welcher acht Monate zuvor Fräulein von Schönberg geheirathet hatte. Die Gräfin, welche ihrem Gemahle offenherzig erzählt hatte, weshalb sie an dem Schicksale des Gefangenen auf dem Königsteine so warmen Antheil nehme, beschwor ihn, den Commandanten zu bewegen, den Marchese d'Agdolo mit etwas mehr Nachsicht als bisher zu behandeln und ihm wenigstens so viel zu gestatten, daß er sich täglich unter Beaufsichtigung eines Begleiters eine Stunde in Gottes freier Luft bewegen dürfe. Der Graf war nach Königstein gereist und hatte es endlich dahin gebracht, daß der Commandant ihm das Versprechen gab, seinem Wunsche Gehör zu schenken.

Agdolo war nicht wenig überrascht, als der Commandant ihm die Mittheilung machte, er wolle ihm von heute an die Begünstigung gewähren, sich täglich eine Stunde lang außerhalb der engen Mauern seines Kerkers unter freiem Himmel bewegen zu dürfen, vorausgesetzt, daß Agdolo sich anheischig mache, ihm das Ehrenwort zu geben, daß er das Vertrauen, welches ihm geschenkt werde, nie mißbrauchen wolle.

Nachdem der Gefangene ihn darüber vollständig beruhigt hatte, erhielt er die Erlaubniß, seine Zelle verlassen und in Begleitung eines Soldaten — nach länger als zwanzig Jahren zum ersten Male! — frische

Luft schöpfen zu dürfen. Die Freude des Gefangenen war unbeschreiblich. Er küßte die Hand seines Wohlthäters und gelobte ihm ewige Liebe und Dankbarkeit.

Es war Sonntag. Die Glocken der Festungskirche riefen zum Gebete. Agdolo verließ sein Gefängniß und eilte in das friedliche Gotteshaus, um seinem Schöpfer knieend für das Glück zu danken, das ihm so unerwartet zu Theil geworden war. Die Klänge der Orgel zogen wie Genien des Trostes in seine Seele ein und erfüllten ihn mit neuem Lebensmuthe. Er sah wieder Menschen um sich und fühlte sich nicht mehr so verlassen und allein als in der Trostlosigkeit seines Kerkers. Die Predigt des Geistlichen erquickte ihn. Er fühlte sich wie neu geboren.

Als der Gottesdienst zu Ende war, kehrte er mit seinem Begleiter in's Freie zurück. Noch niemals in seinem Leben war ihm ein Wintertag so schön erschienen als dieser Januar-Morgen. Sein Herz durchpulste ein unbeschreiblicher Jubel. Jeden Menschen, den er sah, hätte er umarmen und an sein Herz drücken mögen. Es war der feierlichste Sonntag seines ganzen Daseins.

Als er nach Verlauf einer Stunde in seine Zelle zurückkehrte, fand er auf seinem Tische eine Bibel. Er küßte sie mit zitternder Wonne. Aus den Blättern der heiligen Schrift schöpfte er den Balsam himmlischen

Trostes, und je mehr er sich darin vertiefte, desto mehr Ruhe zog in seine Seele ein. Er warf die Karten bei Seite und las so lange, bis es zu dunkeln begann. Dann überließ er sich dem Schlafe. Holde Träume umgaukelten den ruhigen Schläfer. Aus den azurblauen Höhen stieg zu ihm eine milde Fee herab, welche Psalmen des Trostes sang und die blutenden Wunden seines Herzens schloß.

Als er Morgens erwachte, fiel sein Blick auf die Bibel. Er betete zum Vater des Himmels. Der Glaube an ihn erfüllte ihn mit neuer Hoffnung. An die Stelle der Trostlosigkeit trat jetzt Vertrauen auf Gott und den Heiland, der Jeden, welcher gläubig zu ihm emporblickt, unter die Flügel seines Schutzes nimmt und ihn aus dem Abgrunde banger Verzweiflung zu den lichten Höhen himmlischen Friedens emporträgt. Sein Kerker war ihm nicht mehr unerträglich. Seine Hoffnung auf eine schönere Zukunft vergoldete die nackten Wände seiner Zelle und schmückte sie mit frischem Immergrün. Jetzt fühlte er sich nicht mehr allein: sein tröstender Umgang war die Bibel.

Einem Gefangenen, der länger als zwanzig Jahre den Anblick des blauen Himmels entbehren mußte, gewährt eine Stunde der Freiheit mehr Genuß, als Dem, welcher keine Beschränkung derselben kennt. Die

ganze Welt hatte sich mitten im Winter in Frühlingsglanz gehüllt. Der Schnee, der auf den Anhöhen lag, zerschmolz und machte einem neuen Lenze Platz, der unter tausendstimmigem Jubel der Vögel und unter dem feierlichen Geläute aller Blumen-Glocken von den Bergen in's Thal hinabstieg.

Im Mai des Jahres 1797 fand Agdolo, als er, neugestärkt, aus der Kirche in sein Gefängniß zurückgekehrt war, zwischen den Blättern seiner Bibel ein Blatt Papier, auf dem, mit Bleistift geschrieben, folgende, in italienischer Sprache abgefaßten Worte standen:

„Der Commandant ist gestern nach Dresden abgereist. Heute, bald nach Mitternacht, werden sich die Riegel Ihres Kerkers öffnen. Jemand, der seit Jahren an Ihrem Schicksale herzlichen Antheil nimmt, wird Ihnen eine Officierskleidung leihen und Ihnen einen Weg zeigen, auf welchem Sie ungefährdet Ihrem Gefängnisse entfliehen können. Alles Uebrige sollen Sie später erfahren.

Gräfin von L . . . r."

„P. S. Vernichten Sie augenblicklich dieses Blatt."

Wer schildert das Erstaunen des Gefangenen? Anfangs glaubte er nur zu träumen. Aber als er den Inhalt dieser Zeilen noch einmal durchlas, sagte ihm eine Stimme seines Herzens, daß es kein Traum sei.

— Wer aber ist diese Frau, die sich Gräfin von L . . . r unterzeichnet hat? Ich kenne keine Dame dieses Namens. Sollte dies nur darum geschrieben sein, um mich in eine Falle zu locken? Ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Aber auf welche Weise mag es der Unbekannten möglich geworden sein, diese Zeilen in mein Gefängniß einzuschmuggeln? Hat sie vielleicht den Kerkermeister gewonnen? Das Ganze erscheint mir so räthselhaft, daß ich nichts von Allem, was ich hier gelesen habe, begreifen kann. Einer solchen Aufopferung wäre nur Eine fähig gewesen; diese Eine aber lebt nicht mehr. Wer also könnte die Zweite sein, die seit Jahren an meinem Schicksale herzlichen Antheil nimmt? — Dies dunkle Räthsel peinigt, martert mich! Soll ich ihr trauen oder nicht? Soll ich ihr folgen oder vorziehen, hier ewig im Gefängnisse zu bleiben? — Die Unbekannte verlangt, daß ich dies Blatt vernichten soll. Ich finde dies so natürlich, daß ich's ohnehin gethan hätte, sagte Agdolo, das Papier in hundert Stücke zerreißend, welche er in den Ofen warf. — Frau von Schönberg (fuhr er nach kurzer Pause fort) hat eine Tochter hinterlassen. Sollte vielleicht diese meine Retterin sein? — O Herz, armes Herz, warum erfüllt Dich diese Ahnung mit so großer, unnennbarer Freude? Wäre es möglich, daß diese Tochter erfahren haben sollte, daß ich?...

Er schwieg und versank in Nachdenken.

— Nein, nein! sagte er dann, dies ist unmöglich! Weit natürlicher scheint es mir, daß jene Gräfin nur ein Werkzeug des Kurfürsten ist, welcher mich durch sie zur Flucht verleiten will, um ihm ein Recht zu geben, dann noch strenger als bisher gegen mich aufzutreten und mich noch tiefer in den Abgrund zu stürzen. Nein, nein, ich fliehe nicht! Ein Mann, den eine zwanzigjährige Haft nicht gebeugt und zum Widerrufe gezwungen hat, darf seine Befreiung nicht einer feigen Flucht verdanken, die, falls sie mißlingen sollte, den Kurfürsten nur noch mehr erbittern würde. Die Klugheit rathet mir, zu bleiben.

In jedem Gefangenen aber ist der Trieb nach Freiheit so natürlich, daß es wohl schwerlich irgend Einen gegeben hat, der diesem Triebe nicht gefolgt wäre.

Auch Agdolo kam sehr bald zu der Ueberzeugung, daß er in der Hoffnungslosigkeit seiner Lage selbst das Schlimmste wagen müsse, um endlich die Ketten seiner Gefangenschaft zu brechen und sein Heil in der Flucht zu suchen.

Mit fieberhafter Ungeduld zählte er nun jede Viertelstunde, die mit der Trägheit eines Jahrhunderts an ihm vorüberschlich. Er war so unruhig und aufgeregt, daß selbst die Bibel, zu welcher er seine Zu-

flucht nahm, nicht im Stande war, seine sehnsüchtige Erwartung zu beschwichtigen. — Seit Monden spielte er heute zum ersten Male wieder Patience, um das Karten-Orakel zu befragen, ob sein Fluchtversuch gelingen oder scheitern werde. Drei Patiencen, welche aufgegangen waren, weissagten ihm günstigen Erfolg.

Er warf sich auf sein Lager, um den Versuch zu machen, einzuschlafen und dadurch die ewig lange, bange Zeit des Harrens abzukürzen; aber der Gedanke, der jede Faser seines Körpers aufregte, verscheuchte den Schlaf und gönnte ihm keinen Augenblick Ruhe. Mit derselben qualvollen Pein, mit welcher ein zum Tode verurtheilter Verbrecher die Stunde seiner Hinrichtung erwartet, mit derselben Aufregung erwartete Agdolo den heißersehnten Augenblick seiner Befreiung.

Endlich rückte die verhängnißvolle Stunde heran. Zehn Minuten nach Mitternacht öffnete sich sein Kerker. Ein ihm unbekannter Officier trat ein.

— Ich komme, um Sie abzuholen, sagte er, seine Uniform ausziehend. Entkleiden nun auch Sie sich, fuhr er fort. Aber sputen Sie sich, Herr Marquis! Jeder Augenblick ist kostbar! Schlüpfen Sie in meine Uniform, verlassen Sie sodann dieses abscheuliche Loch, in welchem ich für Sie zurückbleibe, und folgen Sie einem andern Officiere, welcher Sie an der Schwelle

Ihres Kerkers erwartet und Sie dahin führen wird, wo Ihrer eine Dame und ein leichter Einspänner harrt, die Sie nach Bodenbach bringen werden.

— Bevor ich mich entschließe, auf den Plan jener Unbekannten einzugehen, muß ich Sie bitten, mir zu sagen, was Sie bestimmt hat, sich meinetwegen aufzuopfern?

— Ich hoffe dadurch eine Sünde abzubüßen...

— Darf ich fragen, wie Sie heißen? . . .

— Ich heiße Otto Alfred von B***.

— Und wer ist die Dame, in deren Auftrage Sie mir dieses großherzige Opfer bringen?

— Sie ist eine Tochter der verstorbenen Hausmarschallin von Schönberg und seit ungefähr neun Monaten die Gemahlin des Grafen zu Lynar.

— O meine Ahnung! rief Agdolo, drückte die Hand des Officiers und verließ seinen Kerker.

Der zweite Officier, der ihn am Ausgange der Zelle erwartete, sagte zu ihm:

— Folgen Sie mir ohne alle Furcht! Unser Gehen wird ebensowenig Verdacht erregen, wie unser Kommen, da wir der Wache ein Ordre vorgezeigt haben, daß wir auf höhern Befehl erschienen sind, um während der Abwesenheit des Commandanten die Festungscasse zu revidiren. Frägt Sie ein Posten: „Wer da?“ dann

antworten Sie darauf „Kyau.“ So lautet die Parole dieser Nacht.

Beide stiegen jetzt die Apareille hinab; der Officier pfiff ein heiteres Lied. Agdolo ging schweigend neben ihm. Ein unheimliches Vorgefühl sagte ihm, daß er in Gefahr schwebe, auf der Flucht ertappt zu werden.

Der Vollmond streute sein Silberlicht auf den einsamen Weg, den sie hinabstiegen.

— Fassen Sie Muth, Herr Marquis, sagte der Officier zu seinem Begleiter. In einer Viertelstunde sind wir am Ziele. Unten erwartet Sie die Gräfin zu Lynar.

Dreihundert Schritte vom Fuße des Königsteins entfernt, harrte ein Einspänner, den die Gräfin selbst kutschirte. Mit unbeschreiblicher Angst erwartete sie den Freund ihrer seligen Mutter. Sie betete zu Gott, daß seine Flucht gelingen möge. Der Plan derselben war ein Werk des Herrn von B***, der ihr gelobt hatte, das schwere Unrecht, das er ihr zugefügt, durch Agdolo's Befreiung gut zu machen. Von Sekunde zu Sekunde wuchs die Unruhe der Gräfin, die auf den glühenden Kohlen der Erwartung stand.

Agdolo und der Officier waren nicht mehr hundert Schritte vom Fuße des Felsens entfernt, als das Schweigen der Nacht durch lautes Pferdegetrampel unter=

brochen ward. Gerade in dem entscheidenden Augenblicke kehrte der Commandant der Festung in Begleitung seines Adjutanten und zweier andern Officiere aus Dresden nach dem Königstein zurück.

Als Agdolo's Begleiter die schweren Huftritte der Pferde vernahm, sagte er zum Marquis:

— Verstecken wir uns hinter dieses Gebüsch! Ich habe ein gutes Auge und erkenne in dem alten Graubarte, welcher voranreitet, den Commandanten, den der Teufel zehn Minuten zu früh zurückkehren läßt. Erblickt uns der alte Eisenfresser, dann sind wir Beide rettungslos verloren.

Beide verbargen sich hinter einen Strauch. Sie hielten ängstlich den Athem an.

In dem Momente, als sich das Pferd des Commandanten diesem Verstecke genähert hatte, machte der Reiter urplötzlich Halt und richtete an die Officiere, die ihn begleiteten, die Frage:

— Hat Einer von Ihnen Schwamm bei sich? Ich verspüre Lust, noch eine Pfeife Tabak zu rauchen.

Alle Drei beeilten sich, Feuer zu machen. In dem Augenblick, als der Commandant den Zündschwamm auf die gestopfte Tabakspfeife legte, gewahrte der Adjutant einen der beiden Officiere, die hinter dem Strauche

versteckt lagen. Er zog seinen Degen und fragte: „Wer da?"

— „Kyau!" antworteten zwei Stimmen zu gleicher Zeit.

— Wer seid Ihr? fragte der Commandant.

Beide wollten rasch die Flucht ergreifen.

— Lassen Sie diese Kerle nicht entfliehen! rief der Commandant seinen Begleitern zu.

Diese versperrten den Fliehenden den Weg. Alle Vier umzingelten sie.

— Kreuzbombenelement! rief der rauchende Commandant, was sehe ich? Einer dieser Nachtwandler ist Marquis d'Agdolo. Und wer ist denn der Andere?

— Ich bin Maler und heiße Joseph Grassi, antwortete der Gefragte.

— Und wie kommen Sie zu dieser Uniform, die Sie tragen?

— Ich lieh sie mir . . .

— Und wozu? fragte der graubärtige General.

— Um mit Hilfe dieser Verkleidung einen Unglücklichen aus den Mauern seines Kerkers zu befreien.

— Es freut mich, daß Sie wenigstens aufrichtig sind und mich nicht belügen wollen. Ich hoffe, daß beide Herren so vernünftig sein werden, wieder umzukehren, da Sie selbst begreifen werden, daß es

meine Pflicht und Schuldigkeit ist, Sie nicht entfliehen zu lassen. Machen Sie also keinen unnützen Versuch und gehen Sie gefälligst voran; wir werden Ihnen nachfolgen.

Agdolo und Grassi sahen sich genöthigt, den Weg, den sie hoffnungsvoll hinabgestiegen waren, hoffnungslos wieder hinanzusteigen.

— Was sagen Sie zu dieser herrlichen Nacht? fragte der Commandant den Marquis, welcher trostlos den Kopf hängen ließ.

— Ich finde, daß sie die traurigste meines ganzen Lebens ist.

— Ei, wer wird deshalb gleich verzweifeln! meinte der gemüthliche Graubart. Glauben Sie, daß ich Ihnen zürne? Sie thun mir Unrecht, Herr Marquis! Ich, in Ihrer Stelle, hätte nicht anders gehandelt. Nichts scheint mir verzeihlicher, als das ganz natürliche Bedürfniß, nach mehr als zwanzigjähriger Gefangenschaft einmal kosten zu wollen, wie süß die Freiheit schmeckt. Fürchten Sie ja nicht, daß ich Ihren Fluchtversuch anzeigen und Sie dadurch der Gefahr aussetzen werde, noch strenger behandelt zu werden, als bisher. Ich fühle Mitleid mit Ihnen, Marquis! Das aber — Sie werden es wohl begreifen! — gibt mir noch lange kein Recht, Sie mir nichts, Dir nichts entwischen zu lassen.

— Sie sind ein Mann von Herz, welcher Menschlichkeitsgefühl mit den Vorschriften seiner Pflicht besser zu vereinen weiß, als hundert Andere.

— Derlei Schmeicheleien, Herr, rühren mich nicht! — Sie, Herr Grassi, sind mir bis heute nur dem Namen nach bekannt gewesen; ich bin erfreut, einen Künstler Ihres Rufes nun auch persönlich kennen zu lernen. Auch Ihnen mache ich keine Vorwürfe; im Gegentheil: ich bewundere Sie; denn nicht Jeder wird so viel Herz besitzen, seine eigene Freiheit auf's Spiel zu setzen, um die eines Andern zu retten. In meiner Wohnung angelangt, werde ich Sie in Gegenwart dieser Herren einem kurzen Verhöre unterwerfen und Sie alsdann auf meine eigene Gefahr ruhig nach Hause schicken, umsomehr, da Ihr menschenfreundlicher Plan Ihnen leider mißglückt ist. Schon dadurch sind Sie hinlänglich bestraft, sprach der Commandant, gemüthlich weiter rauchend.

— Ich könnte Sie umarmen! sagte Grassi.

— Thun Sie's, wenn's Ihnen Spaß macht! Aber Kreuzbombenelement, bei diesem Geschwätz ist mir das Feuer meiner Pfeife ausgegangen. Am Ende habe ich genug geraucht. Weiß ich doch wirklich nicht, woher es kommt, daß der kreuzbrave Mond da oben mich heute viel weicher als gewöhnlich stimmt. Halt, meine

Herren, jetzt weiß ich den Grund. Heute vor achtzehn Jahren starb meine Frau, die ich mehr als die ganze Welt und mich selbst geliebt habe. Mir ist's, als wohne sie jetzt oben im Monde und blicke mit treuer Baucis-Liebe auf mich alten Philemon herab, der sie noch immer nicht vergessen kann, sprach der Commandant und wischte sich ein Paar Thränen aus den treuen Augen, die gläubig zum Monde aufblickten, um dort den geliebten Schatten seines Weibes zu suchen. Die Liebe von Philemon und Baucis ist also doch wohl keine Fabel, denn noch zu jener Zeit gab es Ehen, die, ausnahmsweise, glücklich waren.

Auf der Höhe der Festung angelangt, erfuhr der Commandant aus Grassi's Verhöre, daß der eigentliche Urheber dieses Planes ein Anderer sei, der das Mißlingen desselben jetzt dadurch abbüße, daß er selbst sich freiwillig seiner Freiheit beraubt habe und als Geißel für den Marquis im Kerker des Letztern zurückgeblieben sei.

Der Commandant fragte nach dessen Namen.

— Es ist derselbe Officier, sagte Grassi, der vor einigen Jahren sich genöthigt sah, in Folge eines jugendlichen Leichtsinns, durch welchen er den guten Ruf eines jungen Mädchens gebrandmarkt hatte, aus dem Heere auszuscheiden.

— Meinen Sie damit Herrn von B***? fragte der Commandant.

— Ja, Excellenz! erklärte der Maler.

— Ich kenne jene dunkle Geschichte und gestehe Ihnen, daß sie mich tief empört hat.

— Herr von B***, erklärte Grassi, ist besser als sein Ruf. Die Zeit hat ihn geläutert. Aus dem leichtsinnigen Roué von damals ist jetzt ein Mann von Ehre geworden, der Ihrer Verzeihung würdig ist.

— Auch er soll ungestraft bleiben! Aber sehen mag ich ihn nicht, denn jene That, welche er damals beging, ist in meinen Augen ein moralischer Mord gewesen, den ich ihm niemals vergeben kann. Wär' ich der Vater jenes verleumdeten Mädchens gewesen, wissen Sie, was geschehen wäre? Ich hätte dem elenden Verleumder dieses Schwert da durch die Brust gejagt.

— Sie sind ein Ehrenmann! sagte Grassi.

— Ich bin ein Soldat, der von der Picke auf gedient und der das Wenige, was er ist, keinem Andern, als sich selber zu verdanken hat. Nun können Sie gehen, Herr Grassi! Es ist ein Uhr und ich alter Knabe bin müde. Nehmen Sie auch Herrn von B*** mit sich. Sie aber, Marquis, schlafen heute Nacht bei mir. Und nun, gute Nacht, Meister Grassi!

Grassi und die Officiere entfernten sich. Ersterer eilte zu Herrn von B***, um ihm Alles zu erzählen, was unterdessen vorgefallen war.

— Der Commandant hat uns hochherzig verziehen. Kommen Sie, eilen Sie, denn unten erwartet uns Gräfin Lynar.

Herr von B***, darüber untröstlich, daß sein Plan mißlungen war, folgte schweigend dem Maler, der seine ganze Beredtsamkeit aufbot, um seinen Begleiter zu trösten.

— Gott, sagte Grassi, scheint nicht zu wollen, daß Agdolo frei werde. Fügen wir uns in dessen Rathschlüße!

Am Fuße der Festung angelangt, erzählte Grassi der Gräfin das Mißlingen ihres gemeinschaftlichen Planes. Sie war gefaßter, als Beide vermutheten.

— Wir haben redlich das Unsere gethan, sagte sie, der Himmel aber scheint ihm zu grollen, und lauter als je ruft mir die Stimme meiner Mutter zu: Der Unglückliche ist nicht zu retten!

Siebzehntes Kapitel.

Am 4. Februar 1797 wurde die Gräfin Auguste Charlotte zu Lynar im Schlosse zu Lübbenau von zwei Knaben entbunden, von denen der Eine in der bald darauf erfolgten Taufe die Vornamen: „Rochus Carl," der Andere die Vornamen: „Rochus Hermann" erhielt.

An dem Tage, an welchem dies Zwillingspaar das Licht der Welt erblickt hatte, befand sich der Graf zufällig auf der Jagd. Als bei dessen Rückkehr der Kammerdiener seinem Herrn die frohe Botschaft brachte, sagte Letzterer:

— Zwei Knaben auf ein Mal sind Luxus! Viel lieber hätte ich eine Tochter gehabt, leider aber thut meine Frau immer das Gegentheil von dem, was ich wünsche. Will ich ausfahren, wünscht sie zu Hause zu bleiben; wünsche ich zu Hause zu bleiben, will sie um jeden Preis ausfahren. Etwas Opposition lasse ich mir gefallen; ewiger Widerspruch aber wird endlich unerträglich. Ich wünschte, ich hätte gar nicht geheirathet,

denn genau betrachtet hat selbst die allerglücklichste Ehe einige Dornen, an denen man sich blutig ritzt. Die Ehe ist ein schleichendes Fieber, das endlich auch den Gesündesten umbringt. Meine Frau hat tausend gute Eigenschaften, aber einen Fehler, der sie alle verdunkelt: sie ist eifersüchtig über alle Maßen. Ewig wittert sie Untreue und Verrath. Ich wollte, meine gute Frau hätte ein halbes Dutzend kleiner Laster und nur eine Tugend: die nämlich, nicht eifersüchtig zu sein. — Zu jenen Hunderten, die sie ewig beargwohnt, gehört auch ihre Gesellschafterin. Bei Lichte betrachtet bin ich selbst daran Schuld. In einem schwachen Augenblick hatte ich die Thorheit begangen, meiner Frau zu gestehen, daß Angélique ungeachtet ihrer zwei und dreißig Jahre doch frischer und anziehender als manche Jüngere sei. Seit dieser unvorsichtigen Aeußerung ist die arme Angélique ein Gegenstand ihres fortwährenden Verdachts: meine Frau umringt mich und sie mit Spionen, deren Verschwiegenheit sie theuer erkaufen muß. Lieber Gott, wie danke ich Dir, daß Du mich mit dem lästigen Gefühle der Eifersucht verschont hast! Ich weiß sehr wohl, daß meine Frau gefallsüchtig ist; aber ich quäle sie deshalb nicht; sie kann machen, was sie will. Dieselbe Freiheit aber beanspruche auch ich. Ich weiß sehr wohl, daß zu den Leuten, die ihr den

Hof machen, auch Grassi gehört, den ich ihr zu Liebe gastfrei in mein Haus aufgenommen; aber eifersüchtig bin ich nicht! Man muß Jedem seine Freiheit gönnen. Diese christliche Monogamie ist ein Unglück! Wie beneide ich jeden Türken, der das Recht hat, sich so viele Frauen zu halten, als er ernähren kann! — Angélique gefällt mir mehr und mehr. Nichts ist verlockender, als die Frucht des Verbotenen. Wenn es erlaubt wäre, jede Frau zu lieben, die uns gefällt, würde die Untreue sehr bald aussterben und fast jeder Mann ein Musterbild ehelicher Treue sein. Denn nur das Verbotene schmeckt süß und aus diesem Grunde liebe ich Angélique, obgleich sie älter und weniger schön als meine Frau ist, zehnmal mehr, als die erlaubte Frucht. Der zähe Widerstand, den Angélique mir leistet verleiht ihr in meinen Augen einen erhöhten Reiz. Ich liebe sie vielleicht nur darum, weil sie sich die Miene gibt, als ob ich ihr — Gott weiß, wie sehr! — gleichgiltig sei. Sie ist schlau, wie eine Schlange. Sie weiß, daß Widerstand doppelt anziehend macht. Ah, da kommt der schlaue Satan! sagte der Graf und eilte ihr huldvoll entgegen.

— Vor einer Stunde, meldete Angélique, ist die Frau Gräfin von Zwillingen entbunden worden. Erlauben Sie mir, Ihnen zu gratuliren.

— Ich danke, mein lieber Schatz, antwortete Lynar, seine Hand auf den blendenden Marmor ihrer nackten Schulter legend. Wie geht es meiner guten Frau?

— Sie fühlt sich wohl und erwartet Sie.

— Ich bin ermüdet von der Jagd und fühle das Bedürfniß, zuvor ein Wenig auszuruhen.

— Dann will ich gehen, gnädiger Herr.

— Bleiben Sie noch einen Augenblick, Angélique. Mehr als jemals drängt es mich, gerade heute, wo wir ungestörter als gewöhnlich sind, Sie zu fragen, warum Sie mir gegenüber die Grausame spielen?

— Weil Sie, Herr Graf, verheirathet sind . . .

— Das ist ein uraltes Lied, an dessen Wahrheit ich stets gezweifelt habe. Glauben Sie, Angélique, daß ein verheiratheter Mann weniger Theilnahme verdiene, als einer jener Glücklichen, die noch frei und ledig sind?

— Ich glaube das Gegentheil, Herr Graf. In meinen Augen hat ein seiner Freiheit beraubter Gefangener mehr Anspruch auf mein Mitgefühl, als Jener, dem es vergönnt ist, im Genuße voller unbeschränkter Freiheit zu schwelgen. Aber gerade darum, weil er mein volles Mitleid verdient, erscheint er mir gefährlicher, als er wirklich sein mag, und gerade deshalb, weil ich fühle, daß er mir gefährlich werden kann, rathet mir die Klugheit, ihn zu meiden.

— Sie haben also Mitleid mit mir?

— Ich bedaure Sie unendlich, Herr Graf!

— Und warum? fragte der verliebte Ehemann.

— Weil Ihre Frau Gemahlin — verzeihen Sie mir dies offene Geständniß! — Sie wenig oder gar nicht zu lieben scheint.

— Mein Gott, Angélique, was schadet dies? Um so weniger haben Sie dann Grund, sich Vorwürfe zu machen, wenn Sie endlich einmal aufhören, mir gegenüber die Kalte, Unerbittliche zu spielen. Angélique, ich bitte und beschwöre Sie, diese Maske der Gleichgiltigkeit endlich fallen zu lassen und sich mir in Ihrer wahren Empfindung zu zeigen. Ich weiß, daß Sie mich lieben . . .

— Sie irren sich! sagte die Kokette.

— Nein, nein, Angélique, ich durchschaue Sie! Ich weiß, daß meine Huldigung Ihnen durchaus nicht gleichgiltig ist. Ich weiß, daß Sie hauptsächlich nur darum kalt scheinen, um durch diese Kälte desto sicherer die Gluth meiner Zuneigung zu entflammen; aber wenn Sie noch länger fortfahren wollen, mich in Ungewißheit zu lassen, dann werde ich endlich doch wohl zu der Einsicht gelangen, daß es klüger sein wird, Sie aufzugeben, als noch länger erfolglos für Sie fortzuschwärmen.

— Ich bitte, das Erstere zu thun. Denn niemals, Herr Graf, werde ich die Achtung vor mir selber so weit vergessen, den Gemahl meiner Gebieterin zu lieben.

— Gut, dann will ich Sie aufgeben, erklärte der Graf, der entschlossen war, die Absicht der Kokette zu durchschauen.

— Wie, fragte Angélique, Sie wollen mich verstoßen?

— Und warum nicht? Glauben Sie, daß ich nirgends Ersatz fände? Es gibt viele Frauen, welche schwach genug sein werden, mich vielleicht schon darum zu lieben, weil ich zufällig Graf und — Dank dem Himmel! — auch reich genug bin, jede Laune ihrer Eitelkeit befriedigen zu können. In einigen Tagen erwarte ich eine Polin; sie heißt Lodoiska und liebt mich. In ihren Armen werde ich Trost suchen.

— Thun Sie dies! sagte Angélique und wollte sich entfernen.

Der Graf hielt sie sanft zurück. Eine Thräne, welche er in ihrem Auge leuchten sah, hielt er für den Ausdruck ihres Schmerzes.

— Angélique, fragte er, wollen Sie ewig unerbittlich bleiben?

Sie schlug die Augen nieder und schwieg.

— Was soll ich thun, Angélique, um Sie zu

überzeugen, daß meine Neigung zu Ihnen wahr und innig ist?

— Ich glaube es Ihnen, daß Sie mich lieben; aber so lange ich nichts als die abhängige Dienerin Ihres Hauses, nichts weiter als die unterthänige Magd Ihrer Frau Gemahlin bin, werde ich mich niemals entschließen können, Sie wiederzulieben. Machen Sie mich frei und unabhängig: schaffen Sie mir eine sichere Zukunft, dann will ich jeden Ihrer Wünsche erfüllen und Sie mit allen Kräften meiner Seele lieben.

— Angélique, das, was Sie eben verlangt haben, finde ich vollkommen gerechtfertigt. Ich begreife recht wohl, daß eine Frau, welche geschaffen ist, zu befehlen, endlich müde wird, gehorchen zu müssen; ich begreife leider nur zu gut, daß diese untergeordnete Stellung Ihnen unerträglich sein muß. Aus diesem Grunde finde ich Das, was Sie wünschen, ganz natürlich. Und deshalb werde ich Sorge tragen, Sie vor Allem frei und unabhängig zu machen.

— Sie werden mich dadurch zu ewiger Dankbarkeit verpflichten, sagte Angélique, seine Hand erfassend, die sie liebeglühend an ihre Lippen zog.

— Sie sind ein Engel, der ein besseres Loos verdient, sagte der Graf und umarmte sie. Hören Sie nun, was ich für Sie thun will. Zwei Stunden von

Lübbenau ist eine reizende Villa zu verkaufen. Gefällt sie Ihnen, dann erlauben Sie mir, sie Ihnen schenken zu dürfen.

— Ich habe die schöne Lage jenes Landhauses oft genug bewundert und nehme Ihr großmüthiges Anerbieten mit tiefgefühltem Danke an.

— Sie bleiben nur noch so lange bei uns, als meine Frau das Bett hüten muß. In längstens acht Wochen verlassen Sie unser Haus und beziehen das Ihrige.

— Abgemacht! sagte Angélique und erwiederte die Umarmung des Grafen. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Wenige Augenblicke später finden wir den Grafen am Wochenbette seiner Gemahlin.

— Wie geht es Dir, ma chère? fragte der galante Ehemann.

Die Gräfin würdigte ihn keiner Antwort.

— Und warum zürnst Du mir wieder? Was habe ich verbrochen, daß meine Frage unbeantwortet bleibt?

— Sie sind ein Heuchler, Herr Graf, sagte die aufgeregte Wöchnerin. Zwei Stunden vor meiner Entbindung fand ich auf Ihrem Schreibtische einen in französischer Sprache geschriebenen Brief, der, eben so

reich an Liebesschwüren wie an orthographischen Fehlern, mit dem Vornamen „Lodoiska“ unterzeichnet ist. Wer ist denn diese unverschämte Dirne?

— Eine arme Polin, die ich zu jener Zeit, als ich mich um Deine Hand bewarb, in Dresden kennen gelernt, wo sie mit mir in einem und demselben Gasthofe gewohnt hatte. Sie brauchte Geld, ich gab's ihr. Bald darauf verließ sie Dresden und ging nach Berlin, wo sie die Bekanntschaft des Prinzen Louis machte, dessen Geliebte sie wurde, weil sie etwas Klavier spielen und ziemlich gut singen konnte. Lodoiska, welche frühzeitig genug die unverantwortliche Thorheit beging, Seiner königlichen Hoheit untreu zu werden, erhielt den Laufpaß und kehrte von Berlin nach Dresden zurück, wo sich der Ober-Kammerherr Graf Marcolini ihrer väterlich annahm, jedoch so lange nur, als er sie treu glaubte. Aber weil sie diese seltenste aller weiblichen Tugenden kaum vom Hörensagen kennt, blieb sie auch dem alten Grafen Camillo nicht länger als neun Wochen treu und verliebte sich dann abwechslungshalber in einen Stabstrompeter, dessen Name mir leider entfallen ist. Vor drei Monaten schrieb sie mir von ihm: „Il m'a volé, battu et abandonné,“ und in der Nachschrift bat sie mich wieder um Geld. Ich schickte ihr sechs Friedrichsd'or und ersuchte sie, mich fernerhin nicht mehr

zu belästigen, da ich nun verheirathet sei. — Acht Tage darauf bat sie mich abermals um Geld; diesmal schickte ich ihr keinen Heller. Gestern erhielt ich einen Brief, in welchem sie, falls ich ihr kein Geld schicken würde, die Drohung fallen ließ, nach Lübbenau zu kommen.

— Und wie lautete Ihre Antwort darauf?

— Ich antwortete ihr gar nicht.

— Und falls sie nun wirklich käme?

— Würde ich ihr den guten Rath geben, gleich wieder abzureisen oder sich darauf gefaßt zu machen, daß ich sie als zudringliche Bettlerin arretiren lasse, denn diese Polin ist eines jener bodenlos-liederlichen Geschöpfe, die keinen Funken von Mitleid verdienen.

— Ich gestehe Ihnen, daß der freche Ton ihres Briefes mich dergestalt empört hat, daß jedes ihrer zärtlichen Worte mir wie ein zweischneidiger Dolch in mein Herz drang und mich tödtlich verwundete. Wenn, sagte ich mir, sich mein Gemahl so tief erniedrigt hätte, eine solche Dirne lieben zu können, müßte ich ihn grenzenlos verachten.

— Kind, Du hast mir Unrecht gethan! Derlei Phrynen sind auch mir zuwider.

— Ich danke Ihnen, daß Sie mich darüber beruhigen, sagte die Gräfin, ihrem Gemahle die Hand reichend.

— Ich verlasse Dich jetzt, liebes Kind, um in meinem Zimmer die Zeitungen zu lesen, welche heute früh angekommen sind.

Er hauchte einen kühlen Kuß auf die fieberheiße Stirn seiner Gemahlin und ging.

— — — — — — — — — — — — — — —

Vier Wochen nach der Entbindung seiner Frau kaufte er für Angélique die Villa, für welche er mit dem dazu gehörigen Parke 32,000 Thaler zahlte. Das Innere dieser Villa erhielt eine so prachtvolle Einrichtung, daß Jeder, welcher die Schwelle derselben überschritt, in ein Feenschloß versetzt zu sein wähnte. Eine gußeiserne, stark vergoldete Wendeltreppe, deren Geländer aus Krystall-Säulen bestand, führte aus dem mit Marmor-Statuen geschmückten, im pompejanischen Style gemalten Vestibule in das erste Stockwerk des Hauses, das fünf mit asiatischem Luxus und sardanapalischer Verschwendung eingerichtete Zimmer enthielt: eine in türkischem Kiosk-Geschmack mit gelbseidenen Divans versehene Antichambre; ein Empfangs-Zimmer, dessen Ameublement mehr als fürstlich war; einen großen, eirunden Speisesaal, dessen Wände sich mit venezianischen Spiegeln und mit kostbaren Gemälden überkleidet hatten; ein Wohnzimmer, das sein reizendes Halbdunkel durch Glasmalereien erhielt, mit denen die

Fensterscheiben decorirt waren; ein Schlafcabinet, das allen erdenklichen Comfort in sich vereinigte, und endlich ein einfenstriges Badezimmer, in welchem eine Wanne von gemaltem China-Porzellan, ein türkischer Divan und persische Teppiche ein einladendes Ensemble bildeten, das nichts zu wünschen übrig ließ. — Im Erdgeschoße befand sich ein mit grünem Utrechter Sammet tapezirtes Vorzimmer, das in den dreifenstrigen Bibliotheksaal, von dort in das mit orientalischen Wandmalereien geschmückte Frühstückszimmer und aus diesem in das Garderoben-Gemach führte. Durch die Thür des Frühstückszimmers gelangte man in den äußerst geschmackvoll angelegten Garten und von da aus in den im englischen Style ausgeführten Park.

Diese Umwandlung eines einfachen Landhauses in einen der anmuthigsten Tempel des guten Geschmacks hatte, im Verlaufe eines Monats zu Stande gebracht, dem Grafen über 15,000 Thaler gekostet.

Vierzehn Tage später verließ Angélique das gräfliche Schloß und bezog die ihr zum Geschenk gemachte Villa, deren Pracht sie dergestalt überraschte, daß sie dem Grafen gerührt um den Hals fiel.

— Es freut mich, sagte der Geber, wenn Du mit der Einrichtung Deiner Villa zufrieden bist. Dein

Wunsch, Angélique, ist nun erfüllt: Du bist frei, Du bist unabhängig!

— Jetzt, Freund, bin ich Dein mit Leib und Seele! Jetzt bin ich nicht mehr die Magd Deiner Frau; jetzt brauchst Du Dich meiner nicht mehr zu schämen. Jetzt fürchte ich den Argwohn Deiner Frau nicht mehr. Jetzt darf sie erfahren, daß Du mich mehr als sie liebst, die Dich niemals geliebt und Dich nur auf Befehl ihres Vaters geheirathet hat. Wie oft hat sie mir seitdem gesagt, daß sie unglücklich ist, weil sie Nichts für Dich empfindet, weil Du ihr gleichgiltig und in Allem nur im Wege bist.

— Qu'importe? sagte der Graf. Weiß ich doch, daß Du mich liebst! Deine Liebe wird mich reichlich entschädigen. Jeden Tag werde ich Dich besuchen. In Deinen Armen werde ich glücklich sein!

— Wie aber, wenn die Gräfin jemals erführe?

— Und was läge daran? Bin ich nicht Mann und habe ich als Solcher nicht das Recht, Alles zu thun, was mir gefällt? Das Joch der Ehe ist unerträglich!

— Die Aerzte Deiner Frau haben einstimmig beschlossen, sie noch im Laufe dieses Sommers nach Italien und in die Bäder von Pisa zu schicken. Wirst Du, theurer Freund, sie begleiten?

— Nicht um Alles in der Welt! Auch sie wird es vorziehen, lieber allein als in der Begleitung ihres Gemahls zu reisen, der ihr, wie sie Dir gesagt hat, nur im Wege ist. Glaubst Du, daß ich blind sei? Glaubst Du, ich hätte nicht schon vier Wochen nach der Hochzeit bemerkt, daß ich ihr gleichgiltig bin? Sie liebt nur das, was sie nicht lieben soll. Auch sie, Kind, haßt die Ehe schon darum, weil sie mehr als alles Andere ihre Freiheit liebt. Jede Ehe aber ist nur Sklaverei! Geduldig schleppt man seine Kette, so lange es geht. Wenn's nicht mehr geht, zerreißt man sie.

— Versuche auch Du Dich wieder frei zu machen, rieth Angélique.

— Das geht nicht so schnell, Kind, als Du glaubst. Trenne ich mich von meiner Frau, dann hat sie nach Paragraph 7 unseres Ehevertrags jährlich eine Summe von zwölftausend Thalern von mir zu verlangen. Zwölftausend Thaler, Angélique, sind kein Pappenstiel! Und darum trenne ich mich nicht!

— Aber ist Freiheit und Unabhängigkeit nicht mehr als alles Gold der Erde werth? fragte die schlaue Kokette.

— Reden wir lieber von heitereren Dingen. Willst Du mich nächstens nach Paris begleiten?

— Nichts käme mir erwünschter als dies! Aber sage mir, was führt Dich gerade jetzt nach Frankreich?

— Dir will ich's sagen, liebes Kind! Es wird Dir bekannt sein, daß General Napoleon Buonaparte am 9. März 1796 die Witwe des Marquis Alexander de Beauharnais, die Maitresse des Generals Paul François Barras, eines der fünf Directoren der französischen Republik, geheirathet hat.

— Ich habe dies in den Zeitungen gelesen, entgegnete Angélique.

— Mein seliger Großvater, Graf Rochus Friedrich zu Lynar, welcher dänischer Gesandter in Stockholm und später in Petersburg gewesen war, hatte sich anno 1780 — ein Jahr vor seinem am 13. November 1781 erfolgten Ableben — nach Paris begeben und dort die Bekanntschaft jenes Marquis de Beauharnais gemacht, welcher kurz vorher der Gemahl der Mademoiselle Josephine Tascher de la Pagerie geworden war. Der Marquis, der meinen alten Großpapa sehr zu lieben schien, stellte ihn seiner jungen Frau vor, die, abergläubisch wie jede Creolin, ihm eines Abends, als Beide traulich am Kaminfeuer saßen, umständlich erzählte, daß ihr vor einigen Tagen von einer Kartenschlägerin, Namens Le Normand, prophezeit worden sei, sie werde einst Kaiserin von Frankreich werden. —

Auch ich, sagte mein Großvater, bin eine Art von Prophet, der Ihnen aus den Linien Ihrer Hand Ihre Zukunft weissagen kann. Haben Sie Vertrauen zu meiner Kunst, fuhr er fort, dann bitte ich Sie, mir einen Blick in Ihre Hand zu gestatten. — Frau v. Beauharnais war bereit dazu. Mein Großpapa betrachtete durch eine Loupe die geheimnißvollen Schriftzüge ihrer Hand und sagte nach einem Weilchen: Ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen! Ihre Kartenschlägerin hat Sie nicht getäuscht! Sie werden einst Kaiserin von Frankreich! — Wenn Ihre Weissagung, lieber Graf, jemals in Erfüllung gehen sollte, werde ich mich Ihrer dankbar erinnern und Ihnen einen Beweis meiner kaiserlichen Huld und Gewogenheit geben, erwiderte Frau von Beauharnais. — Wenn Sie Kaiserin werden, sagte mein Großpapa, werde ich schon lange begraben sein. — Dann werde ich, entgegnete die Kaiserin in spe, meine Huld auf einen Ihrer Söhne oder Enkel übertragen. — Ich halte Sie beim Wort, Madame, entgegnete mein Großvater und küßte die Hand der zukünftigen Majestät. — Vierzehn Jahre später wurde ihr Gemahl vor das Revolutionsgericht gestellt und als Contre-Revolutionair am 23. Juni 1794, vierunddreißig Jahre alt, auf dem Grève-Platze enthauptet. Kaum zwei Jahre später vermählte sich die junge, reiche Witwe, auf

Wunsch ihres Freundes Barras, mit dem General Buonaparte, welcher in Folge dieser Heirath an Scherer's Stelle den Oberbefehl über die französische Armee in Italien erhielt. In diesem Augenblick ist Josephinens Gemahl, wie Dir bekannt sein wird, der populärste Mann und größte Held der französischen Republik. — Ich will nun nach Frankreich, liebe Angélique, um mich der Frau von Buonaparte vorstellen zu lassen und sie an das Wort zu erinnern, welches sie als Frau von Beauharnais meinem alten Großpapa gegeben hat.

— Sie braucht es ja dann erst zu erfüllen, wenn sie Kaiserin von Frankreich geworden ist . . .

— Wer weiß, ob ich dies erlebe. Mich treibt nicht Ehrgeiz nach Paris; ich wünsche weiter nichts, als durch die Freundin meines Großvaters den gefeiertsten Helden Frankreichs persönlich kennen zu lernen. Nichts ist interessanter, als sogenannte Große in der Nähe zu betrachten. Wie mancher dieser Riesen schrumpft dann in einen Zwerg zusammen! Ich bin neugierig, zu erfahren, ob General Buonaparte auch in der Nähe betrachtet so groß wie sein Ruf in der Ferne ist.

— Es ist wunderbar, sagte Angélique, daß auch Deine Frau sich für diesen Mann in so hohem Grade interessirt, daß sie dessen Feldzüge in Italien mit einer Aufmerksamkeit verfolgt hat, die wenigstens für mich

bisweilen geradezu komisch war. Nach dem Siege von Montenotte bekränzte sie die Büste des Generals mit einem Lorbeerkranze, und seitdem schwärmt sie für ihn.

— Das erlaube ich ihr; solche Schwärmerei für Helden in der Ferne hat oft das Gute, daß sie die Aufmerksamkeit von Andern ablenkt, die uns näher stehen. Meine Frau gehört zu Jenen, die sich für Jeden begeistern, welcher Aufsehen macht, gleichviel ob der Mann ein Napoleon Buonaparte oder ein Cartouche ist. Sie leidet vor Allem an Ehrgeiz. Hätte der liebe Gott aus ihr einen Mann gemacht, dann würde auch sie die Welt mit ihrem Ruhme erfüllt haben; aber da sie nur ein Weib ist, gefällt sie sich in der Bewunderung solcher Männer, deren Ehrgeiz sie rastlos von einem Siege zum andern treibt. Dieser General Buonaparte steht an der Schwelle einer großen Zukunft: unaufhaltsam steigt er von Stufe zu Stufe.

— In den Augen Deiner überspannten Frau ist er ein Halbgott, dessen lawinenartig wachsender Weltruhm sie mit abgöttischer Anbetung erfüllt. Eines Tages sagte sie zu mir: zehn Jahre ihres Lebens möchte sie opfern für den Wunsch, sich eine Stunde in den Strahlen jenes Helden sonnen zu dürfen, der, ein neuer Alexander, den Trieb und die Macht in sich fühlt, die halbe Welt zu erobern.

— Um so lieber wird sie den Rath ihrer Aerzte befolgen und nach Italien gehen, um dort die frischen Siegesspuren ihres Abgotts zu verfolgen. Während sie an den Ufern des Arno umherschwärmt, wollen wir Beide uns an den Ufern der Seine amüsiren und die Freuden des Lebens in vollen Zügen genießen. Ich habe keine Zeit zu verlieren, Angélique, denn eine Ahnung sagt mir, daß ich bald sterben werde.

— Was berechtigt Dich zu dieser Furcht? fragte Angélique, beide Arme um seinen Hals schlingend und nachforschend in die meerblaue Tiefe seiner Augen blickend.

— Ich fühle mich matt und angegriffen. Ein Mann, der so frühzeitig wie ich angefangen hat, das Leben zu genießen und alle Becher der Freude bis auf die Hefe zu leeren, altert schneller als jeder Andere, der in seinem fünfundzwanzigsten Jahre manche Freude dieses irdischen Daseins kaum dem Namen nach kennt. Mir aber ist nichts fremd geblieben. Ich bin blasirt und gänzlich abgestumpft.

— In meinen Armen wirst Du allmälig von Neuem aufleben, an meiner Brust Dich verjüngen und wieder Geschmack finden an dem durch Liebe verklärten Leben. Denn was ist Leben ohne Liebe?!

— Ein Truthahn ohne Trüffel! sagte der Graf,

der, von Müdigkeit angewandelt, die Angeln seines Mundes zum Gähnen öffnete. Ich bin heute verteufelt müde, Angélique, sagte er zu seiner Maitresse und legte sein Haupt auf ihren Schoos.

— Schlafe, Kindchen, schlafe! sagte Angélique und streichelte das blonde Haar ihres Freundes, der die Augen schloß und gleich darauf einschlief.

Die Schweizerin betrachtete das Haupt des Schläfers und murmelte dann leise die Worte vor sich hin:

— Mein guter Rochus ist etwas langweilig!

Achtzehntes Kapitel.

Am 8. Juni 1797 trat die Gräfin Auguste Charlotte zu Lynar in Begleitung eines ihrer beiden Hausärzte, zweier Stubenmädchen und eines Kammerdieners ihre Reise nach Italien an.

Italien war das Land ihrer Sehnsucht. Sie hatte davon so Vieles gehört, so Vieles gelesen, daß sie kaum erwarten konnte, die Sonne dieses Wunderlandes einzuathmen.

Ihr Reiseplan führte sie über Wien und Triest nach Venedig.

Es gibt auf Gottes schöner Erde keine zweite Stadt, die auf ein poetisches Gemüth so tiefen, nachhaltigen Eindruck macht, wie das von Götterhänden gebaute Venedig, das uns wie ein versteinertes Märchen aus Tausend und Einer Nacht anlacht und den Fremden, der sich in einer still verschwiegenen Mondscheinnacht zum ersten Male in der Gondel auf dem Rücken der Lagunen schaukelt, in wunderholde Träume wiegt und ihm eine neue Welt erschließt, deren feen-

hafter Zauber unbeschreiblich ist. Die alte Markusstadt mit ihrem Dogenpalaste ist eine jener Reise-Erinnerungen, die man niemals vergessen wird. Jeder, der einen Abend auf dem Markusplatze verlebt hat, wird dort mehr Novellen- und Roman-Stoff aufgesammelt haben, als irgend anderswo. Nirgends wird man sich einen bessern Rückblick auf Venedig's glänzende Vergangenheit verschaffen können, als vor dem Eingange der Markus-Kathedrale, die eines der erhabensten Denkmale der byzantinischen Baukunst ist. Jeder, der einmal den Campanile bestiegen und von der Höhe dieses Glockenthurms auf den Wirrwar der Häuser herabgeblickt hat, von welchen jedes Einzelne eine Festung en miniature ist, wird sich eingestehen müssen, daß ganz Venedig ein aus Wasser und Marmor zusammengesetztes Räthsel ist.

Gräfin zu Lynar verweilte hier vierzehn Tage. Sie wohnte am Canal grande im Palazzo Balbi, den wenige Tage vorher General Buonaparte bewohnt hatte. Hier schwärmte, hier träumte sie von ihm. In einem dieser Träume war ihr der Held von Arcole erschienen, die flatternde Sieges-Fahne in der Hand. Er hatte sie eines Blicks gewürdigt und ihr zugeflüstert: „Eines Tages werden wir uns wiedersehen!“

Zu jener Zeit befand sich Buonaparte in Mai-

land, wo er am 10. Mai 1797 mit der Republik Venedig jenen Vertrag unterzeichnet hatte, laut welchem der letzte Doge, Ludovico Manin, und der große Rath seiner Souverainetät entsagen und Venedig den französischen Truppen einräumen mußten. Buonaparte bürdete der besiegten Republik harte Opfer auf. Venedig mußte eine Contribution von sechs Millionen Dukaten zahlen, außerdem zwanzig der herrlichsten Meisterwerke der venetianischen Malerschule und fünfhundert der seltensten Handschriften der Markus-Bibliothek dem Sieger ausliefern.

Am 18. Mai rückten dreitausend Franzosen in Venedig ein, das bis zu diesem Tage noch kein feindlicher Fuß betreten hatte. An die Stelle des großen Raths trat eine aus sechszig Mitgliedern zusammengesetzte provisorische Regierung, die am 25. Mai das Gebäude und die Gefängnisse der Staatsinquisition niederreißen ließ. Buonaparte war's gewesen, welcher Venedig's vergoldete Fesseln der aristokratischen Tyrannei gesprengt hatte. Am 4. Juni wurde am Fuße des neu aufgepflanzten Freiheitsbaums das goldene Buch des venetianischen Adels verbrannt und „Freiheit und Gleichheit“ eingeführt. Als der Doge Manin sich gezwungen sah, den Eid der Treue zu schwören, stürzte er bewußtlos nieder.

Venedig schwelgte im ersten Rausche der Freiheit, als Gräfin Lynar den Boden dieser Stadt betrat. Der Enthusiasmus, den Buonaparte's neuer Sieg erregte, berauschte unsere Gräfin dergestalt, daß sie fast eben so trunken wie ganz Venedig war.

Von hier ging sie nach Mailand. Das Diadem der Sehenswürdigkeiten dieser Stadt ist der weltberühmte Dom, der ihre Erwartung, wie groß sie auch gewesen war, bei Weitem übertraf. Diese prachtvolle Kathedrale, gegründet im Jahre 1386 von Giovanni Galeazzo Visconti, Herzoge von Mailand, ist von weißem Marmor in gothischem Style, mit Ausnahme der von Pellegrini in byzantinischem Geschmack ausgeführten Façade. Der erste Baumeister dieses Domes soll ein Deutscher, Heinrich Arler aus Gmünd, gewesen sein. Seit ihm haben 170 Ingenieure und Architecten ihr Talent dem Ausbau dieses Tempels geweiht. Die fünf Schiffe desselben ruhen auf 52 achteckigen, mit einer Unzahl von Statuen geschmückten Säulen. Auf dem Dache des Domes prangen 107 größere und kleinere Thürme: der größte derselben, von Francesco Croce um das Jahr 1772 vollendet, hat eine Höhe von 326 Fuß. Fünfhundertzwölf Stufen führen auf die äußerste Spitze. Doch schon auf der Hälfte der Höhe gelangt man auf das eigentliche Dach und tritt von hier in einen Wald

von blendenden Marmorthürmen, in ein Gewimmel von großen und kleinen Bildsäulen, deren Zahl auf 4500 angegeben wird. Mitten in diesem Tohu-bohu von Thürmen und Statuen fühlt man sich von der Größe dieses Wunderbaues dergestalt gedrückt, daß man Anfangs kaum zu athmen wagt. — Im Innern der Kirche selbst ist vor Allem die Sakristei wegen der zwei silbernen Bildsäulen des heiligen Ambrosius und Carl Borromäus, von Procaccini, sehenswerth. Der ganze Silberschatz des Mailänder Domes wird auf zwei Millionen Lires geschätzt. — In der Nähe des großen Altars bewundert man die Statue des geschundenen Sanct Bartholomäus, eine Bildhauerarbeit von Agrate, die unserer Landsmännin so sehr gefiel, daß sie den geschundenen Heiligen in das Album ihrer: „Impressions de voyage“ aufnahm.

Von Mailand reiste sie nach Genua. Mit Recht heißt diese stolze Dogenstadt „la superba,“ denn in der That ist sie eine der prachtvollsten Städte von ganz Italien. Am Südzipfel der Apeninnen-Kette steigt sie am Meerbusen amphitheatralisch mit ihren kühnen Befestigungen und ihren imposanten Palästen empor. Der erste Palast, der dem Reisenden, welcher von Mailand kommt, majestätisch entgegentritt, ist der, den sich Andreas Doria, der Admiral Papst Paul's III., Kaiser

Karl's V. und König Franz's I. von Frankreich im Jahre 1529, wie die lange, lateinische Inschrift sagt, als Ruheplätzchen für sein Alter bauen ließ. Die Façade dieses riesigen „Ruheplätzchens" bildet eine ganze Straße, welche „Strada di San Benedetto" heißt. Von der imposanten Terrasse des in französischem Geschmacke angelegten, mit gestutzten Cypressen und Buchsbäumen ausgestatteten Gartens genießt man eine entzückend schöne Aussicht auf den reich belebten Hafen. — In der Mitte des Gartens erhebt sich ein Neptun mit seinem Dreigespann, umgeben von einem Kreise weißmarmorner Adler, welche blendende Wasserstrahlen in's Bassin gießen.

In der Strada Carlo Alberto, zwischen der Kirche San Ambrosio und der Kathedrale San Lorenzo, erhebt sich der Dogen-Palast, der letzte Zeuge der 1797 von den Republikanern zu Grabe getragenen Dogen-Herrlichkeit.

Von der Unzahl der Kirchen — Genua zählt deren wohl über hundert — besuchte die Gräfin nur die Kathedrale San Lorenzo und die Kirche San Matteo, in deren unterirdischer Kapelle das Grabmal des Admirals Andrea Doria und in der Sakristei das Schwert gezeigt wird, welches Paul III. seinem tapfern Admirale Doria geschenkt hat.

Unter den Bildern, welche im Palazzo Brignole die Bewunderung unserer Reisenden erregten, befand sich eine Madonna von Carlo Dolce und eine Anna Bolena von Hans Holbein. Letztere gefiel ihr besser, als Erstere. Italien ist das Land, wo man sehr bald madonnenmüde wird, weil man sie hier bis zum Ueberdruß in allen Größen und Farben sieht.

In Genua blieb sie vier Tage. Dann ging's über Livorno nach Pisa, wo sie sich auf Rath ihres ärztlichen Begleiters niederließ.

In Pisa sind fast alle Sehenswürdigkeiten auf einem Platze zusammen gedrängt; der prachtvolle, in toskanisch-byzantinischem Style erbaute Dom ist eine der schönsten Kirchen von ganz Italien. Die Bronze-Thür am Haupteingange ist mit herrlichen Reliefs von Giovanni da Bologna geschmückt. Das Innere dieser Kirche besitzt den ganz eigenthümlichen Reiz, daß man sich hier mehr als in jeder andern wunderbar heimisch fühlt. — Neben diesem Dome erhebt sich der Campanile, der sogenannte „schiefe Glockenthurm,“ an welchem Galileo Galilei die Gesetze der Schwerkraft erforscht haben soll. — Im Battisterio, einem der schönsten Denkmale mittelalterlicher Baukunst, wurde Gräfin Lynar durch das merkwürdige Echo überrascht, das eine ganze Octave von Tönen mit glockenreiner Klarheit wieder-

holt. — Im Campo santo, dem großartigen Friedhofe, in welchem mehr als ein berühmter Pisaner ruht, zog sie von allen Grabmälern keins so sehr als jenes an, welches Friedrich der Große seinem gelehrten Freunde Algarotti setzen ließ.

Vierzehn Tage nach der Ankunft der Gräfin in Pisa langte daselbst auch der Maler Grassi an. Sie war erfreut, daß der Zufall auch ihn hierher geführt.

In der Gesellschaft dieses Künstlers, dessen Talent ihr fast eben so viel Hochachtung als die Reinheit seines Characters eingeflößt hatte, machte sie nun fast jede Woche einen mehr oder minder längern Ausflug nach Florenz.

Florenz ist eine jener Städte, deren erster Eindruck weit weniger günstig ist, als man zu erwarten pflegt; man glaubt in ein Paradies hineinzufahren und erblickt eine ganz gewöhnliche Stadt, deren Aeußeres durchaus nichts auffallend Schönes hat. Und doch ist Florenz ein höchst angenehmer Ort: es gleicht einer jener seltenen Frauen, die uns Anfangs ziemlich kalt lassen, bei näherer Bekanntschaft aber von Tag zu Tage mehr Reiz, mehr Zauber, mehr Anziehungskraft gewinnen und von denen man sich zuletzt nur mit schwerem Herzen trennt, weil man sie ernstlich lieb gewonnen hat. — Es gibt wenig Städte, an welche sich

so viel historische und artistische Erinnerungen knüpfen, als an die Stadt der Medicäer.

Florenz ist die Wiege drei der größten Dichter aller Zeiten und Nationen: Dante, Petrarca und Boccaccio. Florenz ist die Vaterstadt Macchiavelli's, dessen Name mehr als jede Lobrede sagt. Florenz ist die Vaterstadt drei der größten Naturforscher: Galilei, Viviani und Torrelli. Florenz ist das ehrwürdige Jupiterhaupt, dem ein ganzer Schwarm von Malern, Bildhauern und andern Künstlern entsprungen ist. Auf jedem Platze, in jeder Straße liegt ein Stück Kunst- und Literatur-Geschichte.

Eine Frau, die, wie Gräfin Lynar, mehr als Tausende ihres Gleichen das glühende Bedürfniß fühlte, den Kreis ihrer Kenntnisse täglich mehr und mehr zu erweitern, wanderte mit heiliger Pietät durch die Straßen dieser Stadt, in welcher so viel weltberühmte Dichter und Künstler gelebt und gewirkt haben. Sie wanderte von Platz zu Platz und suchte die Geburtshäuser der Unsterblichkeiten von Florenz auf. In der Via Ghibellina (Nummer 7588) wurde eines der größten Genies Italiens, Michel Angelo Buonarotti, gleich groß als Maler, Dichter und Bildhauer; in der Via Santa Chiara (Nummer 5079) Benvenuto Cellini, auf der Piazza San Martino (Nummer 631)

in einem ärmlichen, zweifensterigen Hause Dante Allighieri, der unsterbliche Sänger der „göttlichen Komödie" geboren. In der Via de' Bardi, in der Casa Manuelli (Nummer 1309) schrieb Boccaccio einen Theil seines „Decamerome;" in der Via de' Guicciardini (Nummer 1754), in einem gleichfalls zweifensterigen Hause, starb der florentinische Livius, der Mann, der den „Principe" und eines der feinsten Lustspiele „la Mandragora" geschrieben; hier starb Niccolo Macchiavelli am 22. Juni 1527 in der drückendsten Armuth. — In der Via della Scala (Nummer 4333) in einem winzig kleinen Häuschen, vor dem sich jetzt eine kleine Kapelle erhebt, sammelte Antonio Magliabecchi zwanzig Jahre lang seine Bücherschätze, um sie nach seinem Tode der Stadt Florenz zu schenken. Auf dem Borgo degli Ognisanti, im Hospitale San Giovanni di Dio, ruhen die irdischen Ueberreste jenes Amerigo Vespucci, der dem Genuesen Christofero Colombo die Entdeckung Amerika's streitig gemacht, und in der Biblioteca Laurenziana bewahrt man in einem krystallenen Becher eine Reliquie von Galileo Galilei, einen seiner Finger, welchen Gori dem Leichname des großen Astronomen abgeschnitten hatte.

Eines der denkwürdigsten Häuser steht in der Via

Maggio (Nummer 1921). Hier, in einem schmucken, mit Fresken gezierten vierfensterigen Hause von zwei Stockwerken hatte einst eine der schönsten Frauen von ganz Italien gewohnt. Im Innern dieses Hauses liest man die Inschrift:

„Bianca Capello, prima che fosse moglia a
Francesco I. de Medicis abita questa casa,
che ella si edificava nell' anno 1566."

In diesem Hause wohnte Bianca Capello, die Perle von Venedig, zur Zeit, als sie die Geliebte des Großherzogs Franz I. von Medicis gewesen war, der ihren Gemahl in jenem engen Seitengäßchen, das diesem Hause gegenüber liegt und Via Squazza heißt, Nachts durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen ließ. Zu derselben Zeit lebte noch des Großherzogs erste Frau, Giovanna, Tochter Kaiser Ferdinand's I. Um seine Liebe zu Bianca Capello geheim zu halten und, von Keinem gesehen, in deren Haus zu gelangen, ließ er vom Palazzo Pitti aus nach der Via Maggio einen unterirdischen Gang graben, welcher noch heutzutage existiren soll. Sechs Monate nach dem Tode seiner Frau (am 12. October 1578) vermählte er sich mit Bianca Capello und neun Jahre später wurden Beide an einem und demselben Tage (20. October 1587)

auf ihrer Villa zu Poggio Cajano vergiftet durch Cardinal Ferdinand von Medicis, Bruder und Nachfolger von Bianca's zweitem Gemahle. — Im Audienzsaale des Palazzo vecchio sah Gräfin von Lynar die Bildnisse der Ermordeten; zwischen Beiden hing des Mörders Bild; alle Drei gemalt von Allori-Bronzino.

Von den öffentlichen Plätzen ist die Piazza di Gran Duca der Brennpunkt von ganz Florenz. Hier erhebt sich der von Arnoldo di Lapo im Jahre 1298 erbaute Palast der Signoria. In diesem Palaste ist der Riesensaal des Raths der Fünfhundert, durch sechsunddreißig Fresken von Giorgio Vasari, durch eine Statue der Göttin Victoria von Michelangelo Buonarotti und durch ein kolossales Standbild Leo's X. von Baccio Bandinelli berühmt. — In dem gegenüber liegenden Saale des Rathes der Acht befindet sich eine ziemlich vollständige Gallerie von Bildnissen der Familie von Medicis; hier sieht man unter Andern ein Portrait Katharinens und Maria's von Medicis, von denen die Erste Gemahlin des zweiten, die Letzte Gemahlin des vierten Heinrich's von Frankreich gewesen war. — Eines der schönsten Bilder ist das Portrait des Großherzogs Giovanni Gastone, des Letzten der regierenden Medicäer. An der äußern Thür, die vom Audienzsaale in den Saal des Rathes der Acht führt, prangen die Bild-

nisse Dante's und Petrarca's, in Holz geschnitten von Benedetto a Majano. — Von diesem Palaste aus gelangt man durch einen Corridor in den von Cosmo I. erbauten Palazzo degli Uffizii, in welchem sich die Biblioteca Magliabecchiana und die Bildergallerie befindet. Aus der Unmasse von guten und schlechten Bildern, welche darin aufgehäuft sind, gefiel unserer Gräfin ein Bild von Giovanni da San Giovanni blos darum, weil es das originellste der ganzen Sammlung ist: eine Venus, die, mit einem Kamme bewaffnet, auf Gott Amor's schelmischem Haupte . . . Läuse sucht. — Unter den Statuen ragt die Gruppe der Niobiden (eine Copie des griechischen Bildhauers Skopas), die mediçäische Venus, ein Apollo aus der Schule des Praxiteles und der von Michelangelo Buonarotti restaurirte Faun hervor. — In diesem Saale prangen nicht weniger als sechs Raphaels, worunter seine „Fornarina," die ohne Zweifel eines seiner schönsten Meisterwerke ist. — Aber mehr als dies Alles gefiel unserer Landsmännin das Kabinet der Bildnisse berühmter Maler, die sich zum größten Theile selbst gemalt haben; es ist die vollständigste Portraits-Sammlung dieser Art und zählte schon damals, als Gräfin Lynar in Pisa gelebt, gegen vierhundert Bildnisse: darunter befand sich Raphael und sein Meister Perugino, Giulio Romano, Leonardo

da Vinci, Tizian, Michelangelo Buonarotti, Paolo Veronese, Tintoretto und seine Tochter Marietta, Guido Reni, Carlo Dolce, Cristofero Allori, Giovanni Bellini und Salvatore Rosa. Von nicht italienischen Meistern prangen hier die selbst gemalten Portraits von Velasquez, Rubens, Rembrandt und Van Dyk, Dürer und Holbein, Raphael Mengs und Josua Reynolds, von Sophonisbe Anguissola und Angelica Kauffmann.

Von der Bildergallerie dagli Uffizii führt ein nicht allen Fremden bekannter Gang (über den Ponte Vecchio und viele Häuser hinweg) nach dem Palazzo Pitti, dem Residenzschlosse der Großherzoge von Toskana. Die Verbindung des Palazzo Pitti mit dem Palazzo Vecchio ist eine der interessantesten Sehenswürdigkeiten von ganz Florenz; doch bedurfte es — wenigstens damals — zur Besichtigung derselben einer zuvor eingeholten Erlaubniß.

Der Pitti-Palast, 1440 von Filippo Brunelleschi für Luca Pitti, Gonfaloniere von Florenz, erbaut und von einem Urenkel des ersten Besitzers 1550 an Eleonora von Toledo, Gemahlin Cosmo's I. von Medicis, verkauft, ist eines der prachtvollsten Residenzschlösser von ganz Europa, eine imposante Steinmasse, die Hunderte von Millionen gekostet haben soll. — Das erste Stockwerk

hat 23, das zweite 13 Fenster Fronte. Im ersten Stockwerke befindet sich in eilf Sälen eine der reichsten und berühmtesten Bildergallerien der Welt: 497 Bilder, deren Gesammtwerth ein italienischer Kunstkenner auf hundert Millionen Dukaten berechnet hat.

Ueberfättigt von Kunst, flüchtete Gräfin Lynar in die Arme der Natur, in den Schloßgarten, in den Giardino di Boboli. Dieser Boboli-Garten ist ein ewig grünes Feenmärchen, ein unbeschreiblich schöner Zauberhain, bevölkert von 5000 Blumenvasen, 500 Citronen- und Orangen-Bäumen und von fast eben so vielen Statuen, die, eingehüllt in den Schatten immergrüner Lorbeer-, Pinien- und Cypressen-Bäume, uns Wunderdinge aus den Zeiten der Medicäer heimlich in's Ohr flüstern. In diesen geheimnißvoll stillen Alleen lustwandelten die Töchter des Hauses Medicis: Katharina, die Gemahlin Heinrich's II.; Maria, die Gattin Heinrich's IV.; Anna, Tochter Cosmo's II.; Claudia, Tochter Ferdinand's I.; Leonore, Tochter des ersten Franz von Medicis. Das Amphitheater dieses Gartens war der Schauplatz der üppigsten Feste gewesen: hier wurde 1652 die Vermählung Anna's von Medicis mit dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich und, neun Jahre später, die Hochzeit Cosmo's III. mit Margaretha Louise von Orleans gefeiert. — Die ganze

Anlage dieses wunderherrlichen Gartens — das Vorbild, nach welchem Le Notre die Gärten von Versailles und Marly angelegt — ist von Niccolo Braccini, genannt il Tribolo, und von Bernardo Buontalenti, die sich durch diesen Feenhain ein unvergängliches Denkmal gesetzt haben.

Aus dem Boboli-Garten kehrte Gräfin Lynar, von Grassi geführt, nach dem Mittelpunkte der Stadt zurück, um dort vier der berühmtesten Kirchen in Augenschein zu nehmen: die Santa Maria del Fiore, die Santa Annunziata, die Santa Croce und die San Lorenzo-Kirche. — Die erste dieser vier Kirchen, der Dom, ist ein großartiges Bauwerk, das die Namen seiner Meister — Arnolfo di Lapo, Giotti, Taddeo Gaddi und Filippo Brunelleschi — den Schöpfer der Kuppel, die ein steinernes Wunder ist, unsterblich gemacht hat für alle Zeiten. Die Statuen des ersten und letzten dieser großen Architecten stehen dem Dome gegenüber, zwei Meisterwerke von Luigi Pampaloni. — Im Innern des Doms erhebt sich ein Denkmal Giotti's mit einer Grabschrift von Angelo Poliziano und das Denkmal Brunelleschi's mit einem Epitaphium von Marzupini. — Der Glockenthurm ist jenes Meisterwerk, von welchem Kaiser Karl V. gesagt, man solle es in ein Gehäuse stellen und es dem Volke jährlich

nur einmal zeigen. — Dieser Thurm hat zwölf Millionen Goldgulden gekostet.

In der Annunziata ist vor Allem das Monument des Malers Andrea del Sarto sehenswerth. — Auf dem Platze dieser Kirche steht die von Tacca aus Kanonen-Erz gegossene Reiter-Statue des Großherzogs Ferdinand I. von Medicis, dessen Kopf nach den nun zugemauerten Fenstern des gegenüber liegenden Palastes schaut, aus welchen ihn einst seine Geliebte, die schöne Anna Ricciardi, huldvoll angelächelt hatte. — Dicht am Palaste dieser Schönen liegt das Findelhaus. — Santa Croce ist das Pantheon von Florenz: hier prangt links am Eingange das Denkmal Galileo Galilei's, rechts erheben sich die Monumente von Dante, Macchiavelli und Michelangelo Buonarotti's.*)

Das prächtigste aller Denkmäler hat Ferdinand I. sich und seinen fünf Vorfahren in der Kapelle der Medicäer in San Lorenzo gesetzt. In der Mitte der Kirche bezeichnet ein einfacher Stein die Ruhestätte

*) Seitdem hat sich diesen Denkmälern auch das des berühmten Trauerspiel-Dichters Vittore Alfieri angereiht. In einer Seiten-Kapelle ruht auch dessen Geliebte, Aloisia, Gräfin zu Stolberg.

jenes Cosmo I. von Medicis, den sein dankerfülltes Volk mit dem schönsten aller Titel belehnt hat, denn es nannte ihn: „pater patriæ.“ An der rechten Seite dieses Fürsten schlummert die irdische Hülle des Bildhauers Donatello. — Im anstoßenden Kloster dieser Kirche befindet sich die weltberühmte Biblioteca Laurenziana, die damals schon über 7000 Manuscripte besaß. Letztere sind mit eisernen Ketten auf den Bücherpulten angeschlossen. Einige der seltensten Handschriften — ein Virgil, ein Tacitus und ein Decameron von Boccaccio — liegen unter Glas und Rahmen. Aber mehr als diese Handschriften interessirten sie zwei auf Seide gemalte Bilder von Laura und Petrarca, gemalt im vierzehnten Jahrhunderte. Nach diesen Portraits zu schließen muß Laura di Noves blond und keineswegs schön, Petrarca aber ein Muster von Häßlichkeit gewesen sein.

Gräfin Lynar kehrte aus diesem Kloster nach der Piazza di Gran Duca zurück. Hier in der Loggia de' Lanzi, die ein wahres Golkonda von Bildhauerschätzen ist, prangen: Perseus mit dem Medusenhaupte und Judith und Holophernes in Erz gegossen von Benvenuto Cellini, der Raub der Sabinerin und Herkules, den Centaur bekämpfend, von Giovanni da Bologna u. s. w. u. s. w. Vor dieser Loggia, die ehemals die Hauptwache der deutschen Lanzenknechte gewesen, war

Girolamo Savonarola, der Freund und Lehrer eines ihrer Vorfahren, Nikolaus von Schönberg, auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden. — Vor dem Eingange des dieser Loggia gegenüber liegenden Palazzo Vecchio erhebt sich ein kolossaler David von Michelangelo und ein Herkules von Baccio Bandinelli. Links vom Palaste imponirt ein riesiger Neptun mit Tritonen von Bartolomeo Ammanati und die Reiterstatue Cosmo's I. von Giovanni da Bologna.

Es gab keinen besser unterrichteten Cicerone als Joseph Grassi, der, selber Italiener, Italien so gut als sich selber kannte.

Nachts, wenn er mit der Gräfin auf der Piazza auf- und niederging, Nachts, wenn der Mond diese Statuen in die zitternden Strahlen seines Lichts eingehüllt hatte, erzählte der Maler seiner wißbegierigen Schülerin blaue Wunderdinge aus dem Leben jener Maler und Bildhauer, deren Werke sie mit enthusiastischer Bewunderung erfüllten. Gräfin Lynar war dann ganz Ohr. Ihr Geist versenkte sich in die alten Zeiten zurück, wo am Hofe der Medicäer ein großer Künstler, ein ausgezeichneter Poet höher als der Troß faullenzender Hofschranzen stand, wo Florenz das sonnige Asyl aller Künste und Wissenschaften gewesen war.

Der Letzte der Medicäer, Giovanni Gastone, der zweite Sohn Cosmo's III., der seit 1697 in unglücklicher und unfruchtbarer Ehe mit der Prinzessin Anna von Sachsen-Lauenburg gelebt hatte, starb am 9. Juli 1737. Mit ihm starb das Haus Medicis aus. Ihm folgte Herzog Franz III. von Lothringen. Seitdem war Florenz nicht mehr das Florenz von Ehedem.

Neunzehntes Kapitel.

— Welches Ohr klingt mir? fragte Angélique, als sie in dem von vier Extrapostpferden gezogenen Reisewagen an der Seite des Grafen zu Lynar die ersten Häuser des großen Seine-Babels vor sich sah.

— Dein rechtes Ohr, antwortete der Graf.

— Nein, Kind, mir klingt das Linke.

— Dann spricht man Schlechtes von Dir.

— Dann ist es sicher Deine Frau, die in diesem Augenblick in Italien an mich zu denken geruht und bei dieser Gelegenheit mich vielleicht verwünschen mag.

— Und warum, Schatz, glaubst Du dies?

— Weil mein Herz mir sagt, daß Deine Frau mich gründlich verabscheut. Gerechter Gott, was kann denn ich dafür, daß Du meine Wenigkeit mehr als jede Andere liebst?!

— Meine Frau scheint sich darüber zu trösten; wenigstens hat sie mir darüber noch keinen Vorwurf gemacht und mein Verhältniß zu Dir stillschweigend geduldet.

— Dies eben ärgert mich am Meisten, gestand Angélique. In den Augen Deiner Frau muß ich nicht gefährlich sein . . .

— Desto mehr bist Du's in den Meinigen. Je vertrauter mein Umgang mit Dir wird, desto mehr fühle ich mich zu Dir hingezogen. Fragst Du mich, welche von Deinen Eigenschaften mich am Meisten gefesselt hat, dann muß ich Dir sagen, daß ich Dich hauptsächlich darum liebe, weil Du heute eine Andere als gestern und morgen eine Andere als heute bist. Du gehörst zu jenen seltenen Frauen, die uns tagtäglich in neuem Lichte erscheinen und die niemals dieselben sind. Gestern warst Du muthwillig, heute bist Du ernst und nachdenkend. Ich bin neugierig zu erfahren, wie Du morgen sein wirst.

— Ich werde Dich morgen nicht weniger als heute lieben und Alles aufbieten, um Dir täglich neu zu erscheinen. Die meisten Ehen sind nur darum unglücklich, weil fast alle Frauen an jener trostlosen Einförmigkeit leiden, die Euch Männer in Verzweiflung bringt. Eine Frau, welche ewig lächelt, wird eben so schnell monoton und langweilig werden als eine Andere, die beständig schmollt. Die meisten Frauen vergessen, daß ewiges Licht ohne Schatten eben so unerträglich wie ewiger Schatten ohne Licht ist. Eine Frau, die dem Manne,

welcher sie liebt, Alles sagt, was sie für ihn empfindet, ihm nichts zum Errathen und nicht den geringsten Grund zum Zweifel übrig läßt, ist weit weniger anziehend als jene, die ihm nur die Hälfte der Geheimnisse ihres Herzens offenbart. Ein gänzlich aufgeschnittenes Buch reizt die Neugier weit weniger als jenes, das nur theilweise aufgeschnitten ist.

— Das Geheimniß Deiner Macht über mich liegt darin, daß Du mein Herz fast eben so genau als Dein eigenes kennst. Frauen Deines Gleichen erobern und unterjochen Jeden, der mit ihnen in nähere Berührung kommt. Deine Klugheit würde selbst den größten Weiberfeind bekehren. — Zu der Zahl dieser Weiberfeinde soll auch General Buonaparte gehören, welcher die Witwe Beauharnais, wie allgemein behauptet wird, nicht aus Liebe, sondern nur darum geheirathet haben soll, weil sie die einflußreiche Freundin des Generals Barras ist, der ihn zum General-en-Chef der französischen Armee in Italien gemacht hat. Buonaparte ist einer jener eingefleischten Egoisten, die außer sich keinen Andern lieben. Du wärst vielleicht die Einzige, die ihm gefährlich werden könnte.

— Und was hätte ich wohl davon? Glaubst Du, ich würde ihn mehr lieben als Dich, weil er in diesem Augenblick der Löwe des Tages, der Abgott Frankreichs

ist? Glaubst Du, ich liebte Dich nur darum, weil Du Graf und nebenbei ein kleiner Crösus bist? Du irrst! Wahre Liebe fragt niemals nach Rang und Reichthum. Wenn ich Dich liebe, so geschieht es darum, weil ich — besser als Deine Frau! — die guten Eigenschaften Deines Characters zu schätzen weiß. Du hast eine bessere Frau verdient!

— Ich habe ja Dich! sagte Lynar, seinen rechten Arm um ihre Hüfte schlingend.

— Aber leider bin ich nicht Dein Weib!

— Was nicht ist, kann noch werden, sagte der Graf und preßte einen Kuß auf ihren Rosenmund.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Angélique trug sich mit dem Plane, alle Mittel in Bewegung zu setzen, das ohnehin lockere Band jener Ehe zu trennen, hauptsächlich darum, um die Gräfin dafür zu bestrafen, daß sie auf ihre ehemalige Bonne, dem äußern Anscheine nach, nicht im Geringsten eifersüchtig war.

Der Graf und seine Begleiterin stiegen im „Hôtel des Princes“ ab. Am andern Morgen erschien er im Vorzimmer der Generalin Buonaparte. Josephine hatte ein sehr gutes Gedächtniß. Sein Name, welcher auf der abgegebenen Visitenkarte stand, erinnerte sie sogleich an jenen alten Herrn, der vor siebzehn Jahren aus

den Linien ihrer Hand die Weissagung herausgelesen hatte: Frau von Beauharnais werde einst Kaiserin von Frankreich werden. Bis jetzt war diese Prophezeihung zwar noch nicht in Erfüllung gegangen; dessen ungeachtet fühlte Madame Buonaparte das Bedürfniß, die Bekanntschaft des Grafen Lynar zu machen. Der Enkel des Propheten wurde augenblicklich vorgelassen. Josephine empfing ihn mit der ganzen Liebenswürdigkeit ihres Naturells.

— Mein seliger Großvater, sagte der Graf, hatte mir kurz vor seinem Tode so viel Schönes von Frau von Beauharnais erzählt, daß ich seit meinem achten Jahre keinen stolzern Wunsch als den gehegt habe, Sie kennen zu lernen. Der Ruf Ihrer Schönheit, Ihres Geistes und Ihrer Herzensgüte ist so groß, daß ich wahrlich nicht der Einzige bin, dessen brennende Sehnsucht ihn in Ihre Nähe treibt. Ganz Europa verehrt in Ihnen den Glücksstern jenes großen Helden, der täglich neuen Lorbeer pflückt.

— Gestern Abend erhielt ich von meinem Gemahle einen Brief, worin er mir seine baldige Rückkunft aus Italien anzeigt. Wenn Sie, Herr Graf, bis dahin noch in Paris sind, wird es mich freuen, Sie meinem Gemahle vorzustellen.

— Ich bitte darum, sagte der Graf.

— Erlaubt es Ihre Zeit, dann schenken Sie mir morgen Abend nach dem Theater die Ehre Ihres Besuches; doch sage ich Ihnen im Voraus, daß meine beschränkten Geldmittel mir keinen großen Aufwand erlauben; ich lebe sehr einfach und zurückgezogen. Zwei Herren, welche mich nach dem Theater dann und wann besuchen und eine Tasse Thee bei mir zu trinken pflegen, sind Jugendfreunde meines Gemahls. Der Eine, welcher Ducis heißt, ist Theaterdichter; der Andere, welcher der größte Tragöde Frankreichs ist, heißt Talma. Beide sollen Sie morgen kennen lernen.

— Ich werde mich glücklich schätzen, in Ihrer Gesellschaft verweilen zu dürfen, sagte der Graf und entfernte sich.

Nach seinem Gasthofe zurückgekehrt, fand er Angélique in Thränen.

— Warum weinst Du? fragte er.

— Es quält mich eine bange Ahnung, sagte sie, ihre Thränen trocknend.

— Närrisches Kind, was ängstigt Dich denn?

— Paris ist ein Sodom und Gomorrha. An jeder Straßenecke lauert schamlose Verführung. Was bürgt mir für Deine Treue?

— Meine Liebe zu Dir, reizende Angélique! Und stiegen alle Peris des muhamedanischen Paradieses zu

mir hernieder, keine von ihnen würde im Stande sein, mich Dir untreu zu machen. Also beruhige Dich, mein närrisches Kind! Eben komme ich von Madame Buonaparte. Ich fand bei ihr liebenswürdige Aufnahme. Morgen Abend soupire ich bei ihr.

— Ist sie schön? fragte Angélique, die Eifersüchtige spielend.

— O, mehr als schön! entgegnete Lynar, in dessen Absicht es zu liegen schien, sie zum ersten Male eifersüchtig zu machen. Aus dem Krater ihrer Augen sprüht creolisches Feuer: man schwebt zwischen Hölle und Himmel!

— Madame Buonaparte scheint Dir zu gefallen...

— Mein Gott, wem gefällt sie nicht? Schwärmt nicht ganz Paris für sie? Josephine ist eine in's Creolische übersetzte Angélique.

— Wie leicht Dein Herz Feuer fängt! Ich wußte, Paris werde mir gefährlich werden. Verlassen wir diese Stadt der Sünde. Kehren wir lieber nach Lübbenau zurück. Dort gibt es wenigstens keine Creolinnen!

— Nie bist Du schöner als dann, wenn Du schmollst. Nie ist die Sonne blendender als in solchen Augenblicken, wo sie siegreich durch Nebelwolken dringt.

— Je treuloser der Mann ist, desto reicher und un-

erschöpflicher pflegt er an Schmeicheleien zu sein. Sie werden sich morgen göttlich amüsiren.

— Daran zweifle ich keinen Augenblick, Angélique.

— Uebermorgen kehre ich nach Deutschland zurück.

— Reisen Sie mit Gott und allen Heiligen!

— Hätte ich gewußt, daß man auch malitiös sein kann, dann würde ich lieber zu Hause geblieben sein.

— Hätte ich geahnt, daß man auch eifersüchtig werden kann, würde ich Sie ersucht haben, mich nicht zu begleiten.

Angélique begab sich in ihr Schlafgemach. Dort warf sie sich auf's Bett und lachte heimlich über die Leichtgläubigkeit des eitlen Mannes, der sich dem Glauben hingab, daß sie wirklich eifersüchtig sei.

Der Graf ließ sie ruhig ausschmollen. Er begab sich in's Café Tortoni. Aber wer malt dessen Ueberraschung, als er dort am Arme eines alten Herrn die junge Polin Lodoiska wiederfand. Augenblicklich hatte auch sie ihn erkannt. Sie ließ den Arm ihres Begleiters los und eilte auf Lynar zu mit der Frage:

— Sind Sie allein hier in Paris?

— Wozu diese Frage? meinte der Graf.

— Weil ich Sie dann besuchen will. Aber glauben Sie darum ja nicht, daß ich Geld brauche. Dieser Herr, der mich gegenwärtig protegirt, ist ein alter

Schwede aus Stockholm, welcher mit mir die Schätze seines Ueberflußes theilt und sich glücklich preist, daß ich ihm erlaube, mir den Hof zu machen. Er heißt Anckarström und ist der Oheim eines Neffen, der auf König Gustav III. auf dem Maskenball ein Terzerol abgeschossen hatte, worauf sich mein alter Schwede entsetzlich viel einzubilden scheint. Doch was schadet dies? Er ist unvernünftig reich und besitzt die vortreffliche Eigenschaft, mir mehr Vertrauen zu schenken, als ich verdiene. Wenn Sie allein hier sind, dann besuche ich Sie. Apropos, wo wohnen Sie denn?

— Ich wohne, stotterte der Graf. Wo zum Teufel wohne ich denn? Halt, nun fällt mir's ein! Ich wohne im Hôtel des Londres.

— Das kenne ich von früher her. Adieu, morgen früh besuche ich Sie, sagte die junge Polin und kehrte zu ihrem alten Schweden zurück.

— Wer ist denn dieser junge Mann? fragte Onkel Anckarström.

— In Dresden war er Clavierstimmer gewesen. Vor zwei Jahren hatte er eine steinreiche, uralte Witwe geheirathet und lebt seit dieser Zeit von seinen Renten. Er hat mich gebeten, seine Alte zu besuchen.

— Und wirst Du dies thun? fragte der Schwede.

— Natürlich! sagte Lodoiska.

Als der Graf von Tortoni in sein Hôtel zurückkehrte, sprang ihm Angélique wie ein ausgelassenes Kind entgegen, schlang beide Arme um seinen Hals und sagte zu ihm:

— Vergib mir, daß ich ungezogen gewesen war. Ich verspreche Dir, mein Kind, Dich niemals mehr durch Eifersucht zu quälen.

— Ich habe Dir längst verziehen, sagte der Graf und küßte ihre Augen, die ihn treu und zärtlich anlachten.

Der Friede war nun wieder hergestellt. — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Am Morgen des folgenden Tages kehrte General Buonaparte von den Schlachtfeldern Italiens in die Arme seiner Frau zurück. Am Abende desselben Tages stellten sich Ducis, Talma und Lynar pünktlich zum Souper bei Madame Buonaparte ein. Letztern stellte sie ihrem Gemahle vor.

— Willkommen, Herr Graf, sagte der General. Meine Frau kannte Ihren Großpapa, wie sie mir gesagt. Sein Enkel ist uns herzlich willkommen. Josephine will erfahren haben, daß Sie einer der reichsten Edelleute Deutschlands sind. Ist dies wahr? fragte Napoleon Buonaparte.

— Ich habe Ursache, mit meinem Loose nicht unzufrieden zu sein . . .

— Sind Sie verheirathet?

— Ja, General, entgegnete der Graf.

— Schade! Wären Sie ledig, würde ich in der Lage gewesen sein, Ihnen eine gute Partie vorzuschlagen. Sie hätten noch zehn Jährchen warten und dann die Nichte meiner Frau heirathen können; denn nicht jeden Tag findet man ein so schönes Engelskind, wie unsere kleine Stephanie von Beauharnais.

— Jetzt, General, bedaure ich um so mehr, verheirathet zu sein.

— Sind Sie am Dresdener Hofe bekannt?

— Ein Wenig.

— Kennen Sie die Prinzessin Marie Auguste?

— Ich habe die Ehre, erwiderte Lynar.

— Sie soll schön und geistreich sein . . .

— Sie ist wenigstens allgemein beliebt.

— Und der Vater derselben, der Kurfürst?

— Wird als Muster der Gerechtigkeit aufgestellt.

— Wie aber verträgt sich dies mit jener maßlosen Willkür, mit welcher er seit mehr als zwanzig Jahren einen gewissen Marquis Agdolo unverhört gefangen hält?

— Auch Sie also haben davon gehört?

— Ganz Europa spricht von dieser Ungerechtigkeit. Apropos! Hat auch Ihre Frau Vermögen?

— Sie ist fast eben so reich als ich.

— Dies lasse ich mir gefallen, denn die Frauen, junger Freund, sind kostspielige Waare. Doch wie ist der Mädchenname Ihrer Frau?

— Sie heißt Auguste Charlotte und ist die Tochter des kursächsischen Hausmarschalls von Schönberg, der nicht wenig stolz darauf ist, daß zwei seiner Vorfahren, Heinrich und Friedrich, die Ehre gehabt haben, Marschälle von Frankreich gewesen zu sein.

— Beide sind auch mir nicht unbekannt. Haben Sie Ihre Frau vielleicht mitgebracht?

— Nein, General, sie weilt gegenwärtig in Pisa.

— Und gedenken Sie lange in Paris zu bleiben?

— Nur acht bis zehn Tage noch.

— Sie haben vielleicht dringende Geschäfte hier?

— Kein geringeres als das: Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.

— Wie denkt Ihr Deutschland über mich?

— Es sieht, es hört und staunt. Meine Frau aber bewundert Sie, General!

— Empfehlen Sie mich der Gräfin Lynar, sagte Buonaparte. Hier, sagte er nach kurzer Pause, stelle ich Ihnen meine Freunde Talma und Ducis vor. Letz-

terer wollte so freundlich sein, uns heute Abend sein neuestes Trauerspiel vorzulesen; ich habe ihn ersucht, davon abzusehen, da ich, von der Reise etwas angegriffen, mich nach leichterer Zerstreuung sehne. Ist Ihnen eine Partie l'Hombre gefällig?

— Ich stehe ganz zu Ihren Diensten.

Buonaparte, Talma, Ducis und Lynar setzten sich zum Spiele. Im Nebenzimmer plauderte Madame Josephine, die zärtlichste aller Mütter, mit ihren beiden Kindern, Eugèn und Hortense von Beauharnais, von denen der Knabe damals siebzehn, das Mädchen erst vierzehn Jahre zählte. Die Vierte in dieser Familie war Stephanie von Beauharnais, damals kaum acht Jahre alt.

Während des l'Hombrespiels unterhielt sich Buonaparte abwechselnd mit Talma und mit Ducis.

— Hat Freund Talma noch immer so viel Unglück im Spiele als in früherer Zeit?

— Ich bin ein Unglücksvogel, sagte Talma.

— Versündige Dich nicht, alter Freund! Ein Mann, dem der liebe Gott ein so großartiges Talent wie Dir verliehen hat, ist ein Glückskind! Ducis, wie heißt Dein neues Trauerspiel?

— „Fedor und Wladimir“, antwortete der Dichter.

— Und wo spielt es? fragte Buonaparte.

— In Rußland!

— In Rußland? wiederholte Buonaparte ganz verdutzt. Dann wird es sicher Fiasco machen! Sage mir, Talma, wie geht's unserer Freundin Mars?

— Täglich steigt sie in der Gunst des Publikums, das sie auf Händen trägt.

— Sie ist ein Stern erster Größe, erklärte der General, welcher zur Zahl ihrer eifrigsten Bewunderer gehörte. Weißt Du, Ducis, wen ich neulich kennen gelernt habe? Deinen italienischen Nebenbuhler, den Grafen Alfieri, der aus Florenz nach Mailand gekommen war, um mir eine Sammlung seiner Trauerspiele zu überreichen. Wär' ich Monarch gewesen, dann hätte ich ihm den höchsten meiner Orden verliehen. Da ich aber trotz aller meiner Siege nur ein armseliger General bin, drückte ich ihm die Hand und schenkte ihm meine Freundschaft.

— Letztere wiegt alle Orden der Erde auf, sagte der Schmeichler.

— Ist es wahr, Talma, daß Du heirathen willst?

— Ich schwanke unentschlossen hin und her . . .

— Ich bitte Dich, Talma, heirathe nicht! Ein verheiratheter Künstler ist ein Adler, der einen seiner Flügel gebrochen hat. Er kann nicht mehr kühn empor

fliegen, er flattert höchstens wie ein Spatz. Habt denn auch Ihr Deutschen große Schauspieler?

— Wir hatten einen Eckhoff ... wir haben einen Iffland.

— Ich kenne weder Den, noch Jenen, sagte Talma, der anmaßend wie fast jeder Mime war.

— Das ist nicht *meine* Schuld, entgegnete Graf Lynar.

Ducis nahm eine Priese und ... nießte. Talma gab statt Carreau Coeur zu. Buonaparte hustete und Lynar ... gewann die Partie.

Man fing sogleich eine neue an. Der Graf gewann auch die zweite. Selbst in der dritten lächelte ihm das Glück. Talma verlor 112, Buonaparte 138 Points. Der Sieger so vieler Schlachten gerieth außer sich, wenn er einige Sous im Spiele verlor. Wenn das Sprichwort: „Im Spiele erkennt man den Menschen" eine Wahrheit ist, dann muß Napoleon Buonaparte ein sehr kleinlicher Geizhals gewesen sein.

Nach dem Spiele ging's zu Tische. Der General war bei bewunderungswürdigem Appetite. Die Kosten der Unterhaltung bestritt Josephine. Ihre rosenfarbene Laune würzte das frugale Mahl. Ihr Geist sprühte in tausend Farben.

Um Mitternacht trennte sich die Gesellschaft. Talma

begleitete seinen Freund Ducis. Beide begaben sich in ein Kaffeehaus. — Lynar kehrte in sein Hôtel zurück. Angélique erwartete ihn mit aufrichtiger Sehnsucht.

— Wie hast Du Dich unterhalten? fragte sie ihren Freund.

— In der Nähe betrachtet ist General Buonaparte ein Spießbürger, der sich ärgert, wenn er im Spiele ein Paar Sous verliert, und einen Theil seiner Glorie verliert, wenn man ihn essen sieht. Ein Mann, der die Gabel in der Rechten und das Messer in der Linken hält, kann wohl ein Held, aber kein Gentleman sein.

— Und wie gefällt Dir seine Frau?

— Sie ist eben so gut als liebenswürdig! Ihre Tochter Hortense gleicht einer Fee; Eugen hat ein Paar feurige Augen, aus denen Muth und Ehrgeiz sprüht. Man braucht nicht Prophet zu sein, um vorauszusehen, daß Eugen es weiter als mancher Andere bringen wird, denn Jeder, der einen Papst zum Vetter hat, kann leicht Cardinal werden. Aber Du scheinst müde zu sein? Wir wollen uns zur Ruhe begeben, sagte der Graf und begleitete Angélique in ihr Schlafgemach. — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Am Morgen des folgenden Tags saßen Beide beim Gabelfrühstück, als sich plötzlich die Thür öffnete und eine Person eintrat, deren Erscheinung den Grafen ver-

gestalt außer Fassung brachte, daß die Auster seiner Hand entglitt. Es war die bewußte Polin Lodoiska.

— Warum, liebenswürdiger Taugenichts, sagte sie zum Grafen, haben Sie mich hinter's Licht geführt und mir gesagt, daß Sie im Hôtel des Londres wohnen? Heute früh, als mein alter Schwede noch im Bette lag, sprang ich in ein Cabriolet und fuhr nach jenem Gasthof, um Sie zu besuchen. Als der Portier auf meine Frage, in welchem Zimmer Graf Lynar wohne, mir die Antwort gab, daß hier kein Graf dieses Namens eingekehrt sei, wurde ich wüthend auf Sie und fuhr auf die Polizei-Präfectur, um mich dort nach Ihrer Wohnung zu erkundigen. Ich zahlte fünf Francs und erfuhr dafür, daß mein liebenswürdiger Windbeutel im Hôtel des Princes abgestiegen ist. — Da bin ich nun, wie Sie sehen, und da ich Sie eben beim Frühstück finde, so erlauben Sie mir wohl, daran Theil zu nehmen. Das Wichtigste aber hätte ich beinahe vergessen. Ist diese Dame da Ihre Frau?

Was sollte er ihr darauf antworten? Ja sagen wollte er nicht und Nein sagen setzte ihn der Gefahr aus, daß Lodoiska dann noch dreister und unverschämter aufzutreten im Stande wäre.

— Sie scheinen sehr neugierig zu sein, sagte Angélique.

— Ja, Neugier ist meine schwache Seite! Aus diesem Grunde wünsche ich zu erfahren, ob Sie die Frau meines alten Freundes oder nur dessen „Duschinka“ sind.

— Was verstehen Sie unter diesem Namen?

— In Rußland heißt so jede Frau, die eben nicht die angetraute Frau, sondern nur die „Favorite“ eines verheiratheten Mannes ist.

— Ich finde Sie in so hohem Grade dreist und unverschämt, daß ich nicht begreifen kann, was uns die Ehre Ihres Besuches verschafft?

— Graf Lynar ist mein alter Freund! Wir kennen uns von Dresden her. Sie hätten sehen sollen, wie groß seine Freude war, als er mich gestern im Café Tortoni traf. Mein Gott, wundert Sie dies vielleicht? On revient toujours à ses premiers amours! Aber weshalb sind Sie so bestürzt? fragte Lodoiska den Grafen. Stehen Sie denn gar so sehr unter dem Pantoffel dieser Dame, daß mein Erscheinen Ihre Zunge gelähmt hat? Dieu de Dieu! Wie sehr haben Sie sich geändert! Früher keck wie der Teufel, sind Sie jetzt schüchtern wie ein Dorfschullehrer, der in Gegenwart seines gestrengen Herrn Patrons nicht den Mund zu öffnen sich getraut.

— Rochus, wer ist denn diese Person? fragte Angélique tief empört.

— Sie ist Polin und heißt Lodoiska. Niemals macht sie Anspruch auf Liebe; sie begnügt sich stets mit Geld. Ihr gegenwärtiger Freund ist ein Schwede...

— Der fast eben so reich wie Graf Lynar ist und mir monatlich zweitausend Francs zahlt. Sie brauchen also nicht zu fürchten, Madame, daß ich Ihren jungen Freund vielleicht blos darum besuche, um die Großmuth seiner Börse auf die Probe zu stellen. Ich kam, weil ich, aufrichtig gesagt, ihm gewogen bin und nie vergessen werde, daß er mir einmal ziemlich ernst den Hof gemacht hat. Polinnen vergessen niemals ihre alten Anbeter.

— Wenn Alle so zudringlich wie Sie sind, dann ist es wahrlich zu verwundern, wenn auch nur Eine unter Tausenden Ihres Gleichen so glücklich ist, einen Anbeter gefunden zu haben.

— Ei, ei, wie gereizt Sie sind! Ich wette darauf, junger Freund, daß diese alte Dame da ein Wenig eifersüchtig ist. Wenn ich einmal so bejahrt sein werde, wie Madame, werde vielleicht auch ich ebenso gereizt und heftig sein. Die Jugend aber ist weit versöhnlicher: sie verzeiht die Schwächen des Alters!

— Was sagst Du zu dieser Frechheit? fragte

Angélique, die aus Aerger eine Anwandlung von Migräne bekam.

— Ich sage, daß es mehr als unverschämt ist, wenn man, wie diese Polin hier, den Anstand so weit vergessen kann, eine so freche Sprache zu führen. Ich rathe Ihnen bei Zeiten, Ihren Rückzug anzutreten, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, durch meinen Diener an die frische Luft geführt zu werden.

— Dies ist wirklich sehr zum Lachen! sagte Lodoiska. Und dafür hab' ich fünf Francs gezahlt? Nicht länger will ich Sie stören. Ich weiß sehr wohl, daß nicht Alles, was Sie sagen, Ihr Ernst ist, kleiner Spaßvogel! Wären Sie mit mir allein, sprächen Sie gewiß in anderm Tone. Ich verlasse Sie jetzt, junger Freund!

— Ich hoffe, Sie niemals wiederzusehen, sagte der Graf.

— Schäker! lachte Lodoiska und entfernte sich.

Angélique hatte, wie gesagt, die Migräne bekommen. Nichts hatte sie tiefer verletzt, als die Anspielung auf ihr Alter. Es gibt Frauen, die das Bedürfniß fühlen, ewig jung sein zu wollen. Sie vergessen, daß nichts so lächerlich wie eine alte Matrone ist, die noch im Spätherbste ihres Lebens die jugendliche Gurli zu spielen versucht.

Die Migräne währte volle vierundzwanzig Stunden. Lynar wich nicht von ihrem Lager. Er, dessen Frau sechszehn Jahre jünger, als seine Maitresse war, hing an Letzterer mit wärmerer Liebe und größerer Treue, als an der Gräfin, die ein Engel an Schönheit war. Worin aber lag der Vorzug, den Angélique der Gräfin gegenüber besaß? Als Geliebte fühlte sie vor Allem die Nothwendigkeit, morgen nicht dieselbe zu sein, die sie heute gewesen ist. Nichts widert die Mehrzahl der Männer mehr an, als das ewige Einerlei jener trostlosen Monotonie, die allen Reiz, allen Zauber aufhebt und endlich selbst die schönste und geistreichste Frau langweilig und unerträglich macht.

Zwanzigstes Kapitel.

Wir überspringen den Zeitraum dreier Jahre und befinden uns jetzt an der Schwelle eines neuen Jahrhunderts.

Während dieser Zeit hatte sich in den Kreisen, in die wir unsere Leser eingeführt, Vieles verändert.

Am 24. December 1799 war General Napoleon Buonaparte zum ersten Consul der französischen Republik auf zehn Jahre gewählt worden. Die Fünf-Männer-Herrschaft, das sogenannte Directorium, hatte sich überlebt. Buonaparte bezog das Palais der Tuilerien.

Auf der Festung Königstein saß, noch immer unverhört, der unglückliche Marchese d'Agdolo.

Im Schlosse zu Lübbenau lebte der Graf und die Gräfin in einer Ehe, die von Jahr zu Jahr beiden Theilen unerträglicher ward. Durch die Liebe, mit der ihr Gemahl an Angélique hing, fühlte sich die Gattin in ihren Rechten geschmälert und zurückgesetzt. Wagte sie es, ihm darüber Vorwürfe zu machen, dann wurde er heftig und erklärte rund heraus, er sei Mann und

lasse sich keine Vorschriften machen. Im Uebrigen sei sie an Allem selber Schuld. Ihr kaltes Benehmen gegen ihn habe ihn frühzeitig genug überzeugt, daß sie ihn nie geliebt und nur darum geheirathet habe, weil sie von ihrem Vater dazu gezwungen worden sei. Ueberdem sei sie ihm mit bösem Beispiele vorangegangen und ihm nicht treu geblieben. — Dieser Vorwurf empörte das leidenschaftliche Temperament der Gräfin in so hohem Grade, daß sie mit der Wuth einer gereizten Hyäne auf ihn zusprang und ihn mit ihren Nägeln zerreißen wollte. Empört stieß er sie von sich. Sie fiel und bekam den Weinkrampf. Seine Abneigung gegen sie hatte sich zu solcher Höhe gesteigert, daß er keinen Funken von Mitleid für sie empfand und theilnahmlos sie liegen ließ.

Als sie wieder zu sich gekommen war, ließ sie einen ihrer Aerzte rufen. Ihm offenbarte sie zum ersten Male die ganze Fülle ihres Kummers.

— Ich bin so unglücklich, sagte sie, daß mir nichts erwünschter wäre als der Tod! Die Brutalität meines Mannes bringt mich in Verzweiflung. Er, der seit Jahren, alles Schamgefühl vergessend, mit meiner ehemaligen Bonne lebt, er wagt es, mir Vorwürfe über meine Untreue zu machen. Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß er mir Unrecht thut! Die tief-

innige Freundschaft und Bewunderung, die ich für Grassi in meinem Herzen trage, hat nichts gemein mit jener sündigen Liebe, welche ihn zu seiner Buhlin hinzieht. Meine ehemalige Dienerin ist eine durchtriebene Kokette, in deren Händen er ein mit Gold gefüllter Schwamm ist, den sie systematisch auspreßt. Sie ruinirt ihn physisch und moralisch. Und darum hasse und verabscheue ich jene Person, die mir sein Herz geraubt hat, auf solche Weise, daß nichts im Stande ist, mich mit ihr auszusöhnen. Diese Elende ist's, die in ihm den Verdacht genährt hat, daß ich ihm untreu geworden sei. Sie hat ihm tausend Lügen erzählt, denen er um so lieber Glauben geschenkt, weil sie mich in seinen Augen herabsetzen. Es scheint auf mir der bittere Fluch zu ruhen, stets verkannt und verleumdet zu werden. Was werden meine Feinde noch Alles erfinden, um mich gebrandmarkt in den Staub zu ziehen? Ach, Doctor, rief sie unter Thränen aus, mein Leben widert mich dergestalt an, daß ich mich schon häufig mit dem finstern Gedanken trug, die unerträgliche Last eines freudeleeren Daseins von mir abzuwälzen und diesem Leben ohne Liebe ein Ende zu machen.

— Versündigen Sie sich nicht, gnädige Frau, tröstete der Arzt. Der Selbstmord, sagt unser großer Schiller, ist die einzige Sünde, welche man nicht bereuen kann.

Ertragen Sie Ihr unverdientes Leiden mit christlicher Geduld! Blicken Sie zu dem Bilde unseres Heilands empor, den die Pharisäer gekreuzigt haben und der, die Dornenkrone um die blutende Stirn, in den Himmel fuhr. Jeder, der hier auf Erden unverdient leiden muß, wie Er, wird dort oben tausendfach dafür belohnt werden. Fassen Sie Muth, fassen Sie Vertrauen!

— Wie sehr Ihre Worte mich auch trösten, bin ich doch weit unglücklicher, als Sie glauben. Erst dreiundzwanzig Jahre alt, habe ich den Kelch der Leiden fast bis zur Neige geleert. Von meinem Vater verflucht, von meinem Gemahle gehaßt, von der Welt lieblos verkannt und verleumdet, fühle ich mich von Allem, was mich umgibt, so angeekelt, daß es mir an Worten fehlt, Ihnen zu sagen, wie trostlos und elend ich bin. Der Einzige, welcher mich aufrichtig bemitleidet, ist Grassi. Auch ihn gönnt die Welt mir nicht. Sie stellt ihn als meinen Buhlen hin, um ihn und mich grundlos zu verurtheilen.

— Gnädige Frau, die Welt, die nach dem Scheine urtheilt, glaubt allerdings . . .

— O wie sehr verkennt sie ihn! Joseph Grassi ist vor Allem Künstler. Er lebt in einer Welt von Idealen, und das Gefühl, welches ihn zu mir hinzieht, ist nichts Anderes als Mitleid, Mitleid mit Allem, was

ich leide. Mag auch die Welt von mir das Schlimmste glauben, ich vergebe ihr Alles bis auf das Eine, daß sie auch diesen Ehrenmann, dessen Herz so rein wie Gold ist, zu verdächtigen wagt. — Sie haben mich vor Selbstmord gewarnt; ich werde Ihren frommen Rath befolgen und das Maß unverdienter Kränkungen mit christlicher Geduld ertragen. Eines aber, Doctor, müssen Sie mir versprechen . . .

— Und was verlangen Sie von mir?

— Schlägt einst die Stunde, wo ich, erdrückt von der Last meiner Leiden, von Neuem verzweifeln müßte, dann reichen Sie mir Ihre rettende Hand: dann, Doctor, geben Sie mir Gift!

— Das, was Sie verlangen, ist unmöglich. Nie darf ein Arzt zum Mörder sich erniedrigen.

— Gut, dann helfe ich mir selbst! rief Gräfin Lynar mit heldenmüthiger Entschlossenheit.

— Wie, gnädige Frau, Sie haben Gift? Und welcher Elende gab es Ihnen?

— Meine selige Mutter hinterließ es mir. Ich fand es unter ihren Schmucksachen; daneben lag ein vergilbtes Blatt Papier. Auf diesem Zettel standen die Worte: „Wenn, mein süßes Kind, einstens Umstände eintreten, welche Dir die Last des Lebens unerträglich machen, dann nimm Deine Zuflucht zu dieser

Phiole. Die Arzenei, die sie enthält, heilt jede Wunde, jedes Leiden, jeden Schmerz. Auch meine Qualen wird sie stillen!"

— Ihre Mutter hat sich also vergiftet?

— Leider muß ich es wohl glauben, sagte Gräfin Lynar, deren Augen in Thränen schwammen.

— Ich ehre die Heiligkeit dieser Zähren. Sie verleihen Ihrem Haupte jenen Glorienschein, auf den Sie durch die Fülle Ihrer Seelenleiden gerechten Anspruch haben, sprach der Arzt und verließ die Gräfin.

Sie nahm ein Buch, aus dessen Blättern sie in Augenblicken der Entmuthigung schon mehr als Ein Mal den Balsam christlichen Trostes geschöpft hatte. Der Autor war Thomas a Kempis. Das Buch hieß: „De imitatione Christi."

Ihr Herzen alle, die Ihr unverschuldet leiden müßt wie Gottes Sohn, ahmt das Beispiel der Gräfin nach und suchet Trost bei Thomas a Kempis und seinem unsterblichen Werke, das ein Helfer in jeder Noth und Bekümmerniß ist und es so lange bleiben wird, als es gebrochene Herzen gibt.

Während die Gräfin sich an der „Nachfolge Chrsti" labte, erbaute sich der Graf an der frivolen Unterhaltung mit Angélique, die, heute lustiger als jemals, alle Springfedern ihres Geistes, ihrer Laune, ihres

Witzes in Bewegung setzte, um ihren Freund, welcher auffallend verstimmt an ihrer Seite saß, um jeden Preis aufzuheitern. Gestern sentimental und einsilbig, war sie heute ganz das Gegentheil: muthwillig wie ein junges Mädchen, das mit seiner Puppe spielt, und geschwätzig wie eine Elster.

— Was fehlt Dir, mein süßer Mann? fragte Angélique, zärtlich sein Kinn streichelnd.

— Ich bin verdrießlich, sagte der Graf.

— Und warum denn, Du lieber Narr? fragte die Kokette, mit ihren Fingern in den blonden Locken seines Hauptes wühlend. Hat Dich Deine Frau wieder geärgert?

— Natürlich! sagte Lynar. Es hat wieder eine Scene gegeben. Wir sagten uns gegenseitig bittere Wahrheiten. Ich wurde grob: sie bekam den Weinkrampf. Ich setzte mich auf's Pferd und ritt zu Dir.

— Deine gute Frau ist eine Xantippe, sagte Angélique, auf den Schooß des Grafen Platz nehmend.

— Ich aber, lieber Schatz, bin kein einfältiger Sokrates, der die Ausbrüche des Zornes seiner Xantippe geduldig erträgt. Diese Zeit ist Gottlob längst vorüber! Zuletzt verliert der Beste die Geduld!

— Und wer kann es ihm verdenken? fragte Angélique, seinen Hals mit beiden Armen umschlingend

und ein ganzes Alphabet zärtlicher Küsse auf Stirn, Augen und Mund ihres Freundes niederlegend. Sei kein Thor und tröste Dich! Was kümmert Dich Dein launenhaftes Weib? Süßer Mann, Du hast ja mich!

— Das eben ist's, was sie ärgert! Sie gönnt mir nicht die geringste Abwechslung!

— Ist denn etwa sie so beständig? Liebt sie Grassi nicht hundertfach mehr, als Dich, der Du weit jünger, weit schöner, weit liebenswürdiger bist, als jener alte, scheinheilige Sünder, der ihr den Kopf verdreht hat. Wär' ich Graf zu Lynar, ich würde mich von dieser Xantippe scheiden lassen.

— Kind, das werde ich nicht thun?

— Und warum nicht, Du reizender Eigensinn?

— Einfach, weil ich Gründe dazu habe. Bist Du vielleicht thöricht genug, zu glauben, ich würde mich von meiner Frau losreißen, um das Recht zu haben, Dich zu heirathen? Du irrst Dich, lieber, süßer Schatz! Heute meine Frau, würdest Du morgen nicht um ein Haar breit besser sein, als die Gräfin. Daran also, Kind, denke nicht mehr! Gebrannte Kinder, Angélique, fürchten das Feuer. Ein Mann, der zum zweiten Male heirathet, ist ein Candidat des Irrenhauses.

— Glaubst Du, daß dies offene Bekenntniß mich ärgert? Sei kein Thor und tröste Dich! Eben so wenig

wie Du an eine Trennung von Deiner Frau denkst, eben so wenig habe ich jemals an eine Verheirathung mit Dir gedacht. Morgen Deine Frau, wär' ich in vier Wochen Dir eben so gleichgiltig, wie die Gräfin. Bleib' also auf ewig ihr Sklave! Füge Dich gehorsam jeder ihrer Launen. Heute murre und morgen verzeihe ihr! Das sind die Variationen der Ehe!

— Passons la-dessus! sagte der Graf. Heute vor drei Jahren . . .

— Waren wir in Paris gewesen, unterbrach ihn Angélique. Nie werde ich vergessen, wie die Auster Deiner Hand entsank, als die bewußte Polin Dich besuchte . . .

— Sie ist das Vorbild weiblicher Frechheit. Aber derartige Geschöpfe bringen es häufig weiter in der Welt, als sogenannte Tugendspiegel. Weißt Du, welche Laufbahn sie gemacht? Nachdem sie den reichen Schweden ausgeplündert und an den Bettelstab gebracht, hatte sie den General Joachim Murat kennen gelernt und ihn dergestalt für sich einzunehmen gewußt, daß er ihr ein Haus und eine Einrichtung für 100,000 Francs geschenkt haben soll, blos darum, um sie wieder loszuwerden, weil er vor sechs Monaten *) die

*) Am 20. Januar 1800.

jüngste Schwester des Consuls Buonaparte, Marie Caroline Annonciade geheirathet hat und seitdem der Schwager Napoleon's ist. Der Consul, dem Murat's Verhältniß zu Lodoiska verrathen worden war, nahm sich die Freiheit, die Polin aus Paris zu verweisen. Gegenwärtig lebt die Verbannte in London. Zu der Zahl ihrer dortigen Freunde gehört der galante Prinz von Wales, welcher sich in die kleine Hexe dermaßen vergafft hat, daß er ein Sklave ihres Willens ist.

— Beweis, daß sein Geschmack sehr verdorben ist.

— Wie so? Im Leben jedes Feinschmeckers gibt es Augenblicke, in welchen er eine gewöhnliche Kartoffel der allerfeinsten Ananas vorzuziehen pflegt. Schwärmt doch selbst der große Corse, der Gemahl Josephinens, für eine Schöne, die nicht viel besser als diese kleine Polin ist. Sie heißt Georges und ist Schauspielerin. Josephine von Beauharnais und Mademoiselle Georges! Der gute Consul hat wahrlich Recht: „du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas!“ Nun aber will ich nach Hause.

— Und warum heute früher, als gewöhnlich? fragte Angélique.

— Vergiß nicht, liebes Kind, daß meine Frau wieder unwohl ist. Weiß ich doch selbst nicht, woher es kommen mag, daß ich bisweilen einen kleinen Vor=

geschmack von Gewissensbissen empfinde. Oft sage ich mir, daß meine Frau trotz aller ihrer Fehler mehr Achtung, mehr Liebe verdient! In solchen Augenblicken möchte ich zu ihren Füßen niedersinken und sie für Alles, was mein Leichtsinn ihr zugefügt hat, um Verzeihung bitten. Aber diese Anwandelung bitterer Reue währt in der Regel nicht länger als eine Nacht; dann bin ich wieder der Alte! Morgen gehe ich auf die Jagd; gegen Abend, lieber Schatz, besuche ich Dich und bringe hoffentlich etwas bessere Laune als heute mit.

— Gehe mit Gott, Muster eines christlich-germanischen Ehemanns! sagte Angélique mit beißender Ironie.

Der Graf umarmte sie und ging.

Als Angélique mit sich allein war, pflanzte sie sich vor einen ihrer Spiegel auf und sagte zu sich selbst:

— Er ist schwach, wie jeder Andere! Heute empfindet er Reue; morgen aber sündigt er von Neuem. Er ist eben so unbeständig in seinem Hasse wie in seiner Liebe. Und dennoch möchte ich die Frau dieses Mannes sein! Nicht aus Liebe, nur aus Caprice! Und darum heißt es fortfahren, Alles zu thun, um die mir verhaßte Ehe nach und nach aufzulösen. Gelingt es mir, dann werde i ch sein Weib, mag er es wollen oder nicht. Wachs ist er in meiner Hand und thut

endlich doch Alles, was ich ernstlich will. Sinnliche Menschen besitzen nur selten Character. Sie sind Marionetten, die keinen eigenen Willen haben und nur von dem Willen Anderer abhängen, die deren Schwächen durchschauen. Ich kenne ihn durch und durch. Und wenn Lynar nur Ein Jahr noch am Leben bleibt, dann muß er mein Gemahl werden, so wahr ich Angélique heiße und kein Wesen auf Erden glühender als dessen Frau hasse.

Eine Stunde später empfing sie Besuch. Der Mann, der ihr seine Aufwartung zu machen sich erlaubte, war der Maler Grassi.

— Welchem Zufalle verdanke ich die Ueberraschung Ihres Besuchs? fragte Angélique.

— Erlauben Sie mir, Ihnen vor allem Andern zu sagen, daß ich nicht im Auftrage irgend einer Person, sondern einzig und allein aus freiem Antriebe komme, um eine Bitte an Ihr Herz zu legen, durch deren Erfüllung Sie mich zu ewiger Dankbarkeit verpflichten würden . . .

— Womit kann ich dienen, Herr Grassi?

— Ich bitte Sie, mich ruhig anzuhören und mir nicht zu zürnen, wenn ich mich in Dinge mische, die mich, streng genommen, nichts angehen; aber von der Ueberzeugung ausgehend, daß Sie ein gutes Herz und

auch Mitgefühl für das Leiden Anderer haben, trete ich als Anwalt für eine Dame auf, deren Schicksal in Ihren Händen liegt. Ich meine die Gräfin zu Lynar.

— Was kann ich für sie thun? fragte Angélique.

— Mehr als jeder Andere auf Erden! Sie allein vermögen ihr das Glück und die Ruhe ihres Lebens widerzugeben . . .

— Wodurch? fragte sie mit eiskalter Ruhe.

— Dadurch, daß Sie deren Gemahl aus dem Labyrinthe seiner Verirrungen auf den Pfad seiner Gattenpflicht zurückführen dadurch, daß Sie freiwillig ihm entsagen.

— Verlangen Sie nichts Unmögliches von mir! Ich liebe ihn so wahr und innig, daß nichts als der Tod mich von ihm trennen kann.

— Sie begehen eine Sünde, die sich früher oder später — diesseits oder jenseits! — bitter rächen wird.

— Ich werde die Folgen ruhig abwarten, sagte Angélique, deren Kälte unbesiegbar war.

— Haben Sie Mitleid mit der armen Gräfin, deren Herz sich in wildem Gram verzehrt. Erwachen Sie aus dem Taumel der Verirrung zu dem Bewußtsein, daß Sie Alles, was Sie bis zu diesem Augenblick ihr Böses zugefügt haben, nur dadurch sühnen können, daß Sie jener frevelhaften Liebe, die das Brand-

mal ewiger Schmach auf Ihre Stirne drückt, freiwillig entsagen und Ihren Mitschuldigen, reuig bekehrt, zu den Füßen seiner tiefgekränkten Frau zurücktreiben.

— Verlangen Sie, mein eigenes Glück zu Gunsten des Glückes einer Andern aufzuopfern? Soll ich Ihnen noch ein, noch zehn, noch hundert Mal wiederholen, daß ich den Mann jener Frau mit allen Kräften meiner Seele, mit jedem Blutstropfen meines Herzens liebe? Was kümmert mich die Gräfin? Muß sie nicht den größten Theil seiner Schuld sich selber zuschreiben? Jeder, der, wie ich, jahrelang Zeuge gewesen war, wie lieblos sie ihn behandelt hat, wird sie unmöglich bedauern können. Wenn gewisse Männer ihren Frauen untreu werden, sind Letztere in der Regel selber daran Schuld. Unmöglich, Herr Grassi, konnte es dem Grafen entgangen sein, daß seine Frau sich zu Ihnen mehr, als zu ihm hingezogen fühlte. Jeder Andere in seiner Stelle würde sie mit Vorwürfen überschüttet haben. Der Graf aber that es nicht. Er ließ seine Frau ruhig gewähren, und erst dann, als er einsah, daß er ihr völlig gleichgiltig sei, rächte er sich an ihr dadurch, daß er Trost suchte in den Armen einer Andern, die ihm ein Herz voll heißer Liebe entgegentrug.

— Sie thun der Gräfin eben so unrecht, als mir. Ich schwöre Ihnen bei Gott und allen Heiligen, daß

die Gräfin zu Lynar, mir gegenüber, frei von jeder Sünde ist. Sie liebt in mir nicht den Menschen; sie achtet in mir den Künstler. Auch die Liebe und Verehrung, die ich für die Gräfin hege, hat sich keinen Vorwurf zu machen; denn sie ist eben so rein und uneigennützig wie die ihrige. Ein so großes, edles Herz, wie das der Gräfin, kann seinen Schwüren niemals untreu werden.

— Wie sehr überschätzen Sie diese Frau! Ich kenne sie von Jugend auf und weiß, daß sie eine jener Scheinheiligen ist, welche Tugend auf der Lippe und Hang zur Sünde im Herzen tragen.

— Ich bitte Sie inständig, etwas vorsichtiger in dem Urtheile über Andere zu sein und nicht vergessen zu wollen, daß es eben so lieblos wie unklug ist, wenn Jemand, der ein gläsernes Dach hat, mit Steinen nach Andern wirft. Damen Ihrer Gattung können die Tugend einer Frau anderer Natur eben so wenig, wie Blinde den Unterschied der Farben begreifen. Gräfin Lynar ist eine Frau von Ehre; Sie dagegen, Mademoiselle, sind eine Buhlerin!

— Wie, mein Herr, Sie wagen es . . .

— Ich wage es, Ihnen das zu sagen, was alle Welt über Sie zu denken einig ist. Sie gehören jener Sippe von Frauen an, die nicht ahnen, was Liebe,

wohl aber wissen, was Eigennutz ist. Sie heucheln Liebe, um den eiteln Mann, der dem vergifteten Honig Ihrer Worte glaubt, immer tiefer in das Garn der Verführung hineinzuziehen. Ich wage es, Ihnen offenherzig zu sagen, daß Sie eine jener herzlosen Phrynen sind, für welche ein Mann von Ehre kein anderes Gefühl als das der aufrichtigsten Verachtung hat. Ich wage es Ihnen zu sagen, daß noch zehn Mal größer als die Verachtung, die ich für Sie hege, der Abscheu ist, den ich für Sie empfinde. Mademoiselle, ich war in der Absicht gekommen, Sie zu bessern; ich scheide von Ihnen mit dem Bewußtsein, daß Letzteres ein Ding der Unmöglichkeit ist. Jedes Weib, das sich, wie Sie, schamlos im Schlamme der Sünde wälzt, wird sich niemals zu der Höhe wahrer Reue erheben. Fahren Sie fort zu sündigen, wie bisher, aber vergessen Sie nicht, daß einst Tag und Stunde kommen werden, wo Vergeltung schlagen wird, sagte Grassi und stürmte fort.

Angélique knirschte wüthend mit den Zähnen. Sie keuchte wie ein durch Zorn seiner Sprache beraubtes Geschöpf. Jedes Wort dieser Strafpredigt hatte sich wie ein vergifteter Pfeil in ihr Herz gebohrt. Vergebens rang sie nach Fassung. Die Worte erstarben auf ihren Lippen. Das, was sie in diesem Augenblicke litt, vermögen nur Solche mitzufühlen, die sich einmal

in ähnlicher Lage befunden haben. Vom Sopha warf sie sich auf die Erde. Um ihren Schmerz zu betäuben, biß sie in den Teppich, auf dem sie sich convulsivisch umherwälzte wie ein halbtodt geprügelter Hund, dem das Bellen verging.

Erst nach Verlauf einiger Stunden begann sie ruhiger zu werden. Tödtlich verwundet, brach sie in eine Fluth von Thränen aus.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Morgen des folgenden Tages — es war am 1. August 1800 — begab sich Graf Lynar auf die Hühnerjagd. Er jagte von acht Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags, ohne dadurch heiterer zu werden. Ein dunkles Vorgefühl sagte ihm, daß seiner Maitresse etwas Unangenehmes begegnet sei; diese Ahnung machte ihn unruhig. Mehr als einmal war er entschlossen, zu ihr hinauszureiten, um sich Gewißheit zu verschaffen. Immer aber hielt ihn eine ihm selber unerklärliche Furcht zurück, seinen Vorsatz auszuführen. Er verschob ihn von Stunde zu Stunde.

— Unangenehmes, sagte er zu sich, erfährt man noch immer frühzeitig genug. Angélique macht mir Kummer und Sorge. Wer weiß, ob ich nicht ruhiger und glücklicher wäre, stünde nicht immer ihr Bild zwischen mir

und meiner Frau, deren tiefgekränkter Stolz mir niemals vergeben wird, daß die ehemalige Dienerin mehr Gewalt über mich besitzt als sie, mein Weib. Aber so leid Letzteres mir auch thun mag, immer zieht ein dämonischer Zauber mich in Angélique's Schlingen zurück. Immer mehr und mehr fühle ich die Unmöglichkeit, mich von ihr loszureißen. — Wenn ich sie einen Tag lang nicht gesehen habe, treibt mich bange Sehnsucht in ihre Arme zurück. — Je näher ich ihrem Hause komme, desto lauter pocht mein Herz. So oft ich zu ihr eile, beschleicht mich die Furcht, sie nicht zu Hause zu finden. Wie oft schon hatte ich mir eingebildet, daß Angélique mir untreu geworden und bald mit Diesem, bald mit Jenem durchgegangen sei! Ueberall erblicke ich Nebenbuhler und Verräther. Von Tag zu Tage werde ich argwöhnischer, mißtrauischer, eifersüchtiger. Wie oft ich mich auch fragen mag, worin der Zauber dieses Weibes ruht, niemals weiß ich mir darauf eine richtige Antwort zu geben. Häufig betrachte ich sie minutenlang, ohne zu wissen, was mich zu ihr hinzieht. Hat sie nicht Mund und Augen wie jede Andere? Warum aber dünkt sie mir schöner als Tausende ihres Gleichen? Nur darum, weil ich sie liebe! Aber warum liebe ich sie wohl? Hic haeret acqua! sagt der Lateiner.

Gegen Vier ritt er nach Hause. Der Gedanke,

der ihn fortwährend beschäftigte, war Angélique. Und dennoch vermied er es, sie heute zu besuchen, weil eine Stimme seines Herzens ihm sagte, Angélique werde ihn mit Vorwürfen empfangen, weil sie seinetwegen gekränkt worden sei. Ein Herz, welches liebt, ist hellsehend. Liebe durchschaut und löst jedes Räthsel.

Nach Lübbenau zurückgekehrt, war er nicht wenig erstaunt, die Gräfin zu sehen, die ihn heute mit weit mehr Freundlichkeit als gewöhnlich am Eingange des Schlosses erwartet hatte.

— Wie froh bin ich, Dich wieder zu sehen! sagte die Gräfin. Wenn ich heute um Dich mehr als jemals besorgt gewesen bin, so lag der Grund einzig und allein darin, daß mich in vergangener Nacht ein böser Traum gequält hat. Heute Abend erzähle ich ihn Dir.

— Ich bin erhitzt, wie Du siehst, und will vor Allem die Kleider wechseln, sagte der Graf, vom Pferde steigend, dessen Zügel er einem seiner Stallknechte zuwarf.

Lynar flog die Schloßtreppe hinan. Seine Gemahlin folgte ihm. Im Garderobezimmer angelangt, sagte er zu seiner Frau:

— Während ich mich umkleide, kannst Du mir einen Gefallen erweisen. Bringe mir ein Glas frischen Wassers.

Die Gräfin eilte zur Thür hinaus.

— Wenn ich mich umgekleidet habe, sagte der Graf leise vor sich hin, dann eile ich zu Angélique. Neugierig bin ich zu erfahren, was gestern oder heute draußen auf ihrer Villa vorgefallen sein mag.

Gleich darauf kehrte die Gräfin zurück.

— Du bist noch immer sehr erhitzt, sagte sie. Iß, bevor Du dieses Glas frischen Wassers trinkst, ein Stückchen von diesem Mandelkuchen.

— Gib her, liebes Kind, sagte Lynar und aß den Kuchen, den sie ihm hinreichte.

— Wohl bekomme es Dir! sagte sie.

— Ich danke, sprach der Graf und leerte dann mit Einem Zuge das ziemlich große, mit eiskaltem Wasser angefüllte Glas.

— Das hat geschmeckt! rief er aus. — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Eine Viertelstunde später war er todt.

Als die Kunde vom plötzlich erfolgten Tode des Grafen mit der Schnelligkeit einer bösen Seuche von Haus zu Hause und, drei Stunden später, auch zu Angélique's Ohren drang, faßte Letztere einen raschen Entschluß: sie rächte sich auf infame Weise.

— Seine herzlose Frau hat ihn vergiftet! rief Angélique. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

„Calumniare audacter, semper aliquid haeret.“ Je größer und kühner die Verleumdung ist, desto leichter findet sie Eingang und Glauben.

Am andern Morgen wiederholte ganz Lübbenau:

— Sie hat ihn vergiftet durch Kuchen!

Angélique triumphirte, die Gräfin aber verzweifelte. Im Munde des Volkes war sie seitdem auch Giftmischerin. —

Einundzwanzigstes Kapitel.

In dem Zeitraume vom 1. August 1800, an welchem Graf Rochus zu Lynar im Alter von kaum siebenundzwanzig Jahren so urplötzlich gestorben war, bis zum 10. April 1802, an welchem Tage sich die verwitwete Gräfin zu Lynar mit dem Grafen Hans Ferdinand Ludolph von Kielmannsegge vermählt hatte, verlor sie ihren Vater, Peter August von Schönberg, einen ihrer beiden Söhne, den Grafen Rochus Karl, der am 4. September 1801 starb, und sechsundzwanzig Tage nach dem Ableben ihres Gemahls auch den Freund ihrer Mutter, jenen unglücklichen Marchese Pietro Alvise d'Agdolo, der nach fast vierundzwanzigjähriger Gefangenschaft am 27. August 1800 als ein Opfer der Unversöhnlichkeit Friedrich August's des Gerechten auf der Festung Königstein seinen letzten Seufzer aushauchte.

Als der Kurfürst durch einen vom Commandanten der Festung abgesandten Eilboten das Ableben jenes Mannes erfuhr, sagte er zu einem seiner Vertrauten:

— Mit diesem Agdolo, der vor drei Stunden seine Augen geschlossen hat, ist eines der dunkelsten Räthsel der sächsischen Geschichte und eines der gefährlichsten Werkzeuge der bösen Plane Unserer in Gott ruhenden Frau Mutter heimgegangen. Der Tod hat ihm den Mund geschlossen. Jetzt habe ich nichts mehr zu fürchten!

Die Gräfin Kielmannsegge legte Trauer an.

Schluß des ersten Bandes.